P. o. germ. 651^a/(1

<36602250760012

<36602250760012

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 651 a/1

m

~~Hist. lit. Germ. 958.~~

Hist. lit.

Die schöne Litteratur
Deutschlands,

während

des achtzehnten Jahrhunderts.

Dargestellt

von

Franz Horn.

Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai.
1812.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem Leser.

Indem ich dieses Werk dem Deutschen Publikum übergebe, habe ich nur sehr wenige und einfache Worte voraus zu schicken.

Wohl erkennend, daß hier von einem Gegenstande die Rede sei, der die Neigung und das Interesse der gesammten Nation in vorzüglichem Grade erregt hat, und stets erregen wird, machte ich mir bei der Ausarbeitung dieser Schrift, besonnene Ueberlegung, Klarheit, Ruhe und Unpartheilichkeit zu den ersten Gesetzen; wobei es sich indessen wohl von selbst versteht, daß die letztere die ewige Partheilichkeit für alles Schöne und Gute, und wider alles Schlechte und Verkehrte, nicht bloß nicht ausschließt, sondern voraussetzt.

Unbefangen, doch nicht anders als mit sorgfältigem Fleiß, gab ich stets nur mein eigenes Urtheil, denn es dünkten mich oft-

mals wenigstens zwei Drittheile unserer Literaturhistorien beinahe überflüssig, weil diese meistens nur das wieder geben, was wir schon früher reiner und klarer aus der ersten Hand empfangen haben.

Da wir bekanntlich noch kein Werk besitzen, das sich mit der Geschichte und Kritik der Deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ausschließlich beschäftigt hätte, so begegneten mir manche Schwierigkeiten, die zu bekämpfen eine besondere Anstrengung erforderten.

Bei der ersten Ansicht dürfte dieses Buch vielleicht manchem Leser nur als fragmentarisch erscheinen, und es könnten dann wohl gar Einige meinen, es sei ohne eine ganz gesicherte Ordnung abgefaßt worden. Man möchte vielleicht wünschen, daß das Jahrhundert in einige Perioden zerfalle, oder daß die Reihe der Jahrzehnte als geschichtlicher Leitfaden diene. Endlich möchte man auch noch verlangen, angedeutet zu sehen, wie und was durch eine Periode zur Gestaltung der nächstfolgenden gewirkt worden sei, und wie deren Erscheinung sich genetisch erklären lasse.

Diese Einwürfe werden indeß schwinden, wenn man Folgendes erwägen will. Die schöne Literatur der Deutschen hat keinesweges den Charakter der Englischen oder Französischen, in der allerdings fast alles geordnet und aneinander gereihet erscheint, weshalb eine solche denn auch bei weitem bequemer zu schildern ist, als unsre vaterländische. Diese hat wirklich das Ansehn des Fragmentarischen, wobei man sich indeß erinnern wolle, daß das wahre Fragment eine kleine, aber vollständige Welt in sich selbst begründe, diese hat ferner das Ansehen des Ungeordneten, so wie wohl auch die Natur selbst dem ersten Blicke des Beschauers sich also darstellt. Die ästhetische Bildung der Deutschen ist überhaupt nur individuell, und keinesweges national, und es ist gerade die Aufgabe des Literaturhistorikers, sie in dieser ihrer wahren Gestalt darzulegen. Wer sie anders dargestellt zu sehen wünschte, der würde in der That etwas durchaus Fremdartiges wollen, das die Deutschen sich nimmer aneignen möchten. Deshalb ist denn hier jenes scheinbar Fragmentarische und Ordnungslose das wahrhaft Charakteristische und Systematische.

Perioden finden sich in der Geschichte der ästhetischen Kultur der Deutschen des achzehnten Jahrhunders im strengeren Sinne nicht, man müßte es denn in zwei grell geschiedene Theile zerfallen lassen, deren erster bis etwa zur Erscheinung des Klopstockischen Messias reichend, Verkehrtheit, Undeutschheit, Leere und Dürre bezeichnete, so wie der letztere das fröhliche Erwachen uud neue Aufblühen der Kunst. Abgerechnet aber, daß hier dennoch sich keine bestimmte Jahrszahl angeben ließe, abgerechnet ferner, daß jene früheren Decennien ihre eigentliche Wurzel in dem letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts finden, und, als bloß nachahmend das Nichtnachahmungswürdige, keiner wahrhaftigen Periode den Namen geben können, so würde auch eine solche Eintheilung, so bequem sie auch sich machen ließe, wenig oder nichts zur Erleichterung der Uebersicht beitragen. Dasselbe gilt von dem Ordnen nach Jahrzehnten, die sich in einer Geschichte der vaterländischen Cultur nur mit Willkühr und durch einen unstatthaften und falschen chemischen Proceß würden haben scheiden lassen.

Was endlich jenen letzten Einwurf betrifft,

dem zufolge man angedeutet sehen möchte, wie eines aus dem anderen floß, so findet sich hier eine entschiedene Unmöglichkeit dem Verlangen zu genügen, eben weil die Bildung der Deutschen rein individuell ist und nur von innen heraus sich erzeugend, nach innen hin zurückwirkt. Man könnte beinah ohne Uebertreibung sagen, daß kein wahrhafter Deutscher Dichter irgend einer Periode angehört, sondern nur in sich selbst gegründet über der Zeit steht. So lebte Klopstock neben Gottsched, und Gellert neben Stoppe. Es fließt in unserer vaterländischen Literatur wenig oder nichts auseinander heraus, sondern jeder wahrhafte Dichter bildet einen einzelnen Strom für sich, und nur die ewige Quelle der Schönheit ließ ihn entstehen. Sollten wir uns dieser Wahrheit, die allein unserer vaterländischen Literatur Charakter und Farbe leihet, widersetzen wollen, nur um der größeren Bequemlichkeit willen, die entstehen würde, wenn es nicht so wäre? Jene Erleichterungs- und Bequemlichkeitsmethode findet ihren Platz in der Französischen, Englischen, vielleicht auch in der Italienischen Literatur; nicht aber in der unsrigen, der sie ihre

Wesenheit rauben würde. Die einzelnen Belege für diese ausgesprochene Ueberzeugung findet man in dieser Schrift selbst von Anfang bis zu Ende.

Ein Buch wie dieses durfte und konnte nicht ohne Milde, doch auch nicht ganz ohne Ironie im Einzelnen, geschrieben werden, welches hoffentlich nur für sehr wenige Leser bemerkt zu werden braucht.

Zum Schlusse verstatte man mir den innigen Wunsch auszusprechen, daß diese Schrift das Ihrige beitragen möge, die alte kräftige Neigung der Deutschen für die vaterländische Poesie wieder zu erwecken oder von neuem hervorzurufen.

Berlin, am 6. Januar 1812.

Franz Horn.

Inhalt,

nebst dem Namenverzeichnisse sämtlicher in diesem Werke angeführten Schriftsteller.

Ein Wort zur Einleitung.
Allgemeine Bemerkungen über den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. §. 1.
Wissenschaftliche Cultur. Thomasius. §. 2. 3.
Aesthetische Cultur. Rückblick auf Opitz, Flemming, A. Gryph, Lohenstein, Hoffmannswaldau. §. 4.
Francisci, Ziegler, Fuchs, Schröter, Männling, Hübner, Menantes, Uhse, Talander, §. 5.
Canitz, Besser, Wernack. §. 6.
Undeutschheit und Nachahmerei. §. 7. 8.
Vermischte, zum Theil tröstende Bemerkungen. §. 9. 10. 11.
Leibnitz. §. 12. 13.
Wolff. §. 14.
Lange. Baumgarten. §. 15.
Postel, Feind, Ch. Gryph, Pietsch, Richey. §. 16.
Brockes, Mosheim. §. 17.
Günther, Liscov. §. 18.
Königsdorf, Lehms, Gundling. §. 19.
Beginnender Streit der Schweizer und Leipziger Sekte. —
Bodmer und Breitinger. §. 20. 21. 22.
Gottsched. §. 23. 24. 25.
Hagedorn. §. 26.

Haller. §. 27.
Gleim. §. 28. 29.
von Kleist. §. 30.
Uz, Spalding, Jerusalem. §. 31.
Gellert. §. 32. 33. 34.
Schlegel. §. 35.
Rabener. §. 36.
Weisse. §. 37.
Klopstock. §. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44.
Ramler. §. 45.
Karschin. §. 46.
Lichtwer, Zachariä. §. 47.
Brawe, v. Cronegk. §. 48.
Zernitz, Rost, v. Creutz, Mylius, Löwen, Gärtner, Ebert, Gieseke. §. 49.
Sucro, Huber, Witthof, Unzer, Drollinger. §. 50.
Dusch. §. 51.
Allgemeine Bemerkungen über den damaligen Zustand der schönen Literatur in Deutschland. §. 52. 53.
Winkelmann. §. 54.
Lessing. §. 55. 56. 57. 58. 59. 60.
Geßner. §. 61.
Cramer. §. 62.
Herder. §. 63. 64. 65.
Kästner. §. 66.
Wieland. §. 67. 68.
von Goethe. §. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88.
Lenz. §. 89.
Sturz. §. 90.
Hamann. §. 91. 92. 93.
Klinger. §. 94. 95.
Heinse. §. 96.
Musäus. §. 97.

Hölty. §. 98.
Willamov. §. 99.
Gerstenberg. §. 100.
von Thümmel. §. 101.
Nicolai, Engel, Garve, Sulzer, Mendelssohn, Eberhard. §. 102. 103.
Denis. §. 104.
Mastallier, Kretschmann. §. 105.
von Göckingk. §. 106.
Gotter. §. 107.
Miller. §. 108.
von Schiller. §. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119.
Babo. §. 120.
Pfeffel. §. 121.
Götz. §. 122.
J. G. Jacobi. §. 123. 124.
von Hippel. §. 125.
Leisewitz. §. 126.
Lichtenberg. §. 127. 128. 129.
Bürger. §. 130. 131.
Neander. §. 132.
Claudius. §. 133.
Schubart. §. 134.
Boie. §. 135.
Michaelis. §. 136.
F. H. Jacobi. §. 137.
Leopold v. Stolberg. §. 138.
Christian v. Stolberg. §. 139.
Jean Paul. §. 140.
von Alxinger. §. 141.
Matthisson. §. 142. 143.
von Salis. §. 144.
von Müller. §. 145.
L. F. Huber. §. 146. 147.

Lavater. §. 148. 149.
Kosegarten. §. 150. 151.
Heydenreich. §. 152.
Hermes. §. 153.
G. Müller. §. 154.
Haug. §. 155.
Neubert. §. 156.
von Kotzebüe. §. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168.
Tiedge. §. 169. 170.
Jünger. §. 171.
Schröder. §. 172.
Gedike. §. 173. 174. 175. 176. 177.
Brandes. §. 178.
von Knigge. §. 179. 180.
Moritz. §. 181.
Meißner. §. 182.
Küttner. §. 183.
Voß. §. 184. 185. 186. 187.
Blumauer. §. 188.
von Nicolay. §. 189.
Lafontaine. §. 190. 191. 192. 193. 194.
Iffland. §. 195. 196. 197. 198. 199. 200.
Andeutungen über die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstehende philosophisch-ästhetische Revolution, über den Geist der schönen Literatur im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, und über die Art, wie die Geschichte desselben zu behandeln sei. §. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208.

Ein

Ein Wort zur Einleitung.

Wenn die gesammte Geschichte der letztern Jahrhunderte, sowol in Hinsicht auf die Kultur im Allgemeinen als auf die Politik im Besonderen, ohne einen steten Rückblick auf die Reformation Luthers und Calvins, nicht vollständig begriffen werden kann, so wird auch die Gestalt und das Wesen des achtzehnten Jahrhunderts nicht klar erkannt werden können, ohne das Zurückschauen auf den dreißigjährigen Krieg, welcher gewissermaßen die Reformation beschließt. Deutschland hatte in diesem beispiellosen Kampfe dem gesammten Europa ein Schauspiel gegeben, desgleichen die Weltgeschichte bis dahin noch nicht aufgeführt hatte. Es hatte Deutschland, entzweit im Urtheil und Glauben, unselig getheilt in zwei fast gleiche Hälften, die herrlichsten Kräfte aufgeboten, um sich noch einmal in seiner ganzen alten Glorie zu zeigen; aber auch, um sich selbst zu ver-

wunden und sich selbst zu vernichten. So folgte denn jenem großen und in gewissem Sinne heiligen Kampfe, ein beengender Friede, den nur eine fast vollendete Erschöpfung gewähren konnte, ein Friede, der gleichsam den bittersten Gegensatz zu jenem kraftvollen Kriege bildet, und eine demüthige Ergebung erkennen ließ, die nur aus jenem Aufgebote aller Kräfte, die jetzt leider in sich selbst zusammen gesunken waren, erklärt werden kann. Nicht Deutsche waren es, die den Westphälischen Frieden schlossen; Frankreich und Schweden waren die Gebietenden, und obwohl das erstere Reich erst in den letzteren weniger bedeutenden Jahren des Streites, sich in den Kampf gemischt hatte, so schrieb es doch jetzt Gesetze vor, die Ferdinand III. gewähren mußte. Dieser Kaiser, der Deutschland an den selbstgeschlagenen Wunden fast hatte verbluten sehen, konnte jetzt von allen Tugenden eines Mannes, keine andere üben, als Anstand im Unglück und Geduld, er mußte Bedingungen eingehen, die in den glücklicheren und kräftigeren Zeiten der Vergangenheit, kein Deutscher würde zugestanden haben. Jener Frieden zu Münster und Osnabrück, der noch so oft von denen, die der Geschichte unkundig sind, als eine Wohlthat für Deutschland betrachtet wird, setzte nicht bloß die politische Schwäche Deutschlands als noth-

wendig und gewissermaßen konstitutionsmäßig fest, sondern er enthielt auch den Keim zu neuen Kriegen, die in der That keine menschliche Klugheit von Deutschland abwehren konnte.

Ferdinand III. starb im Jahr 1657, und ihm folgte Leopold I., ein Mann, dem wir zwar wegen seiner Gutmüthigkeit, Kunstfertigkeit, Standhaftigkeit und Geduld unsere Achtung nicht versagen dürfen, dem wir aber das Herrschertalent im höheren Sinne absprechen müssen. Leopold selbst schien es zu fühlen, daß er in dieser rauhen, gewitterschweren Zeit nicht Kraft genug besitze, um das von vielen Seiten her drohende Unglück abzulenken, und wandte deshalb sein ganzes Wesen nur an, um die ihm unabänderlich scheinenden Leiden mit Standhaftigkeit zu erdulden. Die Uneinigkeit unter den Deutschen Fürsten selbst, die Kriege mit Frankreich, die man im ganzen Laufe des siebzehnten Jahrhunderts fast nur nach verlorenen Schlachten berechnen kann, (indem z. B. das einzige Jahr 1674 fünf für die Deutschen unglückliche Treffen aufzeigen kann) die ewige Gährung Ungarns, der furchtbare Heranzug der Türken bis nach Wien, dessen Eroberung nur das letzte Aufgebot der deutschen Treue, so wie die Theilnahme eines edlen Polnischen Fürsten abwehren konnte: dies alles nahm

Leopolds Kraft so ganz in Anspruch, daß es schien, als glaube er zuletzt nur noch an Unglück und Jammer, nicht mehr an das Gelingen der bedachtesten Plane, nicht mehr an den Sieg der gerechten Sache. Daß er aber bei diesem ruhigen Unglauben, bei dieser, wenn wir so sagen dürfen, gelassenen Verzweiflung, dennoch niemals aufhörte, der guten Sache seine Thätigkeit zu widmen, daß er dennoch niemals seiner moralischen Würde etwas vergab, das wollen und müssen wir ihm als etwas Bedeutendes anrechnen. Um consequent zu handeln, ist vor allen Dingen Vertrauen zu sich selbst, zu den Menschen, und zu Gott vonnöthen: Leopold besaß nur das Letztere, und auch wohl nur in sofern, als er in ihm den Geber der Geduld erblickte, die ihm bei dem stets erneuerten Unglück, des Reichs so wohl als seiner Erbstaaten, als die nothwendigste aller Tugenden erschien. Zu handeln und zu siegen verstand er nicht; wohl aber zu dulden, und consequent zu sein im duldenden Leben. Man darf vielleicht sagen, daß Leopolds Haupteigenschaft, auch zur Haupttugend der damaligen Deutschen wurde, wobei man indessen zum Theil mehr auf den äußerlichen als innern Anstand Rücksicht nahm.

Indem wir die specielle Geschichte Deutsch-

lands während der damaligen Zeit, deren Darstellung ohnehin nicht hierher gehören würde, als bekannt voraus setzen dürfen, halten wir diese allgemeinen und kurzen Andeutungen zu dem Zwecke des gegenwärtigen Werks für hinreichend. Möge der Leser sich zuvörderst ein Bild der früheren glänzenden Jahrhunderte Deutschlands vor Augen stellen, möge er zweitens den Zeitpunkt der Reformation erwägen und iu allen seinen Folgen, als deren letzte der westphälische Frieden zu betrachten ist, überschauen, möge er endlich das durch denselben als nothwendig hervorgehende Sinken Deutschlands als einer politischen Macht, betrachten, und sodann zu der Dentschen Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts übergehen.

§. 1.

Wie fand das Jahr 1701 die Deutschen? In der politischen Welt war nach einer dreijährigen elenden Waffenruhe, die der Riswycker Frieden (1697) veranlaßt hatte, ein neues reges Leben eingetreten. Ludwig XIV streckte nach der reichen Erbschaft Spaniens die Hände aus, und so tief geschwächt sich auch Leopold I. durch die beiden früheren jammervollen Kriege, die er mit ihm geführt hatte, fühlen mußte, so vermochte er doch zu dieser neuen Anmaßung nicht zu schweigen. Während die Unterthanen in seinen Erbstaaten sich mit Eifer rüsteten, erging an die Fürsten Deutschlands der Ruf und die Mahnung um pflichtmäßige Treue und Hülfe. Mit besserem Eifer als gewöhnlich folgte man dem Ruf, denn Friedrich I, der das neue Jahrhundert mit einer Selbstkrönung begann, und Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, der (1692) die neunte Knrwürde erhalten hatte, beide durch Dankbarkeit an den Kaiser gefesselt, gingen den übrigen Fürsten mit edlem Beispiele voran. Nur der Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, (reg.

1679 — 1726) von Frankreich gewonnen, trennte sich von dem würdigen Bunde, doch die Strafe ereilte ihn diesmal mit rascheren Schritten als sie sonst zu gehen pflegt, und erst spät wurde das was sich von außen und nach außen hin zurückgeben läßt, ihm zurückgegeben.

Es schien als hätten die Deutschen es durch ihre früheren unglücklichen Kriege mit Frankreich eingesehen, daß sie nicht wetteifern könnten mit dieser Nation in Hinsicht des Vermögens, den Moment rasch aufzufassen und zu benutzen, nicht in der ewig regen sinnlichen Anschauung, und wenn ich so sagen mag, in der Arithmetik des Verstandes. So hatte man denn aus dem Auslande würdige Feldherrn gewählt, Eugen von Savoyen und den Englischen Fürsten Marlborough, und wenn sich auch das Deutsche Gefühl dadurch verletzt fühlen mußte, so gab es doch den Trost, daß ein rein Deutscher Mann, Ludwig von Baden, ihnen zur Seite stand, und an Feldherrntalent nicht unrühmlich mit jenen großen Führern wetteiferte.

§. 2.

Die wissenschaftliche Kultur der Deutschen, hatte um diese Zeit zwar nichts von ihrer alten Gründlichkeit verloren, doch desto mehr von ihrer regen Lebendigkeit. Die alten aristotelisch

scholastischen Formen, noch dazu sehr oft irrig aufgefaßt, bestanden in ganzer furchtbarer Strenge, und es schien, als dürfe sich keine neue große Idee gegen sie aufwagen. Die Philosophie war zur bloßen, nicht einmal klar gedachten Logik geworden, die Theologie nicht selten zur dürren Zwangsmoral und liebeleeren Polemik. Wohl gab es Manche, die diesen traurigen Zustand einsahen, und eine Umwandlung wünschten, aber der kühne, selbstständig schaffende Geist fehlte, der sie allein hätte hervorrufen können. So hatte man schon früherhin in schmählicher Selbstverleugnung angefangen, vom Auslande zu borgen, traurig irrend, als könne irgend etwas wahrhaft Gutes von Außen her angeeignet werden. Doch dieser Irrthum war nur zu bald von Vielen geheiligt worden, und so kam es, daß man nicht selten mit den geliehenen Waffen, fremder Seichtigkeit und Gemüthlosigkeit, die im Innlande selbst erzeugte Trockenheit und Pedanterie bekämpfen wollte. Da war kein rechter Kampf und kein rechter Sieg möglich, wo beide Theile Unrecht hatten. Hier ist zuvörderst Christian Thomasius (geb. 1655, gest. 1728) zu nennen, dessen Verdienste häufig überschätzt, häufig aber auch ganz verkannt worden sind. Eine entschiedene Unzufriedenheit mit dem was er in Littera-

tur und Kunst der Deutschen vorherrschen sah, machte ihn zum Schriftsteller. Ihn, den Raschbewegten, ärgerte das trockne Formwesen der Wissenschaft und die Elephantenartige Steifheit im äußern Leben seiner Landsleute. Was tiefer bei ihnen lag, sah er wohl selbst nicht ein; um so mehr aber fand sein witziger Geist das Lächerliche an ihnen auf, und da er sie dennoch liebte, und von allen Seiten den Spott des Auslandes auf Deutschland eindringen sah, so schien es sein Plan, selbst spottend sie nach und nach von jenem Spotte zu befreien.

§. 3.

Er bot ihnen manches Gute und manches Schlechte, er brachte die Deutsche Sprache, die damals fast kein Deutscher Gelehrter verstand und redete, wieder zu Ehren; nur mußte man beklagen, daß das Erste, was er in der vaterländischen Sprache schrieb, eine Einladung an die Deutschen war, sich der französischen galanten Manieren zu befleißigen. Er gab ihnen das erste Journal, den ersten Stoß zur Aufklärung, und als diese ihm nicht genügte, empfahl er ihnen die Mystik, die er aber am Ende wieder verwarf, um von neuem zu einer nur noch mehr geklärten Aufklärung zurückzukehren. Bei allem diesen Wankelmuth, bei allen diesen Irrthümern verdankt

ihm dennoch die Wissenschaft etwas recht sehr Großes, ein freieres lebendiges Leben, wenn auch, wie durchaus nicht geläugnet werden kann, demselben ein höheres Prinzip gemangelt hat. Er war kein Philosoph, doch bezeichnete ein eifriges Streben nach dem, was er allein als Philosophie anerkannte, der Rechts- und Tugendlehre sein ganzes Leben. Es gelang ihm wenigstens hie und da bei den muthigeren Jünglingen, an die er sich wie billig ganz besonders wandte, die bequemen Polster der alten fast versteinerten Philosophie lächerlich zu machen, was ihm um so mehr gelingen mußte, da er in die dürre Zeit wenigstens etwas von Witz und Laune mitgebracht hatte, dessen nur wenige damals Lebende sich rühmen konnten. Dem ungeachtet war das Resultat seines Wirkens nur temporär, ja sogar nur momentan, denn er fand nie den Weg, auf das Gemüth der Deutschen im Allgemeinen zu wirken, da es ihm leider selbst fehlte.

§. 4.

Wenden wir uns jetzt zu der ästhetischen Cultur der Deutschen, als das neue Jahrhundert sie gleichsam fragend ansah, so ist die betrübte Antwort zu geben, daß leider fast gar keine vorhanden war. Die tiefen und herrlichen Töne eines Opitz, Flemming, Andreas Gryph

u. s. w. waren fast gänzlich verhallt, und als Muster der Dichtkunst, galten nur Lohenstein und Hoffmannswaldau. Es ist an einem andern Orte *) ausführlich über den litterarischen Charakter dieser Männer geredet worden; hier sei Folgendes genügend. Es war der Hochmuth, durch den sie fielen. Sie wollten die Farbe noch farbiger, den Ton noch tönender, das Schöne noch schöner haben als schön. Darum entschwand ihnen das Schöne, das sich nur dem einfach frommen und bescheidenen Gemüthe kund thut, und sie schrieben schlecht, weil sie besser schreiben wollten als gut. Wenn aber ein solcher kolossaler Irrthum, wie der ist, den wir bei ihnen antreffen, als eine höchst interessante Erscheinung betrachtet zu werden verdient, so hört doch alles und jedes Anziehende desselben auf, so bald wir ihn nachgeahmt finden. Dies war bereits bei dem Leben jener Männer der Fall gewesen, und es geschah noch bei weitem mehr, als ihr Tod sie gewissermaßen heilig sprach bei den Deutschen, denen man damals mit Recht nachsagte, daß sie gern bewunderten und heilig sprachen, so wie man ihnen jetzt, im neunzehnten Jahrhundert, vielleicht

*) S. Meine Geschichte der Deutschen Poesie und Beredsamkeit, Abschnitt V.

den entgegengesetzten Fehler nachsagen darf. Man hatte kaum mehr Poesie und Beredsamkeit, sondern nur eine Lohensteinische Art zu dichten und zu reden, sie war zu einem bequemen Geländer geworden, welches sicher zu leiten schien, während es zu nichts führte als zur kalten Fehlerhaftigkeit, und talentlosen Verkehrtheit. Das was wirklich gut und bedeutsam in jenen Schriftstellern ist, wurde fast ganz übersehen oder doch wenigstens nicht geahmt, desto mehr ihr Verfehltes: ihre bleierne Gelehrsamkeit, ihre Ueberfülle von verworrenen Bildern, ihre mechanische Schwerfälligkeit, ja sogar auch ihr Unsittliches und Unzüchtiges. Zu dem Letztern hatte besonders Hoffmannswaldau den Ton angegeben, und viele Deutsche Dichter stimmten ihm bei. Nie aber wird der Deutsche, der von Natur zu nichts Sinn hat, als zu dem Reinen, Sittlichen und Edeln, widerlicher und gemeiner, als wenn er sich eine ihm ganz fremdartige Laxität und Frivolität anzueignen strebt; dann aber auch desto verächtlicher.

§. 5.

Es hat sich auch wohl in neuern Zeiten zugetragen, daß gewisse ausgezeichnet geistreiche Redner und Dichter den Geschmack der meisten Zeitgenossen beherrscht haben; doch gewiß nicht eine

so lange Zeit, als Lohenstein, dessen litterarisches Consulat fast 60 Jahre füllt. Während beinahe alle Deutsche Dichter in seinem Sinne zu arbeiten sich beflissen, waren auch die Theoretiker bemüht, seine Grundsätze in Poesie und Rhetorik festzustellen, und auf diese Weise die Geister völlig zu bannen. Francisci, Ziegler, Fuchs, Schröter, Männling u. s. w. sind hier zu nennen als Redner, Historiker und Aesthetiker in dem angegebenen Verstande, obwohl mitunter auch wider ihren Willen der Geist des Schwächlichen und Kriechenden sich in ihren pathetisch aufgetriebenen Styl mischt. Es hatte sich nämlich ein bedeutender Gegner Lohensteins gefunden, Christian Weise, Schulrektor in Zittau, welcher der fast allgemein geliebten überschwenglichen Erhabenheit und dem forcirten Pathos abgeneigt, den entgegengesetzten Weg einschlug, und der äußersten Natürlichkeit nachstrebte, statt deren aber oft nur das Niedrige und Gemeine erhaschte. Da es ihm übrigens nicht ganz an Witz und leichter Beweglichkeit fehlte, und sich denn auch seine Schriften mit ganz besonderer Bequemlichkeit lesen ließen, so fand auch er nicht wenige Anhänger, von denen wir hier besonders Hübner, Menantes (Hunold) Uhse, Talander, (August Bohse) u. s. w. nennen wollen.

So war denn also Deutschland in der Liebe für das Hochhintrabende, Ueberprächtige und unnatürlich Geschwollene im Styl und in der Neigung zu dem durchsichtig Flachen, Niedrigen und Gemeinen getheilt. So schmerzlich es sein mag, dieses anzuerkennen, so dürfen wir uns doch, durch keinen irren Patriotismus verleitet, der entschiedenen Wahrheit weigern, denn es giebt fast kein Buch aus jener Zeit, das nicht Belege böte für jene Behauptung. Vielleicht gewährt es einigen Trost, daß die damalige Geschmacklosigkeit Deutschlands, beinahe von dem gesammten cultivirten Europa getheilt wurde, wobei uns die mannigfaltigen Formen, in denen sie bekanntlich auftreten kann, nicht täuschen werden. Es hat, dünkt mich, niemals eine so ganz und gar schönheitslose Zeit gegeben, als am Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Man sehe nun auf das Leben im Allgemeinen und die gesellschaftlichen Formen, oder auf die Behandlung der plastischen und musikalischen Künste, oder man gehe ganz in das Detail, und erinnere sich der Kleidung, wo die Schnürbrust, und die verstellende, langschößige, eckige Weste nicht ohne symbolische Bedeutung und allegorische Beziehung auftreten.

Es kann mir natürlich nicht unbekannt sein,

daß Frankreich damals das goldene Zeitalter der schönen Künste zu feiern glaubte, so wie auch, daß die meisten Deutschen dasselbe fast ein ganzes Jahrhundert ihm nachgeglaubt haben; indessen ist die Unhaltbarkeit jenes Traumes auch wohl schon früher gezeigt worden, denn der Irrthum, selbst der gefeiertste, verfestigtste, trägt ja doch immer den Tod auf den Lippen, mögen diese auch noch so viel von dem wahrhaftigen Leben reden.

§. 6.

Indessen traten auch in Deutschland hin und und wieder einige Männer auf, die sich dem herrschenden Ungeschmacke zu widersetzen suchten. Hier ist zuvörderst zu nennen: Friedrich Freiherr von Canitz, dessen Gedichte nicht ohne Feinheit und Glätte sind, und der Unbeholfenheit und Roheit manche heilsame Lehre gaben. Ferner Johann von Besser, Mitbürger und Freund des vorigen, in dessen Werken sich einige poetische Anklänge, ja so gar ein einziges ganz vollendetes Gedicht (von acht Zeilen) vorfinden. Ferner Christian Wernick *) der ein ausgezeichnetes Talent

*) Nicht „Wernike", wie überall gelesen wird. Sein wahrer Name, wie wir ihn oben angegeben haben, findet sich in der Vorrede zu Barthold Feind's Gedichten.

für das Epigramm mitbrachte, obwohl er nicht mit dem reichen, tiefsinnig-freundlichen, mildkräftigen Logau zu vergleichen ist. Ferner wollen wir sogar Neukirch nennen, der bald Lohensteins, bald Weises Fahne ergriff, und von Armuth und Hunger wenigstens nicht gehindert wurde, fließend zu reimen.

Den Deutschen wahrhaft helfen konnten indeß diese Männer nicht, denn Canitz ist glatt und flach, Besser faltenreich, steif und ceremoniös, Wernack hart in Sprache und nicht selten ungerecht im Gemüth, Neukirch endlich, der Flachste unter ihnen, in hohem Grade wäßrig. So war denn der Vortheil den sie brachten, nicht bedeutend und fast nur negativ.

§. 7.

Fast alles blieb wie es war, nur daß der nach und nach immer tiefer und tiefer einreißende Geschmack an französischer Litteratur und die damit verbundene platte Nachahmung das Uebel immer ärger machte. Zwar finden wir bereits in früheren Jahrhunderten manches eifernde Wort der

---

Stade 1708, wo er gleichfalls nicht wenig gepriesen wird, so daß der Vorwurf, als sei W. 40 bis 50 Jahre ganz vergessen worden, wegfällt.

der Besseren, daß die Deutschen sich zur Nachahmung und Aneignung des Fremdartigen herabließen; im Allgemeinen aber konnte das Uebel damals noch nicht aufkommen. Dieses war den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges, und dem darauf folgenden Frieden vorbehalten, der fast schlimmer erscheinen kann als der Krieg, so gräßlich er auch war. Wir wissen, daß Deutschland, treulich kämpfend für religiöse Ueberzeugungen, unselig zerfallen in zwei sich misverstehende Partheien, zuletzt vom langen großen Streit ermüdet, der Einwirkung fremder Völker anheim fiel. Man mußte Schwedens Hülfe durch theure Opfer, durch schöne Länder vom Mutterlande losgerissen, bezahlen, doch dann hatte man wenigstens den wahren Trost bei diesem Volk, daß es in der That abgefunden war; an Frankreich hingegen trat man nicht bloß Städte ab und Länder, sondern man wurde ihm gewissermaßen geistig zinsbar. Man fing an demüthig zu werden, man lallte nach, was in Frankreich gedacht wurde über Wissenschaft und Kunst, über die äußeren Formen des Anstandes, der Kleidung u. s. w. und während vielleicht unter allen Deutschen Fürsten nur Eine Stimme war über den dreizehnten und den gefährlichern vierzehnten Ludwig, war es dennoch das Streben fast aller die-

ser Fürsten, ihre Höfe und ihren Geschmack so einzurichten, wie der Französische war. Man haßte und bewunderte zu gleicher Zeit, und machte sich hart gegen den Stachel des Witzes und des Spottes, der natürlich nicht ausbleiben konnte, und in der That verletzend genug traf. Denn wahrlich jene Zeit ist es, durch welche Deutschland in der Meinung fremder Nationen, die den tiefern Werth nicht fassen konnten, gesunken ist: aus jener Zeit schreiben sich fast alle jene bitteren Scherze und Halbscherze her, mit denen Franzosen, Engländer und Italiener uns überschüttet haben: und wir noch heute müssen die Sünden der Väter tragen.

§. 8.

Während die Fürsten nachahmten ohne sonderliches Glück, ahmten die Schriftsteller mit noch geringerm nach. Man war unbeholfen in der Wahl der Vorbilder, unbeholfen in der Nachbildung selber. Man wählte von den Franzosen Balzac, Voiture, Boileau; von den Italienern insonderheit Marino und Loredano und andere ähnliche, halbschlechte, gefirnißte Autoren, und hielt sich ganz besonders an das Verfehlte derselben, um es mit desto größerer Bequemlichkeit zu sanktioniren. Wie anders handelten die früheren Deutschen Minnesänger. Auch sie ahmten

nach, aber als „Nachahmer, wie Nachahmer nicht sind," und dann nur einen Anselm Faidit, Arnaud Daniel, Arnaud de Merveilh, Giraut de Borneil, und ähnliche gemüthvolle Sänger.

Man urtheile indessen nicht zu schnell von den höhern Ständen und der Mehrheit der Schriftsteller auf die gesammte Masse des Deutschen Volks. Eine so wackere, sinnige und tiefe Nation kann nicht so leicht aus ihrem inneren Wesen herausgehoben werden, und es läßt sich höchstens bewerkstelligen, ihr einigen äußern fremdartigen Putz anzuheften, obwohl auch der schon übel genug steht. Im Gemüth blieb das Deutsche Volk sich selbst treu. Es hielt fest an dem lang schon anerkannten Bewährten, Gründlichen, an dem einfältig Großen, dem ungefärbten Wahren, der stillen, prunklosen Liebe. Man hatte die höhere politische Bedeutsamkeit hingegeben, für den wohlerstrittenen mit dem edelsten Blut erkämpften Glauben.

§. 9.

Ein fester Blick in das Familienleben der damaligen Deutschen belohnt uns für das Misbehagen, das uns die Erwägung des früher Genannten verursachen mußte. In einer solchen Familie war alles gleichsam durch prästabilirte Harmonie bereitet: des Mannes ernste Strenge

mit einem schönen Ueberrest von alter Ritterlichkeit in der Liebe, das ruhig unbefangene Rechtthun und Sorgen für Frau und Kinder, der Gattin demüthige Hingebung an den Herrn und Gemahl, (ein Wort, das alles ausspricht, was das Verhältniß gebietet) ihre entschiedene, zweifellose Frömmigkeit, die herrliche Zucht der gesunden Kinder, die unverdrossene Arbeit und blinder Gehorsam stärkt, die freundlich gesprächigen bewährten Hausfreunde, die des Abends kamen und die Mühen des Tages gemeinsam vergaßen, alles das bildete einen freundlich geschlossenen herrlichen Zirkel, in welchem Liebe und Religion, und muthige Fröhlichkeit walteten. Wahrlich, hätte man damals schon wie jetzt Familiengemälde geschrieben, wir würden etwas ganz anderes zu lesen bekommen haben, und jenes herrliche Wort würde nicht zum bon mot der Spötter geworden sein, die über den verfehlten Darstellungen die große Idee vergessen.

Man rede nicht von der Unbeholfenheit in den äußeren Formen, die als ein entscheidender Zug im Gemälde des Deutschen nicht fehlen dürfe, sondern man erinnere sich, daß jene Unbehülflichkeit nur als ein gerechter und gewissermaßen nothwendiger Fluch die Nachahmung des Fremdartigen, die „Ausländerei" allein traf.

Wer würde thörigt genug sein, in dem Leben Huttens, Sickingens, Berlichingens, Luthers, Opitzens, Flemmings und anderer reinen Deutschen der früheren Zeit, irgend eine Art von Unbeholfenheit finden zu wollen, wenn man nicht etwa jenes Wort, mit dem schönen Unvermögen, flach und glatt zu sein, verwechselt!

§. 10.

Auch am Schlusse des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts finden wir noch herrliche Spuren von jener Reinheit und Unverfälschtheit des Deutschen Sinnes, besonders in den mittleren Ständen. Eine kräftige Stütze für denselben war der Pietismus, der, in Leipzig entzündet, auf der neu errichteten, rasch aufblühenden Universität zu Halle, einen festen Sitz fand. Es ist hier die Rede von dem reinen Pietismus, den ich lieber den religiösen Quietismus nennen möchte, um durch das bloße Wort noch genauer zu bezeichnen, was eigentlich gemeint sei. Sein Wesen ist Ruhe in Gott und in Christo, vollendetes Verfestigtsein im Glauben, und ein stilles harmonisches Handeln in diesem Sinne, wobei freilich bei reizbareren Gemüthern eine mäßige Verachtung der Zeit und der Welt nicht wohl zu vermeiden war.

Uebrigens wollen wir durchaus nicht in Ab-

rede sein, daß jener Pietismus gar bald ausartete, auf der einen Seite in träge Rast, die sich als sinnige Beschaulichkeit geltend machen und die Gnade Gottes auch in ein verworrenes Gemüth herabbeten wollte, auf der andern in eine forcirte widerwärtige Mystik oder in phantastische Sinnlichkeit, die um so tiefer wüthete, je stiller sie sich nach außen hin halten mußte.

§. 11.

Die politische Schmach der Deutschen, wurde jetzt durch den Frieden von Utrecht und Rastatt von neuem gesteigert. Fruchtlos war in langen, mühevollen Jahren das Blut der Tapferen geflossen, fruchtlos waren die herrlichsten Siege erfochten, nach denen Ludwig, der sonst nie bat, oftmals demüthig den ehrenvollsten Frieden angeboten hatte. Die Anerbietungen waren mit Hohn zurückgewiesen worden, denn noch immer schien er nicht tief genug erniedrigt zu sein. Da erhob sich der alte König von neuem, und mit der Kraft der Verzweiflung. Das Glück lächelte ihm wieder, und verließ seine Gegner, die mit ihm die Nemesis gereizt hatten. So wurde Deutschland von neuem in seiner Wurzel angegriffen, und seine Kraft nach außen hin ermattete immer mehr und mehr. Doch je tiefer es von Frankreich gedemüthigt wurde, je mehr beeiferte es sich, zu be-

wundern und nachzuahmen. Die Vereinigung dieses Anstaunes und dieser sklavischen Nachahmung mit dem rüstigsten unauslöschlichsten Hasse, steht vielleicht als die seltsamste Erscheinung in der gesammten Geschichte der Menschheit da, und es dürfte schwer sein, irgend eine ähnliche Mischung streitender Gefühle und Ansichten aufzufinden.

Auch für das weitere Aufblühen der Wissenschaften zeigten sich ungünstige Aussichten. Den geistvollen Joseph hatte der Tod früh vom Kaiserthrone genommen und seinem Nachfolger kann die Geschichte kein ähnliches Beiwort geben. Auch Friedrich I., König in Preußen, der schon als Kurfürst (Friedrich III.) viel Löbliches für die Ermunterung der Wissenschaften gethan, und den neuen Königsthron mit seltener Pracht und farbigem Glanz geschmückt, hatte zu früh ein Leben geendigt, dessen äußere Bedeutsamkeit selten klar anerkannt worden ist. Seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm I. darf man nur nennen, um die ausschließliche ökonomische Neigung und die einseitig enge materielle Nützlichkeits-Liebe zu bezeichnen. Er begnügte sich nicht, die Wissenschaften und schönen Künste persönlich zu hassen, sondern er gab sie auch nicht selten dem öffentlichen Gespötte Preis. Manche andere Deutsche Fürsten fanden

jene Ansicht nicht minder bequem, theilten gern jene misverstandene Nützlichkeits-Tendenz, und ließen das Uebrige, als fremdartig, gehen wie es eben wollte. In der That ging es schlecht genug, doch mit desto größerem Ruhme sind Einzelne zu nennen.

§. 12.

Zwar fällt Leibnitzens philosophisches Wirken, größtentheils in eine etwas frühere, weniger unglückliche Zeit, doch auch die jetzige konnte es wenigstens nicht ganz aufhalten. Es kann hier nicht der Ort sein, seine Philosophie darzulegen, und ihren Mittelpunkt aufzuweisen; zweckmäßiger scheint es vielmehr, zwei Hauptgründe anzugeben, warum er bei aller Geistestiefe nicht so viel auf seine Landsleute und Zeitgenossen wirkte als man billig vermuthen sollte. Wir erwähnen zuerst sein Prinzip des Sich-accommodirens, das er früh genug an den Höfen gelernt hatte, deren Luft er fast während seines ganzen Lebens einathmete. Jene Accommodation, die in seinem praktischen Leben galt, ging leider auch nur zu bald in seine philosophischen Schriften über, und es begegnet uns nicht selten in seinen Schriften, von dem Trefflichsten, tief und kühn Gedachten, auf manchen mittelmäßigen flachen oder gar falschen, nicht ohne Süßlichkeit ausgebreiteten Gedanken, über-

gehn zu müssen. Es ist, als wolle er gleichsam durch die letzteren, die vornehmeren Leser um Vergebung bitten, daß er so oft durch seinen herrlichen Scharf- und Tiefsinn ihren Verstand auf eine fast gefährliche Weise in Anspruch nimmt. Es ist nicht ganz unmöglich, daß bei manchen mittelmäßigen Stellen eine gewisse Gattung von Ironie bei ihm gewaltet habe, aber die Deutschen ahndeten das nicht, und wurden nicht selten dadurch in ihrer Verehrung für ihn gestört, und wenn auch wir jetzt Lebenden uns keinesweges stören lassen wollen, in dem Gefühl der innigen Hochachtung für den herrlichen Denker, so müssen wir doch gestehen, daß vielleicht kein einziger Philosoph so vielen und häufigen Mißverständnissen ausgesetzt sei, als er. Davon trägt er meistentheils selbst die Schuld, und dieser Vorwurf kann, dünkt uns, nicht von ihm genommen werden.

§. 13.

Den zweiten Hauptgrund, weshalb Leibnitz nicht so vollendet auf seine Nation wirkte, als es ihm sonst wohl möglich gewesen wäre, finden wir in der ausländischen Sprache, deren er sich bediente. Der Irrthum, den er hier beging, scheint gedoppelt. Zuvörderst scheint es uns, oder

vielmehr wir sind vollkommen überzeugt, daß unter allen neueren Sprachen, die Deutsche die einzige sei, welche sich für die Darstellung der höheren Philosophie eigene: ein Wort, das, so paradox es klingen mag, zu einer ganz klaren, einfältigen Wahrheit wird, so bald wir nur versuchen wollen, irgend ein klassisches Deutsches philosophisches Werk in eine fremde Sprache zu übertragen, wovon wir gar bald abzustehen gezwungen sein möchten. Sodann, ganz abgesehen von der Darstellung der Philosophie, raubt sich der, welcher in einer fremden Sprache schreibt, gewissermaßen sein eignes Gemüth, und er wird oft nur den schwachen Hall und Schatten von dem geben was eigentlich in ihm wohnt. Daß auch Leibnitz hier gebüßt und gerechte Strafe gelitten habe, wer würde es, auch bei der innigsten Verehrung für ihn, zu läugnen wagen? Einen großen Theil der Schuld trägt freilich die Zeit, die die Deutsche Sprache verachtete, doch Leibnitz hätte auch in dieser Hinsicht über ihr stehen und Gesetze geben sollen, statt zu empfangen. Nur das Eine wollen wir hier noch zu seinem Ruhme erwähnen, daß er die vaterländische Sprache keineswegs gering achtete, daß er sogar manches that, um zur Liebe für sie zu befeuern; doch er selbst trauete sich nur oberflächliche Kenntnisse von ihr

zu, und wagte nicht, irgend ein bedeutendes Werk in ihr zu schreiben.

§. 14.

Wenn auch nicht tiefer, doch allgemeiner war die Wirkung, welche Christian Wolff, als öffentlicher Lehrer und philosophischer Schriftsteller, bei den Deutschen hervorbrachte. Die logische Deutlichkeit und Gründlichkeit, durch die mathematische Form fest gehalten, in der er nicht selten glücklich und kräftig erscheint sein Eingehen und sich Anschließen in und an das Beste im Deutschen Charakter: alles dieses bewirkte eine freudige Ehrfurcht und Hingebung an ihn. Wir finden im Wolf fast alles was man haben kann, ohne das Höchste: die wahrhafte Genialität. Doch da diese ihm fehlte, so konnte er auch nicht den schlummernden Genius der Deutschen zu voller Kraft erwecken, sondern nur verhindern, daß er nicht tiefer sank in Abspannung und Lethargie, und von da in den Tod. Um seine großen Verdienste ganz zu erkennen, müssen wir die damalige jammervolle Behandlung der Wissenschaft und Kunst uns ganz vor Augen stellen, wir müssen ein paar hundert damals geltende Bücher, halb kummervoll und resignirend, halb unsern eigenen Augen nicht trauend, gelesen haben, wie wir denn dies in der

That gethan haben, und dann zu Wolff überge- hen, und es wird uns vorkommen, als träten wir in eine neue treffliche Welt. Daß die Deut- schen nicht sanken in eine vollendete und noch da- zu in eine widrig zähe Oberflächlichkeit, (es giebt kein anderes Wort dafür) daß sie nicht anheim fielen der unangenehmsten Seichtigkeit, der steifen und pedantischen: das verdanken sie größtentheils ihm und darum werde stets sein Name mit Ruhm und Preis genannt.

Bei dem rein metaphysischen Streben seines Geistes, vernachlässigte er leider die ästhetische Kritik überhaupt, und insonderheit die der Spra- che. Er vermag sich nicht mit Leichtigkeit und Freiheit in den vaterländischen Tönen zu bewe- gen; und wie die Sprache für den gewöhnlichen Leser nur das Organ des sinnlichen Bedürfnisses ist, so bei ihm das des bloß logischen und meta- physischen Bedürfnisses Ueberhaupt scheint Wolf- fen die Sprache nur als die Form der Form er- schienen zu sein, auf die er gar keinen besonderen Werth legte. Auch der lateinischen Sprache be- diente er sich nicht ohne Unbeholfenheit, und es hat ihm dieser Umstand bei den Ausländern nicht wenig geschadet.

§. 15.

Neben ihm sind hier noch zu bemerken; Joa-

chim Lange, und Alexander Baumgarten. Man darf den Ersteren nur nennen, um einen engen und harten, ja fast versteinerten Verstand zu bezeichnen, wobei wir indeß seines fleißigen Strebens als Schulmann und Grammatiker rühmlich zu erwähnen nicht vergessen wollen. Des Letzteren aber möge hier mit besonderem Ruhm gedacht werden, weil er, so viel wir wissen der Erste ist, der die Idee faßte, die Aesthetik als Wissenschaft aufzustellen. Er nahm sie als Antithese der Logik, das heißt nach unseren neueren Ansichten: so wie die Logik die Lehre von den allgemeinen und nothwendigen Formen des Denkens enthält; so die Aesthetik die allgemeinen und nothwendigen Gesetze für die Formen, in denen sich die Schönheit offenbaren kann. Es ist weniger ihm als seiner Zeit zuzuschreiben, daß seine Lehre größtentheils nur in den Hörsälen verhallte, obwohl wir nicht leugnen wollen, daß es ihm an Lebendigkeit und Feuer gefehlt habe. Für die Ausbildung der Deutschen Sprache hat er nur sehr wenig, Joachim Lange aber gar nichts gethan, ja man darf den Letzteren mit Recht beschuldigen, daß er derselben entgegen gewirkt habe.

§. 16.

So stand es denn ferner, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, um die Poesie der Deut-

schen, auf eine so jammervolle Weise, daß man eigentlich, streng genommen; die Worte: „es stand mit ihr," gar nicht gebrauchen darf. Die meisten Fürsten hielten sich einen Hofpoeten, der ihre Thaten, oder in Ermangelung derselben, ihre Geburtstage, Kindtaufen und Hoffeste in Versen beschreiben mußte. Die anderen Dichter, die zu keiner solchen unbequemen Stelle gelangen konnten, schrieben auf ihre eigne Hand schlechte Opern Romane, Heldengedichte, oder übten sich auf eine nicht minder unzierliche Weise in den zarten Formen des Sonets, Madrigals, Rondeaus u. s. w. Die Litteraturgeschichte kann uns freilich eine Menge Namen nennen, einen Postel, Feind, Menantes, Bohse, Christian Gryph, (der unbedeutende Sohn eines höchst ausgezeichneten Vaters,) Pietsch, Richey u. s. w. Wir finden wenige oder gar keine Verdienste bei diesen Männern. Ich wiederhole es, man muß die Werke jener Zeit selbst gelesen haben, um sich von der gänzlichen Unbedeutenheit und Verkehrtheit jener Schriftsteller zu überzeugen. So besitzen wir z. B. eine Poesie der Nieder-Sachsen, d. h. eine Sammlung von Gedichten verschiedener niedersächsischer Poeten, in sechs starken Bänden, und in diesen sechs starken Bänden (wir versichern dies mit der größten Genauigkeit,) ist

auch nicht ein einziges Gedicht, das man mit Wohlgefallen betrachten könnte. Solcher Sammlungen haben wir mehrere, und es ist von ihnen fast dasselbe zu sagen, was von der oben genannten galt: Vollendete Unbedeutenheit.

§. 17.

Wir nennen nur folgende Dichter und Rhethoren mit Auszeichnung,

Barthold Heinrich Brockes, (geb. 1680, gest. 1747), wegen des frommen Strebens, das in seinem Bändereichen „irrdischen Vergnügen in Gott," nicht zu verkennen ist: so wie auch seine Kenntniß der Naturgeschichte, und sein leichter Reim Anerkennung verdient, der ihm besonders bei der Uebersetzung des „Bethlehemitischen Kindermords" von Marino, gute Dienste leistete. Dieses letztere Gedicht, vor dessen widerlichem Stoffe jede Muse, wie erschreckt, zurück zu fliehen scheint, wurde damals gar sehr bewundert, und für ein Meisterstück des Erhabenen gehalten, so, daß auch Brockes mehrere Jahre des eifrigsten Fleißes an dasselbe wandte. Uebrigens ist die Lektüre der Brockesschen Gedichte auch für den geduldigsten Leser mit einer großen Langweiligkeit verbunden und es gehört das ganze Aufgebot von Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe dazu, um jene guten Eigenschaften an ihm zu entdecken, die er wirklich hat.

Mosheim. Könnten wir es vergessen, was wir aber nie vergessen sollten, daß wir Luther gehabt haben, so dürften wir ihn vielleicht für den ersten Deutschen Kanzelredner halten. Erwägen wir aber, daß nach Luthers Tode mit der Liebe für die Deutsche Sprache, jede Beredsamkeit, besonders die geistliche, immer tiefer und tiefer sank, so müssen wir Mosheim mit desto größerer Ehre nennen, weil er ihr seine ganze bedeutende Kraft widmete, und den Deutschen zeigte, was sie verloren hatten und wieder gewinnen konnten. Nur verlange man von M. nicht sogleich das Vollendete, sondern gebe dem trefflichen Menschen das Menschliche zu. Ich räume es völlig ein, daß er mitunter in Worten wühlt, daß er nicht ganz frei ist von rhetorischen Künsteleien, daß er zuweilen zu dunkelfarbig und schwer, zuweilen durchsichtig leicht auftritt, und zuweilen gar nur von der Oberfläche zu schöpfen sich begnügt; aber sein Ganzes bleibt dem alten, rüstig frommen Deutschen Genius getreu. Und wahrlich selbst unsere besseren jetzigen Prediger haben oder könnten in der That gar viel von ihm lernen. An Gewalt und Pracht der Sprache kommt ihm kein Gleichzeitiger nahe, am wenigstens dann, wenn er die rein christlichen Vorstellungen von

den

den Leiden des Lebens vorträgt, oder über Tod, Grab, Auferstehung und Gericht redet.

§. 18.

J. Ch. Günther, (geb. 1695, gest. 1723.) Dieser Dichter besaß mehrere sehr glückliche Talente, eine leichte Darstellungsgabe, eine mehr als gewöhnliche Kunst, angenehm zu reimen, frischen und fröhlichen Witz; und lieferte dennoch nur unreife, kaum theilweise genießbare Gedichte. Er glaubte über der Zeit zu stehen, während er sich nur in ein feindliches Verhältniß mit ihr setzte, bei dem er am meisten litt. Dazu kam der tief eingewurzelte, innere Leichtsinn, den er oft, übermüthig genug, für die Kraft der Begeisterung hielt, die unglücklichsten äußeren Umstände, der unversöhnliche Zorn eines Vaters, der ihm den Fluch gegeben hatte, und jeden Zurücktritt verweigerte, das Flüchten von Land zu Land, wo er bald in schwelgerischem Müssiggang sich den wildesten Ausschweifungen überließ, bald den höchsten Grad der Dürftigkeit und des Mangels erfahren mußte. Er wurde zuletzt ganz morsch und innerlich verfallen, suchte Rettung in dem Rohen und Gemeinen, und fand natürlich nur Leere und Erschöpfung, bis ihn endlich ein kläglich dürftiger Tod befreite. Seine Zeitgenossen,

wie noch mehrere spätere Nachkommen haben ihm viel vergeben, weil sie ihn für ein besonderes Genie hielten, worein man damals, demüthig genug sich noch nicht recht finden konnte.

Christoph Friedrich Liscov, (geb. wann? gest. 1759.) Es ist durchaus kein Grund vorhanden, von dem Urtheil abzugehen, welches ich in meiner Geschichte der Deutschen Poesie von ihm gefällt habe: Ob er gleich die Celebrität nicht verdient, die man ihm in späteren Zeiten noch zuerkannt hat, so muß man doch einräumen, daß er sich durch eine zierlich leichte Beweglichkeit des Geistes vor manchem früheren Satiriker z. B. vor Rachel auszeichnet. Auch fehlt es ihm nicht an einzelnen witzigen Einfällen, und parodirender Laune. Doch zur ächten Satire fehlt ihm leider jene hochsinnige und vollkräftige Freiheit des Geistes, die das Zeitalter kühn und ruhig übersieht, ohne von seinem irren Getriebe berührt zu werden. Ihm ist es schon genügend, ein paar über die Gebühr elende Autoren in ihr Nichts zurück zu weisen, und wenn gleich diese Vernichtung nicht ohne eine gewisse Behaglichkeit geschieht, so reicht denn doch zu diesem Unternehmen selbst eine gewöhnliche laue Halbkraft hin, welches Wort überhaupt das litterarische Streben dieses Zeitalters bezeichnet. Daß er sich sogar bisweilen zur

Anpreisung und Nachahmung des welken Boileau Despreaux entschließen konnte, würde ihm vielleicht ganz den Stab brechen, wenn nicht seine bessere Natur, ungeachtet aller irrigen Reflexion, dennoch oft den Sieg behielte.

Wer mit einer klaren Einsicht in das Wesen der Satire, des Witzes und des Humors, Liscovs Werke mit Genauigkeit gelesen, und wieder gelesen hat, wird dieses Urtheil keineswegs zu hart finden.

§. 19.

Unter den Rednern wollen wir nur nennen: Königsdorf, Lehms, und Gundling. Der Erstere hat eine Leichenrede auf Leopold I. gehalten, in welcher er den gutmüthig schwachen Fürsten einen Atlas der Welt zu nennen wagt, mit dessen Falle nothwendig alles fallen müsse. Die ganze Oration ist im feierlichsten, übertriebensten Pathos, im höchsten Grade aufgetrieben, und in der steifsten Pracht des Schmerzes, der sich gleichsam selbst Rechenschaft ablegt, warum er so sehr schmerzlich sei. Lehms suchte K. noch zu überbieten, und überbot ihn wirklich. Er erhitzt sich oft auf eine so seltsame Weise und geräth dadurch in einen so wunderlich schimmernden Unsinn, daß er theilweise den Freunden des Komischen als eine sehr ergötzliche Lektüre zu empfeh-

len ist. Von Gundling ist in dieser Beziehung die Rede auf Friedrich Wilhelm I. zu nennen, worin freilich kein übertriebener pathetischer Styl waltet; dafür aber, durchgehends ein flaches und plattes Wesen, weshalb er denn auch den Lohn davon trug, daß Gottsched seine Rede als ein Muster empfahl.

§. 20.

Der letzt genannte Name, führt uns jetzt zu den Streitigkeiten der Schweizer mit der Leipziger litterarischen Sekte. Im Jahre 1721 hatte man in Zurich eine moralische Wochenschrift unternommen, in welcher mitunter auch von der Poesie und Kritik die Rede war. Man wich von der gewöhnlichen Weise, sich einander fast unbedingt zu loben, gar sehr ab. Lohenstein, Hoffmannswaldau, Neukirch, Amthor u. s. w, wurden nebst mehreren anderen, theils verstorbenen, theils noch lebenden Dichtern gar sehr getadelt, und nur Opitz, Canitz und Besser erhielten ein bedeutendes Lob. Ein schlechter Reimer Hanke, nahm sich der verachteten Dichter, und ein schlechter Kritiker Junker, nahm sich der verachteten Wochenschrift an. Die ganze Sache wäre in ihrer Unbedeutenheit geblieben, wenn nicht die Anführer der Schweizerischen Parthei, Bodmer

und Breitinger *), den Kampf gewünscht und überall angegriffen hätten. Man focht gegen die damals aufblühenden, sehr beliebten Wochenschriften, „den Hamburgischen Patrioten,“ „die vernünftigen Tadlerinnen,“ den „Biedermann“ u. s. w. und so erhielt man denn nach und nach mehrere Gegner, unter denen Gottsched, Schwabe, Triller, Schönaich, u. s. w. die bekanntesten geworden sind. Wenn wir erwägen, daß dieser Streit mehr als dreißig Jahre lang mit der größesten Erbitterung, besonders von der Seite der Schweizer, geführt wurde, so entsteht wohl billig die Frage, was denn eigentlich durch denselben erstrebt und geleistet worden sei. Die Schweizer, die sehr häufig, troz der gerühmten National-Anspruchlosigkeit, versicherten, daß die ästhetische Kritik der Deutschen, mit ihnen beginne, verwarfen besonders mit großem Ungestüm den Reim und die Wortspiele und rühmten dabei eine gewisse nüchterne Erhabenheit, wobei ihnen Opiz, und hinterher Milton, die wohl andere Lobredner verdient hätten, als Muster vorschwebten.

---

*) Johann Jakob Bodmer, geb. 1698, gest. 1783. Johann Jakob Breitinger, geb. 1701, gest. 1777.

§. 21.

Niemals, wir wagen es mit der größten Bestimmtheit zu behaupten, ist in Deutschland eine Celebrität so ungerecht, und wohlfeil erworben worden, als von Bodmer, über den es wohl der Mühe werth ist ein besseres und strengeres Wort zu reden, als in den meisten Deutschen Litteraturgeschichten vernommen wird. Als Kritiker wäre es hinreichend ihn zu charakterisiren, wenn wir nur das Einzige von ihm wüßten, daß er die Musik haßte, und den Reim gänzlich verwarf, denn dies Eine wäre schon genügend ihn als einen Mann von der beschränktesten Ansicht darzustellen. Diese Bornirtheit und Ungerechtigkeit hat ihn sein ganzes Leben nicht verlassen, er höhnte den wackern Hans Sachs, und sah in sämmtlichen Meistersängern, nichts als gemeine Reimer, ohne auch nur entfernt die Idee jener Periode zu ahnden. Für ihn war der größeste Dichter des gesammten siebzehnten Jahrhunderts, Paul Flemming, nichts weiter als ein unbedeutender Nachahmer Opitzens, und der geniale Gryph, der Verfasser einiger schlechter Tragödien und noch schlechterer Lustspiele. Von Leibnitz, Wolff, Baumgarten hatte er nicht die entfernteste Ahndung, er haßte Klopstock und hinterher Wieland, da sie sich der Sklaverei entzogen, in der

er sie anfangs gehalten hatte, als er sie noch rühmte. Er höhnte Gellert, Lessing, Ramler, Weiße, Jacobi, Uz, Leisewitz, Goethe u. s. w. Noch mehr, er haßte in der That und Wahrheit die gesammte Deutsche Nation, und da er selbst die Waffen der rohesten Polemik nicht immer aus eigenen Mitteln zu erzeugen vermochte, so nahm er sogar zu den abgeschmackten Urtheilen mehrerer ausländischen Autoren, und zu dem allerabgeschmacktesten, dem eines gewissen Mauvillon, der in den vierziger Jahren in Leipzig lebte und lettres germaniques geschrieben hatte, seine Zuflucht, indem er die widrigsten Stellen derselben übersetzte und pries. Da ihm die Grazie des Witzes und der Laune gänzlich fehlte, so suchte er diese selbst verdächtig zu machen, konnte jedoch nichts weiter als einige rohe Schimpfreden aufbringen, mit denen der Humor bekämpft werden sollte. Den Witz nannte er mit widrig greulicher Roheit die „Krätze des Geistes,“ und man darf es ihm nachsagen daß diese Krankheit fern von ihm blieb; desto mehr aber befliß er sich der schimpfenden Plattheit, in welcher er in der That fast einzig dasteht. Er zeigte sich gleich schlecht als litterarischer Freund und Feind, wie wir denn dies überall haben erkennen müssen, und vor kur-

zem noch aus den (leider) gedruckten Briefen Klopstocks an seine Freunde.

Sollte Jemand dieses Urtheil über Bodmer zu hart finden, den versichere ich zuvörderst mit Bestimmtheit, daß es das Resultat einer mehrjährigen Ueberlegung, und der genauesten Bekanntschaft mit den zahlreichen Erzeugnissen jenes noch nie ganz genau geschilderten Schriftstellers ist. Ferner versichere ich einen Solchen, daß er, um mir beizustimmen, nur Folgendes von Bodmer zu lesen braucht: „Ueber Homers lustige Stücke" (vom J. 1750) worin am Schlusse herausgebracht wird: „daß die Odyssee ein moralisches und politisches Werk sei," ferner „über Homers Sprache" (vom J. 1751) worin es heißt: „daß Homer in der Ausbildung, in poetischen Redensarten weit hinter unsern, das heißt, wie er es bald erklärt: Schweizerischen guten Poeten zurückbleibe, "Lob und Vertheidigung der Noachide," worin B. selbst, so wie oftmals, sich vergöttert, „Von dem Ursprung des Hasses gegen die Patriarchaden," worin er von neuem seine eigenen Gedichte auf eine gemein hochmüthige Weise rühmt, und mit einer die letzte Höhe erreichenden Schamlosigkeit den wackeren Uz schmäht. Diese sämmtlichen Aufsätze nebst mehreren andern ihnen ähnlichen, befinden sich in dem Archiv der Schweizerischen

Kritik (Zürich 1768), welches Buch mit einer Vorrede begleitet ist, in welcher Bodmer geradezu gegen ganz Deutschland wüthet. Sodann lese man die Dramen: „Kaiser Heinrich IV" in welchem ein Deutscher Dichter der damaligen Zeit in Hexametern singt, folgendergestalt:

„Dreißig Bischöfe und drei, sind bis zum heiligen Anno," u. s. w. Ferner „Cato den Aeltern," den wir ganz abschreiben müßten, um unsere Ueberzeugung darzuthun, daß hier das Maximum der Geschmacklosigkeit erreicht worden, und die rohe Persiflage gegen „Weiße's Atreus und Thyest" der allerdings verfehlt genug ist, um Tadel zu verdienen; doch, wahrlich nicht von Bodmer, der an Geist und Talent so sehr tief unter W. stand. Hier benimmt er sich auf eine Weise, die wir aus Anstand nicht weiter bezeichnen dürfen, er, der von seiner Pseudo-Muse zu sagen wagt,

sie hatte die Geister Elihus
angeweht und ihn die göttlichsten Psalmen
gelehret. —

Bei einer andern Gelegenheit erklärt er seine politischen Schauspiele für eben so trefflich, ja für noch trefflicher als die ewigen Dramen des Aeschylus und Sophokles.

Ueber Bodmers Charakter geben auch die Schweizerbriefe, Zürich 1804, den widrigsten Auf-

schluß, den wir aus Ekel nicht weiter bezeichnen wollen.

§. 22.

Ueber Bodmers sonstige poetische Werke zu reden, ist kaum vonnöthen, da jetzt wohl nur Eine Stimme über dieselben herrscht, und sie mit vollem Rechte nicht mehr gelesen werden. Was etwa noch gut und erträglich in seinem Noa ist, verdankt er Milton, Addison und Klopstock; was ihm selbst angehört, ist nüchtern, steif und langweilig. Dasselbe gilt von seinen übrigen epischen und dramatischen Werken, die alle nicht die leiseste Spur von Talent zeigen, und durch jammervolle Mühseligkeit erkältet worden sind.

Was man etwa sonst noch an ihm rühmen möchte, und oft genug gerühmt hat, ist die Bekämpfung der Gottschedischen Schule, und die Bekanntmachung mehrerer altdeutschen Gedichte, die zu seiner Zeit so ziemlich unter uns vergessen waren.

Wenn es bloß darauf ankommt, eine schlechte Schule zu bekämpfen, ohne daß dabei von einem Wie die Rede ist, so müssen wir es freilich Bodmern lassen, daß er fast sein ganzes Leben daran gewandt hat, doch dürfen wir hinzu setzen, daß vielleicht niemals, so lange man die Feder geführt hat, ein Streit so kläglich und widerlich begon-

nen, fortgesetzt und geendigt ist, als der zwischen Bodmer und den Leipziger Schriftstellern. In der Form, wie im Inhalte, war alles seicht und leer, so daß man sich wahrlich über manche schlecht polemische Schrift der neuern Zeit trösten kann, wenn man der Erzeugnisse der Bodmerschen und Gottschedischen Schule gedenkt. Um es mit einem Worte zu sagen, dieser Streit ging aus vom Nichts, führte durch Nichts, und endigte im Nichts.

§. 23.

Johann Christoph Gottsched, geb. 1700, gest. 1766. Dieser Name ist durch häufiges Besprechen, — wir möchten sagen — so abgerieben, worden, daß er fast alle Realität verloren zu haben und zu einer gewissen Art von schlechter Allegorie geworden zu sein scheint.

Widersprechendere Urtheile sind vielleicht nie über einen Deutschen Schriftsteller gefällt worden, als über ihn. Theils betrachtete man ihn als den eigentlichen Wiederhersteller der Poesie und Kritik, als den ästhetischen Messias, und den neuen Hercules Musagetes; theils sah man in ihm das Symbol des Ungeschmacks, und des hochmüthigen ästhetischen Eunuchismus, den Afterlehrer, der dem Streben der Jünglinge eine durchaus verkehrte Richtung gab, den Sündenbock,

auf welchen jede poetische Untugend gewälzt werden müsse, weil er allein sie veranlaßt habe. Hie und da war man sogar mit allen diesen gewaltigen Reden noch nicht zufrieden, sondern man wurde völlig überschwenglich, und tadelte gleichsam den Tadel, daß er nicht hinlänglich tadeln könne. Nie, so lange es eine Literatur giebt, ist Jemand ärger und öfterer gescholten worden, als er, und selten trieben die Schelter ihr Geschäft so ganz con amore als in Beziehung gegen ihn.

Es ist eben nicht schwer, ein gerechtes Urtheil über Gottsched zu fällen. Seine Verdienste sowohl als seine mannigfaltigen Fehler verbergen sich dem Blicke keinesweges. Er wirkte Gutes, indem er den Lohensteinschen und Weiseschen Geschmack von dem Herrschersitze herabstieß, aber er war zu beschränkt, um das einzelne Treffliche in den Schriften jener Männer zu erkennen. Er fand die Deutsche Sprache in der tiefsten Erniedrigung, fast möchte man sagen: aus ihrer Wurzel gehoben, kraftlos gedehnt, und auf die fadeste Weise mit ausländischen Worten gemischt. Ich wiederhole auch hier: Man muß die Deutschen Werke der damaligen Zeit gelesen haben, man muß wissen, daß selbst die bessern Köpfe, als Thomasius, Fuchs, Besser, Bohse, Francisci u. s. w. durchaus nicht nur nicht frei von diesem

Fehler waren, sondern selbst recht eifrig, wie auf eine Tugend, auf ihn hinarbeiteten, man muß wissen, daß sämmtliche Deutsche Höfe in ihren öffentlichen Bekanntmachungen, diese heillose Buntheit uud widerlich grelle Gemischtheit sanctionirten. Hier ist Gottscheds Verdienst allerdings anzuerkennen, daß er sich stets jener Mengerei widersetzte, und wenigstens den Genius der Deutschen Sprache ahndete, dem nichts so ganz und gar widerspricht, als jene Mischung.

§. 24.

Aehnliche Verdienste erwarb er sich auch um die Deutsche Grammatik und um die Geschichte der Deutschen Litteratur. Doch hier endet auch sein Lob. Denn was er sonst noch begann, war eitel, thöricht und verkehrt. Er schrieb eine kritische Dichtkunst und Rhetorik, doch außer den Stellen, die er aus den Alten mittheilt, ist alles seicht und schwerfällig, uud um so schwerfälliger, je leichter er zu sein glaubt. Seine eigenen Gedichte, seine Trauerspiele, sein Cato (der 10 Auflagen erlebte), sein Agis, Pariser Bluthochzeit u. s. w. sind beispiellos frostig und mühselig, so wie nicht minder seine Reden, die er ganz besonders für meisterhaft gehalten zu haben scheint. Ueberhaupt hat er für das Theater, so sehr er auch für dasselbe zu wirken suchte, nichts als

Verfehltes und Verkehrtes geleistet. Er haßte die alten Haupt- und Staatsactionen, so wie die derben lustigen, mitunter freilich ein wenig roh ausgelassenen Lustspiele, am meisten aber die Opern und Operetten, für die seit dem Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts, meistens von Hamburg aus, durch Deutschland hin, eine besondere Neigung sich verbreitet hatte. Jene Staatsactionen, die heut zu Tage weniger gekannt als belächelt sind, mußten bald den rohgeführten Waffen der drei aristotelischen Einheiten weichen, mit ihnen die alten, hundertfach behandelten Dramen von Faust, dem verlorenen Sohn, Genoveva u. s. w. dafür erhielten wir sogenannte regelmäßige Stücke, bei denen die Zuschauer nur den einzigen Trost hatten, daß sie sich doch nun auf eine regelmäßige Weise langweilen konnten. Mit den Komödien verfuhr er fast noch schlimmer, und da ihm besonders der gute alte Hanswurst als die Wurzel alles Uebels erschien, so beging er im Jahre 1737 nebst der Schauspieldirectorin Neuber, die Grausamkeit, den ehrlichen Gesellen öffentlich und feierlich zu begraben. So hatten denn die Deutschen ihren alten Liebling verloren, und sollten dafür mit lauem Halbscherz und frostig steifem gelehrtem Witz vorlieb nehmen, bei dem man weder lachen noch weinen kann. Am allerfeindselig-

sten aber verfuhr Gottsched gegen die Oper, indem er sich nicht begnügte, irgend etwas daran verändern zu wollen, sondern indem er darauf ausging, diese ganze Gattung mit Stumpf und Stiel auszurotten. Er hatte nämlich mit dem Aufgebot alles seines Scharfsinns herausgebracht, daß es denn doch unnatürlich sei, wenn zwei Liebende sich ihre gegenseitigen Gefühle zusingen, wenn Alexander mit einer Arie in eine Schlacht ziehe, oder gar Cato trillernd in den Tod gehe. Dergleichen Gründe waren denn auch plausibel genug erfunden worden, und es kam dahin, daß mehrere Deutsche Höfe ihre Opergesellschaft entließen, worüber Gottsched jedesmal, wie über einen neuen Triumph des guten Geschmacks den lautesten Jubel ertönen ließ.

§. 25.

In dem letzten Drittel seines Lebens sank Gottscheds Ansehn immer tiefer und tiefer. Alle seine Schriften, alle seine Grundsätze, er mochte sie nun öffentlich oder nicht öffentlich vorgetragen haben, wurden der Gegenstand der bittersten Kritik, oder des muthwilligsten Spottes. Fast alle diese Spöttereien hatten vollkommnes Recht, nur soll man nicht vergessen, daß höchstens die Hälfte jener Kritiker und Spötter gesichert über ihm standen; die andere Hälfte aber gewiß tief unter

ihm. In der That kam es zuletzt dahin, daß selbst die elendesten, verdienstlosesten Schriftsteller über den armen Mann herfielen, um nur gelegentlich ihr Müthchen an ihm zu kühlen, oder einige wohlfeile Späße anzuwenden, oder gar eine Art von Celebrität dadurch zu gewinnen. Gottsched blieb bei allen diesen Anfeindungen völlig unempfindlich, ja er scheint zuletzt ganz hart und versteinert geworden zu sein, und hat gewiß die selige Ueberzeugung mit in's Grab genommen, er sei denn doch der kritisch poetisch rhetorische Messias der Deutschen gewesen, und es werde einst noch an den Tag kommen.

Von Bodmers und Gottscheds eigentlichen Schülern ist überhaupt nur wenig, und durchaus nichts Erfreuliches zu sagen. Die des Schweizers erscheinen roh, grob und schwülstig. Es sind die Verfasser von wahrhaft schauerlich schlechten Hexametern, von Heldengedichten, die den Leser, der sie wirklich durchlesen kann, selbst zu dem Range eines Helden erheben, und von reimfreien Oden, die, um ganz frei zu sein, auch der Gedanken so ziemlich sich entschlagen haben. Der Umstand, daß man den Reim haßte, ja sogar sich nicht wenig darauf zu Gute that, ihn zu verwerfen, giebt diesen Leuten ein ganz besonders dürftiges Ansehen. Einen Pyra, Lange, Naumann

mann u. s. w. darf man mit gutem Gewissen nicht einmal schlechte Dichter nennen, da diese, nach Lessings richtiger Bemerkung, doch wenigstens gute Reimer sein müssen.

An Geistlosigkeit stehen diesen Menschen die Schüler Gottscheds völlig gleich, doch giebt ihnen eine gewisse flache Zierlichkeit und das Streben nach Eleganz und Galanterie, ein komisches und nicht völlig so langweiliges Ansehn. Schwabe, Triller, Schönaich u. s. w. gewähren auch jetzt noch eine Art von Ergötzlichkeit, obwohl die Quelle derselben allerdings nur die Ironie sein kann. Die Schweizerische Sekte aber ist weder zum Ernst noch zum Scherz zu gebrauchen, sondern schlechthin platt und plump und widerlich geistlos hochmüthig.

§. 26.

Es ist erfreulich den Blick abzuwenden von diesen wahrhaft undeutschen Erscheinungen, und ihn auf bessere Männer zu leiten, die mit Kraft und Ernst, ihren Geist auf Wissenschaft und Kunst richteten, und eine würdigere Periode der Poesie in Deutschland vorbereiteten. Wir nennen zuerst:

Friedrich von Hagedorn, (geb. 1708, gest. 1754.) welcher schon im Jahr 1729 eine kleine Sammlung von Gedichten gab, die bei aller Un-

reifheit doch ein Talent verriethen, das wenigstens in einer so dürren Zeit als die damalige war, ein Talent genannt zu werden verdient. Späterhin verwarf er diese erste Ausgabe gänzlich, und wandte den größten Theil seines Lebens daran, jene mit jugendlicher Uebereilung hingegebenen Gedichte, durch reifere Produktionen in Vergessenheit zu bringen. Er versuchte sich nicht ohne Glück, in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, ja so gar mit einiger Leichtigkeit in manchen poetischen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Sein Geist ist keinesweges reich, aber er weiß doch eine gewisse Feinheit in die begränzte Oeconomie des Verstandes zu bringen, er hat wenig productive Kraft; eignet sich aber das Fremde nicht ohne Glück an. Seine Begeisterung (wenn wir das große Wort in Beziehung auf ihn, gebrauchen können) ist nur momentan, ja wir möchten sie stets dünn und wasserhell nennen; darum glückt ihm nie eine Ode, nie auch nur eine längere Erzählung. Er ist so begränzt, daß es fast scheinen kann, er habe niemals einen Stoff beherrschen können, der mehr als — eine Blattseite einnimmt. Reinheit und Gewandheit der Sprache ist sehr an ihm zu loben, und sie tritt um so mehr hervor, da das Dargestellte gewöhn-

lich nur unbedeutend ist. Eine gewisse gelassene Fröhlichkeit, ein Sinn, der von keinen großen Leidenschaften bewegt, mit sich selbst, der Natur und den Menschen wohl zufrieden ist, gewährt doch immer eine angenehme Erscheinung.

§. 27.

Albrecht von Haller, (geb. 1708, gest. 1777) steht in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts völlig allein da, ein leuchtendes Haupt, das über alle hervorragt, oft mit Unverstand geschmäht, oft mit Unverstand gerühmt, selten begriffen. Es ist hier nicht der Ort, seiner großen Verdienste als Naturhistoriker und Arzt zu erwähnen; wir betrachten ihn nur als Dichter. Sein reicher Genius zeigte sich schon in früher Jugend mit kühner Gewalt. Im funfzehnten Jahre seines Alters hatte er bereits ein episches Gedicht von 4000 Versen und mehrere Tragödien und Idyllen vollendet, die er indeß in seinem neun und zwanzigsten Jahre sämmtlich vernichtete, mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst; doch betrübend für den Kritiker, der so gern das erste Flügelschlagen seines Genius vernommen hätte. Im zwanzigsten Jahre schrieb er das beschreibende Gedicht: „Die Alpen.“ Die Sprache ist hart und rauh, wie die Gebirgs-Massen die er schildert, doch die Ideen sind kühn und feu-

rig, und lassen schon die tiefe Befreundung mit der Natur ahnden, die er einst in seiner großen Physiologie so herrlich bewährte. In den Oden aus dieser früheren Zeit, verhindert die gewaltsam strenge Weise, mit der er gegen sich selbst verfährt, so wie eine zu sehr begränzte Ansicht des Sittengesetzes den freien Aufflug seines Geistes. Zum Beweise diene besonders das lange Gedicht an die Ehre (vom Jahr 1728), in welchem er von dem Standpunkte enger Bürgerlichkeit aus, das Höhere nicht zu erreichen vermag. Besonders unangenehm fällt die Rolle aus, welche Alexander, der geniale Große, in diesem Gedichte spielen muß. Doch sind wir sehr geneigt, dieses Ungemach auf Boileau's Rechnung zu setzen, der bekanntlich über den Schüler des Aristoteles mit ungenirter Behaglichkeit den Stab gebrochen hatte.

Am höchsten und reinsten stehen Hallers elegische Gedichte, und wir wollen es nicht verhehlen, daß wir ihn schon dann für einen trefflichen Dichter halten würden, wenn er auch nur die einzige Elegie auf den Tod Marianens gegeben hätte. Der tiefste Schmerz des Mannes, durch Religion und innere Harmonie beruhigt, wird hier von der reinsten und kräftigsten Sprache mild umgeben, und Milde ist es, in die sich das gesammte Gefühl des Dichters wie des Lesers löset.

Es ist ein unerfreuliches Zeichen von der Verkehrtheit der meisten Kritiker, daß diese und ähnliche Elegien fast immer den didaktischen Gedichten nachgesetzt worden sind.

In Hallers letzten Lebensjahren finden sich leider Spuren genug von trübem Stolz, und schwermüthiger Verzagtheit, welches oft mit Bitterkeit gerügt worden ist. Um so zweckmäßiger scheint deshalb hier die Bemerkung, daß die höhere Kraft, die oft nur der Schwäche begegnet, so oft nur ihr gegen über steht, sich selbst zuletzt in Unbefriedigtheit verletze und verwunde, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller bemerken müssen.

§. 28.

J. W. L. Gleim, (geb. 1719, gest. 1803). Seine ersten poetischen Versuche konnten wohl nur in einer sehr dürftigen Zeit auf einen besondern Beifall rechnen, denn eine solche mochte allerdings noch von ihm borgen. Für uns stehen indeß seine anakreontischen Lieder bloß als eine jugendliche Verirrung, als eine mittelmäßige Nachahmung eines weichlichen Dichters da, der sich unter die Griechen gleichsam nur gestohlen, und den Namen Anakreon sehr unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hat. Nichts in der Welt sollte billig dem Deutschen Dichter so fremd sein, als

das Süßlich-Flache, womit jener Pseudo-Anakreon prunkt; dennoch strebte ihm Gleim nach, und ihm leider wieder viele andere, die dies ganze Treiben gar bequem und behaglich erachteten. Blumen, Küsse, Wein und Liebe wurden zuletzt so durchgearbeitet, daß keine gute Faser mehr daran blieb. Und welche Liebe, welche Küsse waren es auch, von denen hier gesprochen wurde, wie matt, unscheinbar und zu welchem Nichts verrieben!

Anspruchloser und eben deshalb besser, sind einige Fabeln von G., wobei wir indeß alle diejenigen ausnehmen, die mit einer teleologischen Tendenz prunkend, die Anspruchlosigkeit verlassen, und dadurch trocken und fade werden.

Dies alles, was Gleim bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges lieferte, kann höchstens den Litteratur-Historiker interessiren, denn als Dichter zeigte er sich erst jetzt, da Friedrichs Kampf gegen eine halbe Welt, sein Gemüth befeuerte. Man sollte die Kriegslieder eines preußischen Grenadiers nicht etwa den Gipfel seiner Poesie nennen, sondern wohl erwägen, daß sie in der That und Wahrheit sein Eines und sein Alles sind. Sie reichen aber auch völlig hin, um seinen Ruhm für immer zu gründen, und so lange noch die Deutsche Sprache gesprochen werden mag und

gekannt sein wird, können diese Gedichte nicht nur nie vergessen werden, sondern sie werden stets von Mund zu Munde gehen und wahrhaft leben; denn dieses Leben ist kein von außen her angenommenes, sondern ein inneres eigenes, das eben deshalb, nicht untergehen kann.

§. 29.

Nach dieser herzlichen Anerkennung jener vortrefflichen Gedichte, müssen wir freilich hinzusetzen, daß die Poesie unseren Gleim nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens auf immer verließ. Ein Geschick, das sonst auch wohl anerkannt worden ist. Höchstens hat man dagegen Halladat oder das rothe Buch angeführt. Wenn wir aber auch recht gern anerkennen, daß dieses Werk mit dem redlichen Aufgebot aller Kräfte, unternommen und ausgeführt worden ist, so können wir doch unmöglich weder Poesie noch Philosophie darin wahrnehmen, mit welcher letzteren Gleim ja, wie bekannt, stets in einem polemischen Verhältnisse gelebt hat. Gleims Ideen von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit u. s. w. waren in der That nie mehr, als die hergebrachten neu protestantischen, mit dünner Aufklärung versetzten, und er hat nie eine Wahrheit gefunden, die da Wahrheit ist und bleibt; denn er stand nur auf dem Gebiet des Meinens und des Wahrschein-

lichfindens. Ungestraft hat sich noch niemand von der Philosophie ausgeschlossen, aber härter noch büßen müssen hat man stets das Unternehmen, sich dem kühnen Lauf der philosophischen Bildung zu widersetzen. Der Triumphwagen dieser Urwissenschaft wird von ewigen Flügelrossen getragen, und fruchtlos ist es, ihnen wie sterblichen Thieren in die Zügel fallen zu wollen. Wer solches unternimmt, läuft Gefahr zerschmettert zurückgeworfen zu werden, oder doch wenigstens sein Lebelang in dem Staube wühlen zu müssen, den die Räder aufwerfen.

Bei allem diesem Tadel wollen wir indessen keinesweges übersehen, daß das Menschliche dem Menschen zugegeben werden müsse, wir wollen es nicht vergessen, daß die rüstige Jugend, welche Gleimen bis in sein vier und achtzigstes Jahr begleitete, so wie das stete Umgebensein von Freunden, keinesweges ein bloßes Glück, sondern auch ein wahrhaftes Verdienst zu nennen sei, und so möge das Andenken an diesen Jünglings-Greis nicht ruhmberaubt unter uns fort leben.

§. 30.

Ewald Christian von Kleist, (geb. 1715, gest. 1759). Wir können über ihn durchaus kein anderes Urtheil fällen, als folgendes, welches wir

bereits in unserer Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie und Beredsamkeit gegeben haben.

Wenn die Elegie der Modernen überhaupt aus dem ewigen Gegensatze der Idee und Erscheinung, der Freiheit der Phantasie und der Nothwendigkeit des Wirklichen hervorgegangen, so ist dieses ganz besonders bei den Deutschen der Fall, die gewöhnlich erst dann dichten dürfen, wenn sie vergessen haben, was um sie her vorgeht. Aber es ist schwer zu vergessen, und Kleisten gelang es damit nicht. Unter den mannigfaltigen Umgebungen, im Getümmel des Krieges den sein Herz nur hassen konnte, flüchtete er sich mit verletztem Gemüthe zu der Poesie, die ihm wenigstens Melodie und Sprache gab, daß er aussagen konnte den Schmerz, der ihm die Brust umspannte, und die tiefe Sehnsucht nach Ruhe, die stets vor ihm zu fliehen schien. Daher das Ansprechende und Rührende seiner Elegien, in denen er sich dem Leser ganz hingiebt mit all seinen verlorenen Hoffnungen und verhallten Wünschen, denen nie Erfüllung begegnen wollte, wenn wir den einen und größten ausnehmen: den Tod der Helden zu sterben. Daher aber auch das Verletzende seiner Elegien, der Mangel an Beruhigung, denn ihm selbst fehlt sie, und er konnte sie daher auch seinen Werken nicht geben, so viele

Mühe er sich auch giebt, den Leser beruhigt zu entlassen. Zwar versuchte er sich auch in Epigrammen, aber fruchtlos, denn er hat den Scherz und den Witz nie gekannt; ja es ist eine fast peinliche Erscheinung, diesen sanften wehmüthigen Geist nach Humor ringen zu sehen.

Den „Frühling" dieses Dichters können wir nur in wenigen einzelnen Theilen loben. Eine gewisse Gattung von selbst feuriger Liebe für die Natur, setzt deshalb noch keineswegs einen vertrauten Umgang mit derselben oder gar eine tiefe Einsicht in dieselbe voraus, und eine solche vermissen wir hier in der That überall. Dem Dichter zerlegt sich hier die ganze Natur, wie es hergebracht ist, in Berg und Wald, Thal und Strom, Sonnenschein und Regen, und es fehlt das vereinigende Prinzip, das Erfassen des Weltgeistes.

Die seltsame Art, Hexameter mit einer Vorschlagssylbe zu dichten, woraus doch in Wahrheit nichts anders entstehen kann, als Hexameter mit siebentehalb Füßen, raubt diesem Werke noch den hauptsächlichsten Reiz des Wohlklanges der Sprache, der ihm ohne jene ebengenannten tieferen Erfordernisse hätte gegeben werden können. Oft schon hat das Nichtreimenkönnen oder Nichtwollen sich bitter gerächt.

§. 31.

Johann Peter Uz, (geb. 1720, gest. 1796). Ein wackeres, kräftiges, wenn auch eben nicht reiches Gemüth, voll reiner Liebe für die Sittlichkeit und Vaterland; mitunter auch den Scherz versuchend, der ihm nicht immer ungünstig ist. Ein Dichter, der die Sprache beherrscht, der mit einer ganz besonderen Strenge und Sorgsamkeit, selbst im Einzelnen, nach einer besseren Correktheit strebt, als die ist, welche man gewöhnlich anpreiset: ein solcher ist Uz, der leider fast nur noch in Anthologien und Beispielsammlungen, ein kümmerliches Leben unter uns lebt. Ich meine nicht, daß alle seine Oden, z. B. die Theodicee (in der sich besonders das sonnenrothe Angesicht, mit dem zur Gottheit aufgeflogen werden soll, unangenehm macht) ich meine nicht, daß mehr als ein Drittel seines siegenden Liebesgotts noch unter uns leben sollte; aber das was dann wirklich bleibt, weil es Leben hat, warum — wie oft muß der Deutsche diese Frage thun? — warum ist es vergessen worden? Sollte nicht, um nur Eines zu erwähnen, die Ode an Deutschland:

„Wie lang zerfleischt mit eigner Hand,
Germanien sein Eingeweide!"

hinreichend sein, den Namen des wackern Mannes noch fernerhin zu ehren? Die Untugend der

Vergeßlichkeit hat sich wohl immer früh genug bestraft; am meisten aber bei den Deutschen, und die Folgen jener Vergeßlichkeit, können oft eine recht tiefe allegorische Bedeutsamkeit gewinnen.

Das Gegenbild zu Uzens correcter Gediegenheit und Sinnigkeit als Dichter, möchten wir unter den Deutschen Rednern finden in Spalding und Jerusalem, deren ehrwürdige Namen selbst in einem Werke wie dieses, das nur die ästhetische Litteratur der Deutschen darzustellen hat, nicht übergangen werden dürfen. Spaldings „Bestimmung des Menschen" läßt in der That schon die große Revolution in der Philosophie auf eine sehr erfreuliche Weise ahnden, wie sie späterhin durch Kant erfolgte. Als Redner zeichnet ihn eine großartige Einfalt, die jegliche rhetorische Buhlerkünste verschmäht, sehr rühmlich aus. Jerusalem ist weicher, und geht mitunter selbst auf die tiefste Rührung des Herzens aus, doch ist seine Beredsamkeit nicht ganz frei von Prunk und Schminke, er wählt zuweilen in Worten und Bildern, welche die Gedanken fast gewaltsam überströmen.

§. 32.

Christian Fürchtegott Gellert, (geb. 1715, gest. 1769). Bei dem Mangel eines Mittelpunktes, und den mannigfaltigen, auseinanderfahren=

den Tendenzen der Deutschen, ist es immer eine sehr seltene und auffallende Erscheinung, wenn es einmal irgend einem Schriftsteller gelingt, die Neigung des gesammten Volkes auf sich zu concentriren. Unserm Gellert gelang dies in der That in einem Grade, den nur sehr wenige erreicht haben. Seine Fabeln, welche in der dürresten aller litterarischen Zeiten in Deutschland, 1744 erschienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verständliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz, die Liebe des Volks, und während es sie liebte, ward es auch durch sie gebildet. Freilich wird der Kritiker, tadelnd noch hinzusetzen müssen, daß seinen Fabeln oft eine gewisse Breite und Schwatzhaftigkeit und Verwässerung beiwohne, doch wird er keinesweges jemals jene angeführten Vorzüge derselben läugnen können: so wie denn überhaupt bei jedem Schriftsteller, welcher der wahrhafte Liebling des Publikums geworden, doch nothwendig irgend ein guter Grund obwalten mußte.

Wenn Gellerts Fabeln durch ihre Allverbreitung, auf die Verstandescultur des Volks bedeutend wirkten, so bemächtigten sich seine geistlichen Gedichte des Herzens der Nation und es gelang ihm, einige Ahndungen von Religiosität selbst bei dem großen Haufen zu retten. Er er-

reicht keinesweges die Tiefe der religiösen Gedichte eines Flemming und Gerhard, so wie in musikalischem Gefühl und musikalischer Sprache auch Novalis weit über ihm steht; aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch seine geistlichen Gedichte aus, ja, er weiß selbst den oft gar zu durchsichtigen, fast möchte ich sagen, wohlfeilen Gefühlen, eine gewisse rührende Wärme und leichte freundliche Erhebung mitzutheilen.

§. 33.

Dennoch scheint es, als habe Gellert das meiste Talent für die Gattung der kleineren fröhlichen Erzählung gehabt, wobei es ihm zu Statten kommt, daß hiebei eine gewisse Gattung von Geschwätzigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit selbst oft, ihrer Natur nach, witzig ist. Freilich ist der Stoff dieser Erzählungen fast immer derselbe. Sein spaßhafter Weiberhaß und seine komische Scheu vor der Ehe, macht sich stets so zierlich und gutmüthig, daß er wohl niemals eine Frau im Ernst erzürnt hat. Das bekannte Wort:

Ridetur chorda qui semper oberrat eadem,

hat bei Gellert nie eine Anwendung erlitten, eben weil er die eine Saite stets mit einer gewissen Zierlichkeit zu handhaben wußte.

Für den Roman hatte Gellert durchaus kein

Talent, und es ist niemandem mehr zuzumuthen, seine schwedische Gräfin zu lesen. Man wird sogar einräumen müssen, daß die asiatische Banise, so wie selbst die durchlauchtigen Octavien, Aramenen, und Olorenen, so wie die liebseligen und galanten Celinden und Bellamiren, manche Vorzüge vor jener Gräfin haben.

Wenn auch fast eben so mislungen, doch erfreulicher und wichtiger sind seine Schauspiele. Mit ihnen ist es ihm ein ungleich höherer Ernst, und wenn auch sein Orgon und Damis, Siegmund und Simon, so wie sein Lottchen und Julchen, immer nur Umrisse von allgemeinen nicht recht Deutschen Charakteren geben, so ist doch wenigstens der Dialog selbst in seiner zierlichen Weitschweifigkeit, und ehrbaren Langweiligkeit als ein sehr merkwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte der Deutschen anzusehen. Nur der Uebellaunige kann diese Stücke trocken nennen; der fröhlicher Gestimmte wird sie Alle, besonders aber sein „Loos in der Lotterie" recht wohl genießbar und scherzhaft in der Trockenheit, so wie nicht minder beziehungsreich und bedeutend finden. Da, wo der Scherz und der Spott so leicht ist, als es in Beziehung auf diese Schauspiele zu sein scheint, ist er schon um deswillen ungerecht. Und so gelte dieses Urtheil denn auch sogar von

Gellerts Schäferspielen, bei denen wir uns durch die vielen grünen und blauen Bänder, die einem neueren Kritiker so seltsam widerlich gewesen sind, durchaus nicht irre machen lassen wollen, indem wir sie für die Hüte und Schäferstäbe, die doch nun einmal durchaus vorkommen müssen, recht zweckmäßig finden.

§. 34.

Gellerts Briefe, die man bei ihrem Erscheinen als durchgängig musterhaft und vollendet betrachtete, gelten jetzt bei Vielen für überkünstlich und wohl gar für affektirt. Ich gestehe gern, daß ich bei weitem milder über dieselben denke, und sie in ihrer Sphäre als ganz vorzüglich erkenne. Diese Sphäre ist nämlich das sogenannte goldene Zeitalter der Deutschen Litteratur von 1740 bis 60, das von Manchem für wahrhaft golden und einzig, von Manchem aber auch für durchaus seicht und fade, und wohl gar für ein reines Garnichts erklärt worden ist. Das erste Urtheil ist so verkehrt als das letztere. Jene Periode ist allerdings ein entschiedenes Etwas. Wenn sich ein Mensch, oder ein Volk, oder eine Litteratur von der Roheit losreißt, so pflegt sie nicht bloß jenes Losreißen durch die That zu beweisen, sondern auch sehr häufig durch selbstgefällige Worte zu verkünden. Oft begnügt sie sich sogar mit den Wor-

Worten allein, und hält sie schon für die That, oder denkt doch wenigstens, die letztere werde wohl von selbst folgen. Daher die ewig ausgesprochene Verschmähung des Rohen und Gemeinen, (welche sich ja billig unausgesprochen von selbst verstehen sollte) daher die Liebäugelei und Kokettерie mit der Freiheit, die nicht selten zur Süßlichkeit und Stutzerhaftigkeit übergeht. Ganz frei von diesen bösen Fehlern sind auch die Gellertschen Briefe nicht, doch haben sie weniger von denselben als alle übrigen der damaligen Zeit, denn Gellerts Geist war in der That ein zarter und feiner, während die meisten andern, die sich um ihn drängten, nicht ohne Unbeholfenheit und Anwandlungen von Roheit, sich auf die Zartheit legten, wie auf eine mechanische Kunst.

§. 35.

Johann Elias Schlegel, (geb. 1718, gest. 1749). Männlichkeit und Kraft, Deutschheit und Stolz machen den litterarischen Charakter dieses Mannes aus; nur offenbart sich leider auch hier eine Schattenseite. Seine Männlichkeit ist nicht ohne Roheit, seine Kraft mit Härte vereinigt, seiner Deutschheit fehlt die Lieblichkeit, und seinem Stolze die Blüthe der Liebe, ohne die er starr und eisern erscheinen muß. Seine Trauerspiele werden durch eine oft beängstigende Form in ih-

rem inneren Wesen aufgehalten und gedrängt, obwohl sie stellenweise sehr zu rühmen sind, und die edle Gesinnung des Dichters überall hervorleuchtet. Auch im Lustspiel versuchte sich Schlegel; doch sind die in Prosa geschriebenen Stücke, „der geschäftige Müssiggänger" und „der Triumph der guten Frauen" größtentheils wässrig und breit. Desto angenehmer erscheinen seine Vor- und Nachspiele in gereimten Versen, für welche er ein sehr glückliches und in seiner Zeit auch sehr seltenes Talent besaß. Noch ist rühmlich von ihm zu erwähnen, daß er nie in seinem Leben einer litterarischen Sekte gefröhnt hat, so wie denn überhaupt sein ganzes Wesen sich zu einer kräftigen Einigkeit in sich selbst hinneigte, die nur sein früher Tod nicht ganz zur Reife kommen ließ.

§. 36.

Gottlieb Wilhelm Rabener, (geb. 1714, gest. 1771). Wenn wir erwägen, daß Deutschland schon lange vor ihm einen Fischart, Sebastian Brandt und ähnliche, männlich-starke, witzreiche Schriftsteller gehabt hat: so ist es schwer zu begreifen, wie man mit Rabener so sehr hat zufrieden sein können, als man in der That gewesen ist. Man hatte sich seltsam genug, eine lange Zeit vorgeredet, es mangele den Deutschen überhaupt das Talent der Satire, und man war

zuletzt ziemlich allgemein dahin gekommen, diese eben so schmachvolle als unwahre Ansicht, als unbestreitbar anzunehmen. In einer solchen Zeit von wehmüthig-schlaffer Verzweiflung an sich selbst, trat nun Rabener auf, und wußte die Meinung von sich zu verbreiten, als ströme ihm der Witz und der Humor aus einem gar reichen Füllhorne. Man wünschte sich ordentlich unter einander Glück, daß man nun doch endlich einmal einen satirischen Deutschen aufzuweisen habe, welches nach hergebrachter Meinung fast wie ein Widerspruch im Beiworte klinge. Da nun der Uebergang von übertriebener Demuth zu übertriebenem Stolze so leicht ist, so ging man in der Ueberschätzung Rabeners so weit, daß man ihn selbst den geistreichsten Englischen Satirikern und Humoristen an die Seite setzte, ja wohl gar vorzuziehen wagte. Dieser Irrthum konnte indeß nicht von Dauer sein, und da sich seit geraumer Zeit schon unter uns ein freierer und kühnerer Geist der Satire geregt hat, so ist R., wie billig, der Vergessenheit ziemlich nahe gekommen. Rabeners Witz ist der eigentliche Conversationsspaß eines nüchternen und frostigen Zirkels, dem es schon genug ist, wenn nur etwas der Polemik Aehnliches geschieht, damit die Gefahr des Einschlafens vermieden werde. Der ewige Gegensatz

des Ernstes und des Scherzes, deren wechselseitige Befreundung das Resultat jeder gelungenen Satire ist, blieb diesem Schriftsteller verborgen, denn er vermochte nur den Halbernst und den Halbscherz zu erfassen. Weit entfernt, eine objektive Reinheit der Satire auch nur zu ahnden, fehlte es ihm selbst an einer gewissen Indignation, die, wenn sie nur groß und kühn ist, und nur die Gattung und die Repräsentanten derselben trifft, einen bedeutenden polemischen Schriftsteller bilden kann. Rabener steht in der Mitte, er übersieht sein Zeitalter nicht, und wagt nur so nebenbei einige Scherze darüber, die sich dann freilich mit gänzlicher Unbefriedigtheit endigen müssen. Dabei ist er sehr geschwätzig, und spinnt den Faden seines Spaßes so weitläufig aus, daß selbst mancher bessere darunter, alle Kraft und Farbe verlieren muß.

§. 37.

Ch. Felix Weiße, (geb. 1726, gest. 1804). Bei allem Lobe, welches man seinem Streben für die Comödie und Operette widmen muß, ist es doch nicht zu verhehlen, daß seinen Lustspielen nur ein temporäres Leben beiwohnt, und daß er die Oper nur von der idyllischen, nie von der romantischen Seite aufgefaßt habe. Diese idyllische Seite glückt ihm aber auch vorzüglich, und

es ist ihm gelungen, manche leichte und angenehme Lieder aus seinen Singspielen in die Herzen und auf die Lippen des Deutschen Volks zu bringen, die leider so oft tonlos und gesanglos sind. Am weitesten verbreitete sich indessen seine Wirksamkeit als Schriftsteller für die Jugend, der er sich auf mannigfaltige Weise zu empfehlen wußte. Doch, dünkt uns, liegt eben in jener Mannigfaltigkeit manches Verfehlte. Er blieb nicht frei von den traurigen Einwirkungen des Basedowianismus, und ob er ihm auch, wenn wir so sagen dürfen, nur ein Hinterpförtchen geöffnet hätte, so wäre doch schon Raum genug gewesen, um die Oberflächlichkeit und Weichlichkeit, die unzertrennlichen Gefährten des Basedowschen Geistes, einzulassen. Was indeß bei Weiße manches wieder gut macht, ist seine gar sehr liebenswürdige Persönlichkeit, die überall in seinen Schriften mit sanfter Freundlichkeit waltet. Wo sich diese offenbaren kann und darf, erfreut er jedesmal mit Sicherheit. Doch in der höheren Tragödie muß freilich dieser Reiz gänzlich schwinden, da er sich oft an Charaktere wagt, (z. B. Atreus und Thyest) von denen seine sanfte Natur nicht die entfernteste Ahndung, nicht den kleinsten auch nur historischen Begriff zu erschwingen vermochte, so wie denn auch leider das lieb-

lichste aller romantischen Dramen: Shakspears Romeo und Julie, unter seinen Händen zu einem steifgezierten Conversationsstück wurde.

§. 38.

Fried. Gottlieb Klopstock, (geb. 1724, gest. 1803). Es bedurfte eines eben so gewaltigen als milden Geistes, um die Deutschen zur Poesie und zur Deutschheit zurückzuführen. Es bedurfte des allerkräftigsten Anfassens und Aufrüttelns aus manchen behaglichen Träumen, in die man seit so langer Zeit versunken gewesen war. In den Wissenschaften hatte man von je her nur ein gründliches Bestreben anerkannt und geachtet, und nur das Vortreffliche war als solches gefeiert worden. Doch in den Künsten war das alles anders. Hier herrschte das seltsamste Vorurtheil, Bequemlichkeit, und ein ewiges sich zur Ruhe setzen und andere zur Ruhe einladen. Ein gewöhnlicher Zeichner, oft kaum gut genug für den Hausbedarf, ward nicht selten mit Titian und Correggio verglichen, eine halbweg erträgliche Statue wurde des Phidias für würdig erklärt, u. s. w. Und nun vollends in der Poesie! Der alltäglichste Kopf, wenn er nur das mechanische Talent besaß, plausible Gedanken, mochte er sie auch entlehnt haben, in erträgliche Reime zu bringen, oder mit

der Unform eines roh hintappenden Hexameters zu umgeben, wurde gewöhnlich sogleich bei seinem Auftreten mit dem heiligen Namen eines Dichters begrüßt. Es war nicht genug, daß man derglei- chen ganz mittelmäßige Leute mit Opitz und Flem- ming verglich, man war auch patriotisch genug, sich zu freuen, daß wir doch nun auch den Alten und den neueren Ausländern muthig die Stirn bie- ten könnten. Die Redacteure der damaligen ästhe- tisch-kritischen Blätter zündeten fast alle Monate in ihren Heften ein Freudenfeuer an, daß nun doch endlich einmal die reine goldene Zeit ange- brochen, und ordentlich mit Händen zu greifen sei.

Und das sollte nun All nicht mehr so gelten! Es stand ein Dichter auf, der schon als Jüngling seine höhere Abkunft beurkundete, der einige Oden gab, die man keineswegs im Halbschlummer zu lesen wagen durfte, der in einer derselben (der Lehrling der Griechen), den Horaz nur deshalb nachgeahmt zu haben schien, um ihn zu übertref- fen, und der endlich, noch immer als Jüngling, mit den ersten Gesängen eines epischen Gedichtes auftrat, das durch die Kühnheit des Planes und der Ansicht, so wie durch die Form im Allgemei- nen den Kritiker überraschte, während es den ein- fachen Leser durch die reinen und frommen Ge- sinnungen, die überall hervorleuchteten, so wie

durch die Gewalt der Sprache und Situationen, in das innigste Entzücken versetzte.

§. 39.

Es sammelte sich bald eine Schaar von Freunden um ihn her. Doch auch die Feinde fehlten nicht zu seinem Glück, das heißt, zu seiner Bildung. Klopstocks Seele sehnte sich mit ganzer jugendlicher Kraft nach der Freundschaft, ja er wußte dieses Gefühl zu einer Art von sich selbst vergessender Liebe zu gestalten, denn das Schicksal vergönnte ihm keinen Freund, an dem er mit freudiger Demuth hätte hinauf sehen können, keinen, der ihm auch nur hätte genügen dürfen, und doch genügten sie ihm. Seine mächtige Phantasie verhüllte ihm ihre geistigen Unzulänglichkeiten, und ließ ihn sogar bei manchem nicht einmal die innere Halbheit und Gemüthskälte bemerken. Es ist eine rührende Erscheinung, wie er diese zum Theil etwas mittelmäßigen Menschen so innig an sich schließt, gleichsam um sie mit dem Ueberfluß seiner Liebe in ein neueres bedeutsameres Leben einzuführen. Manche unter denselben gaben sich dafür auch alle mögliche Mühe, seiner würdig zu werden, andere hingegen glaubten genug zu thun, wenn sie nur die alten Künste der Verhätschelung, bei ihm anwendeten und ihn mit Schmeicheleien

groß zu füttern suchten. Aber Klopstock blieb immer er selbst, und stand nicht weniger schön seinen Freunden als seinen Feinden entgegen *).

Die Freundschaft ist bei Klopstock keinesweges etwas bloß Zufälliges, keinesweges ein bloßer Wunsch, eine bloße Freude, sie ist selbst mehr als ein bloßes Herzensbedürfniß, sie ist die vollendete Nothwendigkeit des gesammten Menschen, und eben deshalb seine Gottheit, seine Muse. Ihr verdanken wir seine schönsten, von jugendlicher Wärme durchglühten Oden. Als sie ihn verließ, ohne Zweifel durch Schuld mancher Freunde, deren jammervolle Blöße denn doch nicht immer mit dem Purpurmantel seiner Phantasie verhüllt werden konnte, da verließ ihn auch, möchten wir

*) Wenn wir vorhin erwähnten, daß unter Kl. Freunden auch manche mittelmäßige sich fanden, so ist es möglich, daß wir deshalb einigen Widerspruch erfahren. Des ungeachtet müssen wir dies Urtheil noch verstärken, indem wir sogar einen weniger als mittelmäßigen kennen gelernt haben, der die Unbedeutenheit seines Geistes noch mit kalter Gemüthshohlheit und widrig geschwätziger Eitelkeit versetzt, muthig zur Schau trug. Wir meinen den Bruder der Fanny, den man leider in den kürzlich erschienenen Briefen der Klopstockischen Freunde von neuem an das Tageslicht gezogen hat, bei dem er sich eben nicht erfreulich ausnimmt.

sagen, der herrlichste Pulsschlag seines Lebens, und er war gewiß nicht glücklich in der Abgeschlossenheit seines späteren Alters. In der Liebe ist Klopstock nie glücklich gewesen, ja wir möchten behaupten, daß er sie im eigentlichsten Sinne des Wortes gar nicht gekannt habe, eben weil sie unerwiedert blieb. Eine einseitige Liebe ist nicht bloß als das größte Unglück, sondern auch als der größeste Irrthum anzuerkennen, und die Liebe kann in der Welt des Gemüths eben so wenig irren als die reine Anschauung in der philosophischen Sphäre. Da nun aus einem Irrthum sich nie etwas Wahres erzeugen kann, so gestehen wir, daß wir an eine spätere glücklichere Liebe nicht glauben können, ob wohl wir recht gern eine sehr friedlich freundliche Ehe des Dichters annehmen.

§. 40.

Der zweite Impuls zur Poesie war bei ihm die Vaterlandsliebe, die, seiner stolzen Seele ganz gemäß, nach und nach sich immer mehr vertiefte, durch Widerstand sich stärkte, und zur colossalen Leidenschaft wurde. Daher ist diese Vaterlandsliebe nicht ruhig epischer Natur, sondern lyrisch-polemisch und dithyrambisch zürnend. In einem Deutschland, wo alle Deutschen für ihr Vaterland geglühet hätten, wäre Klopstock vielleicht ganz

ruhig und gelassen da gestanden. Der geborene Dichter ist freilich der Sieger ohne Kampf, aber der Kampf den der Sieg krönt, gewährt einen Anblick von dem Seneca, wohl auch in dieser Beziehung mit Recht sagt, daß selbst die Götter ihn mit Lust anschauen.

Diese Vaterlandsliebe hat die köstlichsten Früchte getragen. Sie erzeugte nicht bloß einige stolze, kühne Oden, sondern in späteren Jahren auch noch das tiefe Eindringen in das Wesen der Sprache, das, in seinen grammatischen Gesprächen, so lange verborgen, verkannt oder blöde angestaunt, erst vor wenigen Jahren zum ersten Male gehörig gewürdigt worden ist, ein Ruhm, den wir unseren Zeiten nicht versagen können, da die früheren Jahrzehnte, träge genug, sich ihn nicht anzueignen vermochten.

Der dritte Impuls seiner Poesie, war die Religion, und zwar die Verherrlichung des Christenthums, in soweit Klopstock es zu fassen vermochte. Wohl ist es wahr, daß die höhere Natur des ausgezeichneten Dichters, der Zeit befiehlt, und ihr ein neues Gepräge giebt, dennoch wird auch sie dem Einflusse der Zeit, in der sie aufsteht, nicht ganz entgehen können, denn ohne die stete Wechselwirkung von geben und empfangen, ist kein Leben, also auch nicht das des emi-

nentesten Geistes möglich. So trägt denn auch Klopstocks Religiösität die Spuren seiner Zeit. Einem Theile seiner Zeitgenossen war freilich der alte schöne deutsche Glaube, in seiner Lebendigkeit und Wärme noch geblieben, man hatte ihn hinüber gerettet aus einer frommen Vergangenheit und ihn geschützt vor dem frechen Antasten einer unheiligen Gegenwart. Bei einem andern Theile war die Religion in Erstarrung und Versteinerung übergegangen, und der Buchstabe hatte seine alte tödtende Kraft bewiesen. Der dritte und größeste Theil seiner Zeitgenossen hatte seine Zuflucht genommen zu dem jammervollen Encyclopädismus, und zu jener lauen unseligen Aufgeklärtheit, die durch Unbefriedigtheit erzeugt, ihren Durchgang durch Unbefriedigtheit hat, und in Unbefriedigtheit endigt.

§. 41.

Klopstocks Religiosität ist ein Ringen, Ahnden, ein unendliches, oft aber auch wundes Sehnen, nach dem was Antwort hat auf jede Frage, und Befriedigung für jedes Sehnen. Aber er findet nicht immer jene vollendete Befriedigung. Oft ist es nur eine gewisse, wenn wir so sagen dürfen, geräuschvolle Erhabenheit, durch die er sich beschwichtigt. Zuweilen ist es wohl gar nur ein gewaltsames Flügelschlagen, wodurch er sich

betäuben will, zu einem durchaus klaren seeligen Anschauen bringt er es nie. Doch jenes Ahnden und Sehnen finden wir oft sehr rührend ausgesprochen, z. B. in den Oden: der Allgegenwärtige, der Erbarmer u. s. w. Aber wenn wir Flemming und Gerhard ganz kennen, oder wenn wir, ganz abgesehen von allen Namen und vorhandenen Werken, uns bloß ein religiöses Ideal vorhalten, so kann uns Klopstock nicht vollkommen genügen.

Klopstocks Geist war nicht gestärkt durch reine Speculation, nicht genährt durch ächte tiefe deutsche Philosophie, und auch er mußte dafür büßen, so wie denn noch niemand auf Erden ungestraft der Philosophie sich entäußert oder gar sich ihr widersetzt hat. Höchst ungern nur erwähnen wir solcher polemischer Versuche gegen die Philosophie bei dem edeln Klopstock. Doch sind sie leider nicht zu übergehen, da wir ohne diese Hindeutung Klopstock nicht verstehen, und er auch, redlich wie er war, seine Ansichten nie verhehlte.

Innig anerkennend aber, und mit hohem Ruhme wollen auch wir gedenken der Idee zum Messias. Wenn wir diese letztere in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit überdenken, und zugleich die Kühnheit berechnen, die dazu erforderlich war, sie als Vorwurf des Epos aufzufassen, so werden

wir schon um ihrentwillen unserm Klopstock den Namen eines großen Dichters nicht versagen dürfen. Dann erst mögen wir es anerkennen, was allerdings anzuerkennen ist, daß diese Idee nicht so klar und vollendet zur Erscheinung gebracht worden ist, als sie in seiner frommen Phantasie, in seinem stillkräftigen Gemüth entsprang. Es ist heilsam, sich hiebei zu erinnern an den Unterschied zwischen dem, was durch das Materiale der Poesie, d. h. durch die Worte bezeichnet werden kann, und dem, was der Poesie selbst angehört. Das erstere ist beschränkt, doch in dem letzteren ist allerdings das Eine und das All. Manche herrliche Idee, es sei zu einem Roman, Epos, einer Tragödie oder zu einem Sonett, Madrigal oder Epigramm ist nimmer ganz rein und lauter und kräftig zur Erscheinung zu bringen, weil die Poesie am Ende denn doch nur Worte hat, mit denen sie selbst das, was das Wort fliehet, ergreifen soll. Manches reizende Gebilde der Phantasie wird durch das schwere Wort niedergedrückt wie der zarte Flügel des Schmetterlings durch den kühlen Thautropfen der Nacht. (Vgl. Meine Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit S. 198.)

§. 42.

Das Talent der mimischen Darstellung im

Styl, besitzt Klopstock nur in geringem Grade. Die geistige Physiognomie seines Christus steht etwa zwischen dem Genius Albrecht Dürers und dem des göttlichen Raphael; doch eben dieser Mittelzustand erreicht nichts ganz Entschiedenes. Sein Gott der Vater ist zu populär erhaben, und hat zuviel mit einem gewissen, wenn wir so sagen dürfen, arithmetischen Pathos zu thun, sein Johannes ist mehr der Begriff eines vortrefflichen Schülers, als der einzige Jüngling selbst. Am verfehltesten aber ist unsers Erachtens der Charakter des Satan, des Mahlerischsten und Gestaltvollsten, was unsere Mythologie hervorgebracht hat. Hier ist es dem Dichter genug gewesen, das Prinzip des Bösen personificirt, redend einzuführen, und zwar abermals wieder mit steter Hinneigung zum Erhabenen, nur daß dieses Letztere, um es von dem des guten Prinzips zu unterscheiden, mit einiger Krampfhaftigkeit versetzt worden ist. Um den Klopstockischen Satan durchaus verfehlt und trotz aller ihm in den Mund gelegten Heldensprüche, kraftlos zu finden, bedarf es keinesweges einer Vergleichung desselben mit dem durchaus vortrefflichen in Goethe's Faust, sondern es ist genug, sich an die vielen Darstellungen dieses Charakters in den alten Deutschen Komödien und Heldenspielen zu erinnern. Wir gestehen, daß

wir einige altdeutsche Schauspiele kennen und von Puppen haben aufführen sehen, in denen der Charakter des Satan mit einer so besonnenen Umsicht, klaren Consequenz und lebendigen Deutlichkeit geschildert worden war, daß wir nicht anders konnten, als die Klopstocksche Schilderung tief darunter setzen, obwohl wir in der letztern die gebildete Kraftsprache und die anziehenden Sentenzen gar gern anerkennen. Ohne Zweifel trägt bei diesem Misgriffe, Milton die meiste Schuld, indem damals in unserem Deutschland, eine etwas bettelhafte Liebe für den wackeren, aber höchst einseitigen englischen Dichter in Umlauf gesetzt worden war; aber es ist keinesweges unsere Meinung, einen Mann wie Klopstock, der höher stand als seine Zeit, durch ein Gebrechen seiner Zeit entschuldigen zu wollen.

§. 43.

Klopstocks Trauerspiele sind von den Deutschen mit einer Kälte empfangen worden, die in dem auffallendsten Gegensatze stand, mit dem glühenden Enthusiasmus, den sein Messias erregt hatte. Man betrachtete sie, wie es scheint, nur mit einer gewissen verlegenen Scheu, und während man sich besann, was eigentlich darüber zu sagen sei, ging vielleicht der Augenblick des Ergreifens und Auffassens verloren. In der That

sind

sind diese Tragödien, bei der ersten Lektüre wenigstens, dem Scheine der Härte und der Kälte ausgesetzt, auch ist nicht zu läugnen, daß der ruhige Stolz in dem sie sich geben, zuweilen herbe wird und schroff, und daß das Ganze sich nur wie ein kühner, harter Fels erhebt. Der Styl, in dem diese Tragödien geschrieben sind, hat eine Nacktheit, die den Liebhaber der blumenreichen Schreibart zurückstoßen muß; denjenigen aber sehr anziehen wird, der hier eine Besonnenheit ahndet, die von dem gesunden Baume selbst die Blüthen und Blätter abzustreifen wagt, da sie des innern Lebens selbst gewiß ist. Ein Irrthum waltet hier allerdings ob, denn der lapidarische Styl gehört der Tragödie nicht an, aber es ist ein höchst b e d e u t e n d e r Irrthum, der neues Zeugniß giebt von dem selbstständigen Streben des trefflichen Schriftstellers.

Bedeutend treten hervor seine vaterländischen Schauspiele, Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten und Hermanns Tod. Weniger ansprechend scheinen die aus den alten hebräischen Urkunden genommenen Stoffe, die oft mit einer seltsamen Mischung von Schwere und Weichheit, von Weitläufigkeit und Willkühr und (man verstatte das Wort), Ungründlichkeit ausgeführt worden sind.

§. 44.

Die beiden letzten Jahrzehnte von Klopstocks Leben entfernten sich nach und nach von der Poesie, und eine gewisse, weniger geist- als herzvolle Politik zog den Dichter in ihre Wirbel, und das ruhige Ebenmaaß, das bis dahin ihn begleitet hatte, wich. Fast sämmtliche Oden und Epigramme, die ihm das durch die französische Revolution erregte Gefühl eingab, entbehren der poetischen Freiheit und sind theils Erzeugnisse eines wackeren Zornes, der zwar wohl weiß was er will, doch das Höchste nicht erfassen kann, theils wohl gar Ergießungen des Ingrimms und der Wehmuth, die beide in das Leere streben.

Nach und nach fand sich auch etwas zu eng Abgeschlossenes in sein Leben hinein, er hörte auf, die gesammten Fortschritte der Deutschen Litteratur zu begreifen, obwohl er in manchen einzelnen litterarischen Bestrebungen noch immer weit über der Zeit stand. Er war zu sehr von Anderen verwöhnt worden, und hatte sich selbst zu sehr an den Gedanken gewöhnt, daß sein Geist ein alles durchdringender sei, als daß er nicht stets sich selbst hätte Recht geben sollen, wenn ihm die bedeutendsten Erscheinungen der neuern Deutschen Litteratur misfielen. Hiedurch gerieth er denn auch in eine Härte und Strenge

gegen andere, die um so unangenehmer auffällt, wenn wir die milde Heiterkeit und das freudige Anerkennen während seiner Jugend erwägen. Er spottete über Herders treffliche Kritik der Deutschen Litteratur, aus der er wahrlich gar sehr viel hätte lernen können. Er übertrieb in einem harten Epigramm den Tadel gegen den mildfreundlichen Wieland*), und sah in Goethe, dem er sogar einmal öffentlich vorwarf, er verstehe die Deutsche Sprache nur so halb und halb, nicht viel mehr, als ein unbändiges Genie, das aber eben deshalb ein wenig unbequem zu handhaben sei. Es ist eine betrübte Erfahrung, die der Litteraturhistoriker nicht selten machen muß, daß manche, selbst der trefflichsten Deutschen Schriftsteller, in der Jugend verzogen und verweichlicht, sich in den späteren Mannsjahren verhärtet zur Ruhe setzen, und dann oft, nicht bloß abgeschlos-

---

*) Dies Sinngedichte lautet folgendermaßen:

Er hinkt am Griechenstab, und lahmt am Römerstocke,
Und doch staunt alle Welt, und schreit: Er macht Epoche.

Warum sah er nur Stock und Stab, da doch W's. angenehme Leichtigkeit und bewegliche Freudigkeit dem Blicke früher begegnen sollten, und gerade für Kl. etwas höchst Wünschenswerthes gewesen wären!

sen, sondern auch künstlich eingesäumt, ja wir möchten sagen, gänzlich zugenähet erscheinen.

Es ist nicht erfreulich mit dieser Bemerkung den Abschnitt über Klopstock zu schließen, dennoch müssen wir es, denn selbst die innigste Hochachtung für einen einzelnen Dichter darf der Wahrheit nicht wehren, die sich klar genug darlegt *).

Wie in Deutschland gewöhnlich jeder bedeutende Schriftsteller, so wurde auch Klopstock von einer Menge von Nachahmern begleitet. Es gab wenige Poeten, die sich nicht auch getrauten, ein Epos zu Tage zu fördern, und es wimmelte bald so sehr von Heldendichtern unter uns, daß der alte Scherz nicht unpassend war, es werde bald eben so schimpflich sein, ein solches geschrie-

---

*) Einem Gerücht zu Folge, das oft genug ausgesprochen worden, soll Klopstock Shakspearn nicht geliebt haben. Wir überwinden den Ekel, ohne welchen eine solche Nachricht nicht wohl mitgetheilt werden kann, durch die Hoffnung, daß irgend ein Deutscher, welcher Klopstocks persönlichen Umgang genoß, veranlaßt werde, ihr zu widersprechen. Indessen, auch ohne historischen Beweis führen zu können, leugnen wir die Wahrheit jener Nachricht gänzlich, da wir sonst wohl schwerlich Klopstocken für einen Dichter würden erklärt haben mögen. Und als ein solcher ist er uns stets erschienen; einseitig zwar, doch in Einseitigkeit groß und herrlich.

ben zu haben, als nicht geschrieben zu haben. Und auch die Oden wurden fleißig nachgeahmt, d. h. man stellte einige pathetische Ausdrücke neben einander, vermischte sie mit Wodan, Freya, und brachte sie dann, in das Alkaische, Asklepiadeische, Sapphische oder gar in ein selbst erschaffenes Metrum, welches letztere man vollends für den wahren Diamant in der Krone des Dichters hielt.

§. 45.

Karl Wilhelm Ramler (geb. 1725, gest. 1798). Es ist über ihn, besonders im letzten Jahrzehnt, so häufig die Rede gewesen, daß wir uns wohl der Pflicht überheben können, ausführlich über ihn zu sprechen. Uns fallen Schillers gute einfache Worte aus dem Gedicht: Breite und Tiefe ein.

Es leben viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen.
Man dächte, hört man sie reden so laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Diese Braut nun, dünkt uns, hat Ramler nie erobert, obwohl er sein ganzes Leben hindurch mit hohem, rühmlichem Eifer danach strebte. Eben deshalb misbilligen wir auch gänzlich jeden bitteren Scherz, der so oft von einer gewissen

Seite her, gegen ihn angewandt worden ist. Fast alle seine Gedichte haben den Charakter der errungenen mühseligen Begeisterung. Oft glauben wir in ihnen bloß den Zustand eines solchen Ringenden in Worte übersetzt zu erblicken. Meistens haben sie auch eine äußere Veranlassung, die der Poesie nicht immer günstig sein kann. Fast nirgend ist eine Spur von jenem Hauch der Liebe, von jenem „goldenen Duft der Morgenröthe", der uns in den Gesängen der wahren Dichter entgegenweht, fast alles ist schwer und zu gelehrt, und in eine gewisse Ueberpracht der Sprache gekleidet die jedem milden Auffluge wehrt. Wie er, dessen Hexameter zu den unbeholfensten gehören, die je gemacht wurden, zu dem Rufe der Correktheit gelangt, ist uns, wir verhehlen es nicht, stets unbegreiflich gewesen. Andere Versmaaße gelingen ihm besser, und gerade diese sind am wenigsten beachtet worden.

Wenn wir aber auch Ramlern nicht für einen Dichter halten, so wollen wir ihm doch nicht absprechen, daß einige treffliche Gedichte von ihm vorhanden sind, unter denen wir ganz besonders, das an den Frieden, (vom Jahre 1760) auszeichnen, welches aus einem reinen und sehnsüchtigen Herzen entsprungen, würdig war, die allgemeine Sehnsucht auszusprechen. So wollen

wir denn auch die anderweitigen Verdienste dieses Mannes, z. B. die um einige lateinische Dichter, um den vaterländischen trefflichen Logau, ja selbst die um Einzelnheiten in der Kritik der schönen Redekünste, gar gern gelten lassen, und mit besonderem Ruhme noch gedenken seiner geistigen Selbstständigkeit, seines Beruhens auf sich, von keinem Sektengeiste gestört.

§. 46.

Anna Louise Karschin, (geb. 1722, gest. 1791). Wenn wir auch recht herzlich gern die Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit loben, mit der in der früheren Zeit unserer Deutschen Litteratur, jegliche Verdienste anerkannt wurden, so mögen wir doch auch nicht verkennen, wie oft jene löbliche Gesinnung in weichlich faden Complimententon ausartete. Da war Gleim Anakreon und Tyrtäus zugleich, Schlegel Sophokles, Klopstock Homer, und vollends gar die Karschin, die Deutsche Sappho. Man darf dergleichen jetzt nur aussprechen, um es widerlegt zu haben; ja wir sind völlig überzeugt, daß wenn die genannte gedankenarme und noch dazu sehr nachlässig hinarbeitende Dichterin, im 19ten Jahrhundert aufgetreten wäre, ihre Verse völlig unbeachtet geblieben sein würden. In der That kennen wir auch nicht ein einziges Gedicht von ihr, das

sich nur einigermaßen über das Mittelmäßige erhöbe, weshalb wir denn auch nicht länger bei ihr verweilen wollen.

§. 47.

Magnus Gottfried Lichtwer, (geb. 1719, gest. 1783). Gottsched sprach in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit ein Strafwort über die Deutschen aus, daß sie so sehr anmuthige Gedichte gar nicht achteten, und allerdings bleibt ihm der Ruhm unbenommen, daß er sie aus der Nacht der Buchläden, in denen sie drei Jahre ungelesen geruht hatten, herausriß. Was uns betrifft, so führen wir ihn hier an, um der trefflichen versificirten Erzählung willen: „Die Spieler", mögen aber die anderen keinesweges sonderlich rühmen. Sein „Recht der Vernunft" scheint nur darauf auszugehen, die Wolfische Philosophie an den Mann zu bringen, doch die Hoffnung, daß sie in gereimten Alexandrinnen sich besser ausnehmen werde, als in Prosa, hat ihn sehr getäuscht.

J. F. W. Zachariä, (geb. 1726, gest. 1777). In keiner Gattung der Poesie scheinen die Deutschen der früheren Zeit so leicht vorlieb genommen zu haben, als in der komischen. Ein paar handgreifliche Späße, überderber Witz, und die stete Beziehung auf Dinge, die man recht bequem

übersehen kann, scheint der Mehrheit schon genug gewesen zu sein, und so kam es denn auch, daß man Zacharias Renomisten, Phaeton, Murner in der Hölle, u. s. w. als sehr gelungene komische Epopöen ansah. Seine Hexameter sind sehr übelklingend und hart, und ihr Getön gleicht dem Rasseln eines Wagens, der bei schwerer Kälte über einen Steindamm fährt. Wahres Verdienst erwarb sich Z. um den alten naiven Burkard Waldis, und um den vielgepriesenen doch wenig gekannten Opitz. Auch für Paul Flemming that er so viel als sich für ihn thun läßt, wenn man ihn — nicht begreift. Hie und da meinte er ihn sogar verbessern zu können; es hat aber damit begreiflicher Weise nicht wohl gelingen wollen.

§. 48.

Wir berühren hier nur im Fluge von Brawe (geb. 1738, gest. 1758.) und von Cronegk (geb. 1731, gest. 1758.) von deren Trauerspielen ehedem einiges Rühmen zu hören war. Es war nämlich am Ende der vierziger und zu Anfange der funfziger Jahre häufig davon die Rede, daß die Deutschen doch noch immer keine recht solide Tragödien hätten. Nun wußte man freilich aus der Geschichte unserer Poesie, daß manche Heldenstücke, Haupt- und Staatsactionen, Scenen aus der biblischen Historie, und aus der christlich

deutschen Mythologie, von unsern redlichen Vorfahren in die Form von Trauerspielen gebracht worden seien, allein mit dergleichen wollte man keinesweges etwas zu thun haben, sondern verachtete es mit recht vornehmem Anstande. Auch von dem trefflichen Andreas Gryph wollte man nicht viel wissen, denn man hatte sich einmal an den Gedanken gewöhnt, er sei denn doch so halb und halb Lohensteinisch, und von dem wahrhaftigen Geschmack noch weit entfernt. Vergebens versicherte Gottsched, daß er ja den Geschmack bereits verbessert, und den Hans Wurst mitleidslos verbrannt habe, daß ein Cato von ihm vorhanden sei, der mit Gottes Hülfe bald die zehnte Auflage erleben werde; doch das half noch weniger, denn Gottsched war schon längst aus der Gemeinschaft guter poetischer Christen ausgeschlossen. In dieser Zeit des Kummers und der Sehnsucht nach einem tragischen Genie, traten die genannten Jünglinge auf. Brawe lieferte einen Freigeist und einen Brutus, Dramen die zwar herzlich unbedeutend, roh und unreif waren, die man sich aber dennoch ganz wohl gefallen ließ, weil es denn doch neue Tragödien waren. Ein wenig besser stand es mit Cronegk, der in seinem Codrus, und Olint und Sophronia wenigstens dem Ohr zu schmeicheln wußte durch rein gereimte Alexandri-

ner, mit unter auch wohl gar dem Verstand, durch antithetischen Witz, und Senecaisches Pathos.

§. 49.

Um auch die Leser, welche nach der Vielheit der Namen gehen, nicht zu täuschen, wollen wir Christian Friedrich Zernitz, geb. 1717, gest. 1744, Johann Christoph Rost, geb. 1717, gest. 1765, Friedrich Carl Casimir von Creuz, geb. 1724, gest. 1770, ja selbst Christlob Mylius, geb. 1722. gest. 1754, und Johann Friedrich Löwen, geb. 1729, gest. 1771 nicht auslassen. Alle diese Dichter sind zu ihrer Zeit gelesen und gerühmt worden, theils als witzige und elegante Köpfe, theils als schwermüthige Eligiker, theils als verständige Didaktiker. Die Besseren sind Zernitz und Creuz, denn auch die dunkle Sehnsucht nach Poesie und Schönheit kann erfreuen, wenn sie mit Reinheit des Gemüths und sinnigem Anstande vereint ist. Rost ist durchaus undeutsch und unrein, und dennoch ist er ehedem als Genie anerkannt worden, weil sich die Literaturhistoriker freuten, doch auch einmal einen aimable roué in ihre Bücher eintragen zu können, obwohl ihm dies Beiwort keinesweges gebührt. Der fadeste ist Löwen, welcher unter andern Romanzen schrieb, aus denen man nichts weiter lernen kann, als was schlechte Späße sind,

eine Erfahrung, die uns das äußere Leben, wie es sich wohl zu Zeiten gebehrdet, noch wohlfeiler bietet. Einen ungleich reichern und reinern Geist ließ ein verarmtes und jammervolles Leben in Mylius untergehen.

Sehr betrübend in dieser Zeit ist noch immer der Mangel an eigenem Sinn und Geist, an wahrhaft schöpferischer Kraft und gestaltendem Leben. Selbst wenn wir von diesen hohen Forderungen ablassen, wenn wir uns umsehen nur nach einem ganz gesunden, heiteren, behaglichen Schriftsteller, so finden wir uns nicht befriedigt, denn fast überall sehen wir die gemachte Regel, kränkliche Gezwängtheit, und das resignirte Unterbeugen, unter Formen, die von außen her gekommen sind. Wir verkennen sicher nicht die anderweitigen Verdienste eines Carl Christian Gärtner, geb. 1712, gest. 1791, Johann Arnold Ebert, geb. 1723, gest. 1795, und Nicolaus Diedrich Giesek e, geb. 1724, gest. 1765, wir halten sie freudig für sehr wackere und zum Theil für grundgelehrte Männer, und wir finden in ihnen den beharrlichsten Willen, den guten Geschmack der Deutschen zu befördern. Nur als Dichter mögen sie uns nicht aufgedrungen werden. Im Leben mag wohl zuweilen ein guter Rath fast so viel werth sein, als eine gute That,

oder gewißermaßen zu einer solchen werden; nur nicht und niemals in der Poesie. Goethe's unscheinbares Epigamm trifft den Mittelpunkt der Sache:

Fortzuplanzen die Welt sind alle vernünftge Discurse
Unvermögend; durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.

§. 50.

Wir wollen gern einräumen, daß die Bremischen Beiträge, welche größtentheils durch die genannten Dichter ihre Entstehung und Fortdauer erhielten, manches recht artige Gedichtchen enthalten, und deshalb ein wenig besser zu nennen sind, als die Belustigungen des Verstandes und des Witzes, die sie verdrängen sollten; doch mögen wir keinesweges, wie wohl sonst in Literaturgeschichten geschehen ist, mit jenen Beiträgen eine Art von neuer Periode anfangen, denn da zu sind sie in der That bei weitem nicht bedeutend genug. Etwas wahrhaft Bleibendes enthalten sie gar nicht.

Der Vollständigkeit wegen dürfen wir auch nicht übergehen, Christoph Joseph Sucro, geb. 1718, gest. 1756, der mit nicht besonderen Kräften Hallern nachahmte und den Stoiker und die Gemüthsruhe besang, Johann Ludwig Huber,

geb. 1723, gest. 1800, den man als einen feurigen Patrioten liebte, und deshalb auch seine Verse pries, Johann Philipp Lorenz Withof, geb. 1725, gest. 1789, vor dessen didaktischer Poesie man jede Dame warnte, weil er gar zu tiefsinnig sei, und Johanna Charlotte Unzer, geb. Ziegler, geb. 1724, gest. 1782, welche in ihren poetischen Versuchen die Zärtlichkeit mit der Sittlichkeit zu vereinigen suchte, wobei nur leider mitunter die Langeweile als Mittelsperson eintrat. Alle diese Namen sind nur auf eine flüchtige Welle der Zeit geschrieben, obwohl man damals glaubte es seien feste Säulen, die sich wohl Jahrhunderte halten würden. Als die Unzer den poetischen Kranz erhielt, erschien ein ganzes Buch voll Glückwünschungen in Prosa und Versen.

Von ungleich höherer Bedeutung ist Carl Friedrich Drollinger, (geb. 1688, gest. 1742), der in der tieferen Einsamkeit seiner dürftigen Zeit, die ernste religiöse Muse zur Begleiterin hatte. Er ist hart, aber kernigt; schwerfällig, doch nicht ohne Gedankenblitze, monotonisch, doch nicht ohne Tiefe.

§. 51.

Johann Jacob Dusch, (geb. 1727. gest. 1787). Wenn wir die Litteraturbriefe durchblättern, so finden wir häufig gar scharfen Tadel gegen die-

sen Dichter, und wir werden nicht abgeneigt sein dürfen, dem Kritiker völlig Recht zu geben, Dusch ist ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller, der nur auf einem sehr dünnen Haferrohr pfeift, und der, da er wahrscheinlich mit dem Urtheile über sich, so lange gewartet hatte, bis andere das ihrige abgegeben haben würden, jetzt herzlich verdrüßlich und betrübt wurde, als dasselbe so ungünstig ausfiel. Kränklich und schwermüthig, wie er ohnehin war, suchte er sich gegen den Tadel zu rechtfertigen, machte aber das Uebel nur noch schlimmer, da er mit dem siegreichsten Polemiker seiner Zeit, Lessing; zu thun hatte. So sehr wir nun aber auch diesem letzteren Recht geben, so ist es doch schwer zu begreifen, warum er gerade aus der Menge der mittelmäßigen Schriftsteller jener Zeit den armen Dusch fast allein herausgriff, und ihn, wenn wir so sagen dürfen, das ganze Bad austragen ließ, wobei ihm billigerweise einige Hunderte seines Gleichen hätten helfen sollen.

Das merkwürdigste bei Dusch ist wohl der großartige Irrthum, daß er sich die Wissenschaften selbst, als Vorwurf eines Lehrgedichts aufgab, welches er denn auch in der That in acht Gesängen ausführte, so wie nicht minder das Gegenstück: „Vom Gebrauche der Vernunft",

oder wie es späterhin hieß: „von der Zuverlässigkeit der Vernunft", hinlängliches Zeugniß giebt, welche gar seltsame Begriffe er von der Poesie hegte. Demungeachtet dünken uns diese Irrthümer bei weitem interessanter, als sein Roman: „Karl Ferdiner", und die süßlich vornehmen „Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande." Eine Verworrenheit durch Ueberfülle entstanden, kann allenfals noch wohl ertragen werden, doch eine Verworrenheit der Armuth schwerlich, oder besser: nie, in keinem Falle.

§. 52.

Uebrigens waren die Deutschen jetzt gänzlich überzeugt, daß das goldene Zeitalter ihrer Litteratur im schönsten Flor stehe, und mit der größten Sorgfalt trugen sie zu Buche, daß sie nun eine gewisse gute Anzahl von lyrischen, epischen und dramatischen Dichtern hätten. Sie rühmten laut, daß selbst die Ilias und Odyssee gegen den Messias nicht viel zu bedeuten habe. Miß Sara Sampson galt für bei weitem rührender, als Oedipus, Antigone, und Ajax mit der Geißel, Geßners Idyllen standen unendlich höher, als was das Alterthum in dieser Gattung geleistet, und von der „Schwedischen Gräfin," und dem „Carl Ferdiner," meinte man, daß sie doch wenigstens einiger-

germaßen neben den besseren Englischen und Spanischen Romanen bestehen könnten. An den abentheuerlichen Simplicissimus, die Banise und Aramene, so wie an den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier, ließ man sich nicht gern erinnern, ohne zu bedenken, daß diese Werke einen bei weitem eigenthümlichern Charakter besitzen, als die letztgenannten, die in der That matt und farblos erscheinen müssen. Auch der Vielseitigkeit wagte man sich zu rühmen, denn waren nicht gar viele Dichter vorhanden, die von Tod und Grab, Auferstehung und jüngstem Gericht die erbaulichsten Sachen singen konnten, während schon im Hintergrunde, eine wahre Unzahl von Anakreontischen Poeten lauerte, und mit recht ausführlichen, und unermüdlichen Späßen die Rührung wieder ins Gleichgewicht brachte? Ja, vereinigten nicht sogar einige dieser Poeten Rührung und Spaß, Erhabenheit und Plaisanterie in Einer Person, und trugen sie nicht, so zu sagen, die thränenreichsten Elegien und die lustigsten Knittelverse in Einer Tasche? — Nur ein einziger Umstand veranlaßte noch zuweilen einige stille Klagen: der nämlich, daß es mit dem Lustspiele nicht recht fortwollte. So gern man auch jede Gelegenheit ergriff, um die Comödien Gellerts, Weiße's, Lessings zu rühmen, so konnte

man doch bei dem bösen Worte Lustspiel, das ewig auf den Scherz und den Humor hindeutete, ein kleines Erröthen nicht unterdrücken, denn sonderlich lustig ging es in den genannten Comödien wahrlich nicht her. Indessen hoffte man auf die Zeit, die ja hoffentlich endlich einmal einen recht heiteren und wo möglich ein wenig ausgelassenen Dichter hervorbringen würde. Daß man in früheren Zeiten schon einige sehr gute Lustspieldichter gehabt habe, hätte man freilich aus der Literaturgeschichte der Deutschen wissen sollen. Denn wenigstens Hans Sachsens Fastnachtsspiele, in denen sich eine wahre Fundgrube von ächter Lustigkeit findet, und Andreas Gryphs Majuma, Peter Squenz und Horribilicribrifax, konnten doch unmöglich ganz unbekannt sein. Auch waren sie es wirklich nicht, nur hatte man leider zu viel Vornehmheit angenommen, um sie noch sonderlich zu beachten.

§. 53.

Diese Vornehmheit hat für den späteren Literaturhistoriker, dem es um Gründlichkeit und Ausführlichkeit zu thun ist, die betrübte Folge, daß er manches Feld in der Culturgeschichte fast ganz unbearbeitet erblicken muß. Zwar verdanken wir Gottscheds Fleiße ein sehr wichtiges Werk, welches unter dem Titel: „Nöthiger Vorrath zur

Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst, oder Verzeichniß aller Deutschen Trauer- Lust- und Singspiele, die im Druck erschienen, von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts" in zwei Theilen erschienen ist, (Leipzig 1757 und 1760.) wobei er zuletzt noch den Vorsatz, nur bis zur Hälfte des Seculums zu gehen, um 10 Jahre überschritt, und als Anhang, Freieslebens kleine Nachlese hinzuthat. Aber hiedurch ist doch nur Einem Bedürfnisse abgeholfen. Wir kennen zwar größtentheils die Titel der gedruckten Werke, doch manche auch von diesen, im Staube einzelner Privatbibliotheken modernd, warten noch auf einen günstigen Entdecker. Und ist nicht die größere Anzahl der Deutschen Tragödien und Komödien der früheren Zeit bloß geschrieben, oft nur angedeutet und extemporirt worden? Hier fehlt uns nun leider fast gänzlich eine Geschichte des Deutschen Theaters, denn die wenigen Notizen, die wir im Gottsched, Plümike, Flögel, und ähnlichen Werken finden, sind in der That so unbedeutend, daß sie beinah für gar nichts zu rechnen sind. Mit den allgemeinen Bemerkungen, daß während des 17ten Jahrhunderts die Beilager und ähnliche Feste der Fürsten durch Schauspiele gefeiert wurden, daß aber größtentheils nur steife Haupt- und Staatsactionen oder platte Pickelherings- und

Hanswurststücke aufgeführt wurden, ist wenig gethan, denn wo ist der Beweis, daß jene Schauspiele wirklich so verächtlich waren, als man so vorlaut zu meinen wagt? Finden wir nicht während der früheren Jahrhunderte so manche geist- und gemüthvolle Fürsten, denen wahrlich nur das Bedeutende zusagen durfte, ergiebt es sich nicht klar, daß die Deutschen der vorigen Zeiten als ein kraftvolles, regsames, sinniges Volk dastehen, dem wahrlich nichts schlechthin Gemeines behagen konnte? Ist es billig, die damalige Gemüthsbildung, der jetzigen so oft durch ausländische Fetzen entstellten Volkscultur, unterzuordnen?

Es sei genug, hier auf eine Lücke in allen unsern Literaturgeschichten hinzudeuten, die indessen in diesem Werke, das sich ausschließlich mit dem achtzehnten Jahrhundert beschäftigen soll, nicht gefüllt werden darf, und vielleicht auch nie gefüllt werden kann, wegen des Mangels an Nachrichten welche jene enge Vornehmheit zu sammeln verschmähte. Jetzt ist es vielleicht zu spät.

§. 54.

Kehren wir jetzt von diesen allgemeinen Bemerkungen, die allerdings nicht viel Erfreuliches enthalten, zurück, so begegnet uns ein tiefsinnig klarer Geist, der in dem vollendeten Besitz seiner selbst, und in der großartigen Freude an sich selbst

und der Kunst der Griechen, die unsäglichen Hindernisse alle überwand, die sich seiner Bildung entgegenstellten. Er steht, in wahrhaftiger Bedeutung des Worts, als ein ewiges und herrliches Wunder da, der tiefsten Liebe würdig. Ich meine

Winkelmann. Er verdient ein eigenes Werk, und es ist ihm geworden durch Goethe, auf den wir uns hier gänzlich beziehen. W. hat von jeher nur eine kleine stille Gemeine zu Lesern und Anerkennern gehabt, doch sie genüge.

§. 55.

Gotth. Eph. Lessing (geb. 1729, gest. 1781). Man kann mit Sicherheit behaupten, daß über keinen Deutschen Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts so viel gesprochen und geschrieben worden ist, als über ihn, der über sich selbst so wenig sprach, und dies Wenige fast ein wenig leichtsinnig und mit muthwilliger Laune gegen sich selbst vortrug. Es war zuletzt dahin gekommen, daß man seinen Namen als eine hochflatternde Fahne betrachtete, bei der sich die verschiedenartigsten Menschen zu den verschiedenartigsten Zwecken versammelten. Der eine freute sich, daß wir doch nun endlich einmal einen Lust- und Trauerspieldichter bekommen hätten, den man mit gutem Gewissen als klassisch betrachten, und wenn

einmal davon die Rede sei, auch den Alten an die Seite setzen dürfe, die sonst nicht gern jemanden an ihrer Seite leiden. Man konnte gar nicht müde werden, den leichtfließenden Dialog, und die angenehmen und rührenden Scènen in seiner Minna, Emilia, und Nathan zu bewundern, welcher letztere noch obendrein eine, von allem Aberglauben gereinigte Lobrede auf die Vorsehung Gottes sei, gleichsam eine Theodicee im Kleinen. Der andere ließ die poetischen Talente Lessings dahin gestellt sein, und rühmte besonders seine Kritik als gründlich und witzig, zeigte zuvörderst seinen trefflichen, in jeder Beziehung wichtigen Antheil an den Litteraturbriefen auf, und ergötzte sich sodann herzlich, daß späterhin die Französischen Tragiker durch ihn vom Throne gestoßen, und ein Besserer darauf gesetzt worden sei, wobei man nur das Einzige nicht begreifen wollte, daß Lessing diesen Ehrenplatz nicht selbst sich zugeeignet, sondern an Shakspear verschenkt hatte. Man staunte dankbar, daß Aristoteles Poetik erklärt worden und selbst zum Hausgebrauch geschickt gemacht worden sei, daß wir durch ihn eine neue Fabeltheorie aufzuweisen hätten, u. s. w. Der Dritte meinte, das Alles sei zwar recht gut und löblich, aber noch lange nicht die Hauptsache. Als solche müsse man die Schriften betrachten,

in denen er den Aberglauben und allenfalls auch den Glauben selbst bekämpfte. Jetzt sei es ordentlich ein wahres Kinderspiel, aufgeklärt zu sein und nicht mehr viel nach der Religion zu fragen, da Lessing uns die ganze Aufklärung gleichsam in die Hände gegeben habe. Sei nicht der ganze Wunderglaube durch ihn vernichtet worden, die Auferstehungsgeschichte zu einem inconsequenten Mährchen herabgesunken, und jede positive Religion auf immer zerbrochen, so daß nun die reine negative, bei der es nur Schade ist, daß man nicht recht weiß, was man sich dabei denken soll, glorreich aufgehen kann? Freilich sei Christus dabei um seine Göttlichkeit gekommen, fast wie Hamlets Vater um seine Krone; indessen bleibe er immer ein recht vorzüglicher Mensch und als solcher allerdings achtungswerth. Ein Vierter, Fünfter, Sechster, Neunzigster, verwirrte das Thema auf eine beliebige Weise, und man konnte gar kein Ende finden, so daß es ordentlich schien, als müsse Lessings Name, so groß er auch ist, zuletzt doch ein wenig unscheinbar, abgerieben und zersprochen werden.

§. 56.

Wenn aber die Noth am größten ist, so ist auch, nach einem guten alten Spruche, die Hülfe am nächsten. So auch hier. Es traten Männer

auf, die da sehr unzufrieden waren mit allen diesen Lobeserhebungen Lessings, und sogar behaupteten, er werde durch solcherlei Reden wahrhaftig gescholten. Zwar räumten sie ein, daß in Lessings Komödien und Tragödien Manches recht lobenswerth sei, sprachen ihm aber das poetische Genie in höherem Sinne völlig ab, und beriefen sich dabei auf Lessings eigenes Urtheil, der nie etwas davon hören wollte, und einst sogar einmal drucken ließ, er danke Gott, daß er den ganzen Plunder vergessen habe, was indessen unserer Meinung nach, eben so wenig entscheiden kann, als wenn ein anderer Nicht-Lessing Gott dankt, daß er seinen respektiven Plunder noch immer für die köstlichste Poesie hält, und täglich mit neuer Wonne betrachtet. Von Lessings Kritik hielten sie zwar auch nicht wenig, doch meinten sie, daß er mehr ein grundgelehrter, mathematischer Aesthetiker, als ein wahrhaft poetischer oder ästhetischer Aesthetiker gewesen sei. Von Lessings Aufklärung wollten sie am wenigsten hören, indem sie dieselbe nur aus dem feindlichen Verhältniß erklärten, worein Lessing (vermuthlich nur wider Willen) zu einigen schroff versteinerten, widrig trotzenden Orthodoxen versetzt wurde. Sie meinten, Lessing sei im Herzen den seichten glauben- und liebeleeren Neuerungen in der Theologie recht

sehr abgeneigt gewesen, und führten znm Belege dieser Behauptung eine Stelle aus einem Lessingischen Briefe an, worin er die ältere Theologie (er meint ohne Zweifel die von Wittenberg aus im siebzehnten Jahrhundert sanktionirte) unreines Wasser nennt; die neuere Aufklärung aber, mit nicht sehr zarter Sprache, einer stinkenden Mistjauche vergleicht. Daß aber Lessing, unbefriedigt durch seine Zeit, und unbefriedigt durch sich selbst, das Höhere geahndet habe, das er nur nicht selbst habe finden und erfassen können, das belegten sie mit seinem vielbedeutenden Ausspruche: „Es wird das neue Evangelium kommen." So ehrten sie denn in Lessing weniger das, was er wirklich geleistet, als was er im tieferen Innern geahndet; sie betrachteten ihn als einen Fragmentisten und gaben höchstens zu, daß sein „Ernst und Falk" und seine „Erziehung des Menschengeschiechts" wirkliche Bücher, im vollständigen Sinne des Worts, seien. Einen Propheten nannten sie ihn auch wohl, und glaubten dann genug gethan zu haben.

§. 57.

In solche Ansicht nun konnte sich jener Erste, Zweite, Dritte durchaus nicht finden, und es dünkte sie das alles gar seltsam fremdartig und räthselhaft. Der Streit über Lessings Grabe

wurde recht heftig, und um so heftiger, da sich jene so eben bezeichneten Redner gar nicht auf den Streit einließen, sondern lediglich ihre Ansicht, und zwar sehr gelassen vorbrachten, und gelegentlich wiederholten. Da wurden denn die Gegner immer erbitterter, und jene guten Worte: „seltsam, fremdartig, und räthselhaft" wurden mit bei weitem ärgeren und härteren vertauscht. Der Witz, der dabei aufgewandt wurde, war nicht besonders; ja man ließ sich selbst die ganz nahe liegenden Scherze entwischen, z. B. den, es möchten wohl manche jener Redner, wenn sie Lessing einen Propheten nannten, sich an dem süßen Gedanken gelabt haben, als habe er eben sie prophezeiht. Das größere Publikum nahm eben nicht Theil an diesem Streit, sondern hatte einige Langeweile, woran es, wie die Sage geht, nicht selten leiden soll.

Wir könnten hier den Abschnitt über Lessing beschließen, doch dünkt uns, sei es zweckmäßig, noch folgendes hinzuzusetzen. Lessingen das poetische Talent ganz abzusprechen, ist eben so leicht als ungerecht, und wenn sein eigenes Urtheil wider ihn zeigen sollte, so müßten wir wohl gar auch Gewicht legen auf das sublimi feriam sidera vertice, das bekanntlich auch so mancher unbedeutende Halbpoet im Munde führt. Seine Minna

ist, das gezierte Verhältniß der beiden Liebenden ausgenommen, ein wahrhaft Deutsches Stück, und ich glaube es durch diese Bezeichnung hinlänglich gerühmt zu haben. In der Emilie scheint mir das Gegentheil der Fall zu sein, in der ich nur in dem Verhältniß der leicht beweglichen, klar hinlebenden Emilie zu dem dunkelschweren verworren tiefen Apiani Poesie zu finden vermag. Es ist mir nicht unbekannt, daß alle früheren Kritiker gerade in dieser Zusammenstellung den einzigen Fehler dieses mit so besonnenem Fleiße ausgebildeten Stücks, haben antreffen wollen, doch wäre es wohl unbillig, mir zuzumuthen, daß ich mir durch dergleichen kalt-prosaische Ansicht, das erfreuliche Anschauen einiger sehr gelungenen Momente sollte rauben lassen. In Miß Sara Samson ist nur die Anlage zu interessanten Situationen anzuerkennen, aber die Ausführung ist fast ganz ohne Kraft, und dieser Mangel hat durch den Reichthum an Thränen ersetzt werden sollen. Doch die Thränen, die in Lessings Werken geweint werden, sind eben nicht sonderlich, und stehen fast da wie ein Widerspruch im Beiwort.

§. 58.

Im Nathan wird wohl ein jeder gern der meisten Charakere sich erfreuen, z. B. des Alhafi, des Tempelherrn, des Klosterbruders, der

Daja u. s. w., so wie des durchgängig kräftig lebhaften, kecken und scharfen Dialogs; und gern wird man zugeben, daß manche Sentenzen eines Seneca und Schiller würdig wären. Doch der Geist des ganzen Werks: Polemik gegen jede positive Religion, wobei man sogar ein wenig Liebäugelei mit dem jammervollen Judenthum finden möchte, mit einem Wort, der religiöse Indifferentismus, der aus diesem Schauspiele spricht, muß jede Poesie, die nie etwas anders sein kann als Ausfluß der Religion, erdrücken und ertödten. Das Christenthum spielt in diesem Werk eine gar seltsame Rolle, indem es als die Religion der Schwermuth, der gutmüthigen Murrköpferei und ängstlichen Hypochondrie erscheint. Da nun dergleichen Ansicht den der sie hat, am meisten unglücklich machen muß, so wollen wir darüber nicht weitläufig mit Lessing zürnen, sondern uns nur durch sie den Mangel an Liebe und die ewige Unbefriedigtheit erklären, die sein Loos war sein Leben lang. Doch wollen wir dabei ja nicht vergessen, des hohen herrlichen Anstandes zu gedenken, mit der er diese Dornenkrone des Unglaubens trug, aus der nie Rosen erblühen konnten. Gemüther, die ihr Eines und Alles in der Religion finden, in der es auch allein zu finden ist, werden deshalb bedacht sein müssen,

ihr Glück wenigstens mit nicht minderem Anstande zu tragen, als Lessing sein Unglück trug.

§. 59.

Da wir die Fabeln, wie billig, nicht zu den Erzeugnissen der Poesie rechnen, so können wir der Lessingschen erst jetzt gedenken, und zwar mit der freudigen Anerkennung, daß wir sie für die vortrefflichsten halten, die überhaupt in Deutscher Sprache zu finden sind, ein Wort, das wohl keines Beweises bedarf. Nur die gänzliche Nichtachtung der Gellertschen Fabel können wir Lessingen nicht wohl verzeihen; am wenigsten aber, daß er ihnen selbst die Hagedorn'schen, die oft so trocken und witzleer sind, vorziehen mochte. Auch für das Epigramm leistete Lessing manches Vorzügliche; doch würde er ohne Zweifel bei weitem mehr geleistet haben, wenn er nicht zu sehr nach dem sogenannten Sinngedichte gehascht, und weniger aus alten und neueren Epigrammatisten entlehnt hätte. Ueberhaupt tändelte er nur mit dem Epigramm, das seiner Natur nach, sowohl im Scherz als im Ernst so tiefsinnig ist, und er vernachlässigte es in den reiferen Jahren gänzlich, gerade dann, als er es am sorgfältigsten hätte pflegen sollen, wenn er etwas Klassisches hätte leisten wollen.

§. 60.

Lessings theologische Schriften, wobei wir jedoch, wie es sich von selbst versteht, den Berengarius Turonensis ausnehmen, können wir, unseres Theils, nur von Seiten der Form und des polemischen Styls lieben. Ihr Inhalt, der mit unter das Heiligste bekämpft, ist für uns gänzlich verloren. Doch jene Form und jener polemische Styl ist in der That nicht genug zu bewundern, denn jedes Wort steht hier gewissermaßen in Schlachtordnung, und das Ganze bildet einen rein geschlossenen Phalanx, den wenigstens keiner seiner damaligen Gegner durchbrechen konnte. Lessing hatte eine bestimmte Ahndung von der Polemik als Wissenschaft, und hätten nur seine Nachfolger so fort gebaut, so wäre sie als solche schon längst bestätigt worden, was in der That geschehen muß, wenn sie noch länger getrieben werden soll. Entweder ist die Polemik eine ächte Wissenschaft, und eine reine freie Kunst, oder sie ist gar nichts. — Lessing stand fast sein ganzes Leben hindurch einsam, so einsam, daß wir fast sagen möchten, die Einsamkeit selbst könne nicht einsamer sein. Klopstock, Winkelmann, Herder, Goethe, Hamann und Kant, Männer, die seiner werth waren, oder wohl gar ihn zum Theil übersahen, waren fast immer weit entfernt von

ihm im Raum, oft noch getrennter durch Neigung und Urtheil. Und nun erscheine uns der kühne Geist, ohne Poesie und Religion, ohne Liebe und Freundschaft, mit dem ewigen Verschmähen jedes Mittelmäßigen, mit dem ewigen Streben nach Wahrheit, die nicht angetastet werden kann, die da Wahrheit ist und bleibt für alle Ewigkeit, und die er doch nicht erfassen konnte, mit der ewigen Unbefriedigtheit bei jeder Halbwahrheit, die durch sein bloßes Betasten schon in nichts zerrinnt, — denken wir ihn uns so, so finden wir ganz am Schlusse seines Lebens nur Eines, das uns über sein Geschick zu trösten vermag: das Vertrautwerden mit der Philosophie des Spinoza, und mit dem Einen Manne, der ihn vielleicht ganz hätte lösen, befreien und retten können, Friedrich Heinrich Jacobi *). Diesen glücklichen Umständen, so scheint es, verdanken wir seinen Ernst und Falk, seine Erziehung des Menschengeschlechts, und vielleicht auch die köstliche Darstellung der kleinsten seiner Schriften,

---

*) Es ist freilich immer, jetzt aber ganz besonders an der Zeit, sich mit den Briefen über die Lehre des Spinoza v. F. H. J. vertraut zu machen, und man soll jeden, dem es um Philosophie ein wahrhafter Ernst ist, desto dringender dazu auffordern.

„das Testament des Johannes“. Doch, als er nun endlich so emporreifte zum vollendeten Frieden in der Wissenschaft und in sich selbst, da endete ein rascher, doch milder Tod das traumlose Leben, und der große Schmerz, den ganz Deutschland bei seinem Verluste zeigte, und laut, wenn gleich mitunter ein wenig unbeholfen aussprach, bewies wenigstens, daß man damals noch nicht das Talent der Ehrfurcht und Liebe verloren hatte, von dem jetzt nur wenige Spuren mehr angetroffen werden sollen *).

§. 61.

Salomon Geßner (geb. 1730, gest. 1787).

Die Zartheit ist bekanntlich eine sehr reizende Eigenschaft, indessen ist zu befürchten, daß man in Beziehung auf Geßner, in einer Lessingischen Redensart erwiedern dürfte: „weniger zart, wäre zarter,“ und das Spielwort würde Recht haben. Die Frömmigkeit, Feinheit, und Zartheit der Personen, welche in Geßners Idyllen auftreten, ist von einer so bequemen und wohlfeilen Gattung,

---

*) Die Worte, welche Abramsons Medaille auf Lessing enthält, lauten: Poëta, philosophus, criticus, Germaniae decus, Musarum et amicorum, dum vivebat, amor, nunc desiderium sempiternum.

tung, daß man schon oft gewünscht hat, es möge einmal ein Wolf zwischen sie treten, um sie ein wenig zu irritiren und ihre Kraft an das Licht zu bringen. Sollte indessen Geßner selbst diese Wölfe zeichnen, so würde wahrscheinlich nicht viel dabei gewonnen sein, denn ein solcher Wolf möchte wohl nicht viel gefährlicher sein, als etwa ein zürnendes Schaaf. Geßners Sprache hat man überall sehr melodisch gefunden, doch ist es vergessen worden, daß zur ächten Melodie auch eine tiefe Harmonie gehöre, und diese, dünkt uns, mangelt. Ramler hat sich bekanntlich die seltsame Mühe gemacht, einige Geßnerische Idyllen z. B. den ersten Schiffer, zu versificiren; doch, wie billig, wenig Dank dafür erfahren, denn das wirklich Fehlende hat er nicht erzeugen können.

Selten hat ein Dichter so vielen Beifall im Auslande gefunden als Geßner, denn es ist fast keine Nation in Europa, die ihn nicht in ihre Sprache übersetzt hat. Ja, man darf wohl sagen, daß er in Frankreich und Italien weit größeren Beifall erhalten, als in Deutschland. Seine Schriften sind der reinen, wenn auch mitunter etwas dünnen Milch zu vergleichen, nach deren Genusse man allerdings zuweilen sich sehnen kann.

§. 62.

Andreas Cramer (geb. 1723, gest. 1788). Er hatte den besten Willen, ein zweiter Klopstock zu werden, und suchte sich deshalb vor allen Dingen, einige Wendungen und Ausdrücke dieses Dichters zu eigen zu machen, welches ihm denn auch so ziemlich gelang. Da ferner Klopstock selbst ihn zu seinen wertheren Freunden zählte, und einmal in einem Gedichte behauptet hatte, daß Iduna mit hoch gehobener Leier auf ihn zurücksehe, wie der Tag auf die Wipfel des Hains, so stand man nicht an, ihm zu glauben, und wenn von Klopstock die Rede war, so pries man gelegentlich auch Cramern mit. In seinen Oden fand man viel Erhabenheit, und zwar eine recht leicht zu fassende, da man im Gegentheil bei der Klopstockischen ordentlich ein wenig nachsinnen mußte. Vor allen aber konnte man gar nicht aufhören, seine Ode an Luther zu preisen, und in der That enthält sie auch eine Menge feurige Lobeserhebungen und pathetische Exclamationen. Man könnte sie eine recht protestantische Ode nennen.

Da Bossuet zum Gebrauche des Dauphins einen Discours sur l'histoire universelle geschrieben hatte, so glaubte Cramer, daß auch Leser von geringerem Stande dergleichen nutzen könn-

ten, übersetzte die Schrift, und gab auch auf eigene Rechnung die Fortsetzung. Gelehrsamkeit, Fleiß und rühmlicher Eifer ist ihm überhaupt nicht abzusprechen.

§. 63.

J. G. von Herder (geb. 1744, gest. 1803), Friedrich Richter hat in seiner „Vorschule der Aesthetik" so ausführlich und tief eindringend über ihn gesprochen, daß wir uns hier fast ganz auf ihn beziehen können, indem wir hoffentlich jenes Werk als allgemein bekannt und erkannt, annehmen dürfen. Indem wir nun fast jedes Lob, das dort der edle Freund dem edlen Freunde zollt, auch ohne es vorher aus der Lyrik in das Epische zu übersetzen, freudig unterschreiben, ist es hier in der ruhigen Literaturgeschichte nicht bloß erlaubt, sondern nothwendig, auch den Tadel auszusprechen, der Einzelnes in Herder betrifft, — wir wiederholen es: nur Einzelnes.

Bis zum Jahre 1786 finden wir in Herders Schriften nichts weiter zu tadeln, als das was die ewige Bedingung endlicher Naturen nun einmal mit sich bringt. Doch in dem genannten Jahre erschien sein „Gott," und veranlaßte durch eigene Schuld eine philosophische Sprachverwirrung, die Jacobi gründlich niederschlug. Im Jahre 1795 erschien in den Horen ein Aufsatz,

betitelt: „Homer, ein Günstling der Zeit" eine reflectirende Musik, oder wenn man lieber will, musikalische Reflexion, in der allerdings gar manches Herrliche über Homer und Griechische Kunst zu vernehmen ist. Nur das können wir unmöglich billigen, daß hier manches zugleich für und wider Wolf gerichtet ist, wodurch sich die kleine Schrift nothwendiger Weise selbst schlagen und aufheben muß. Im Jahr 1799 erschien die Metakritik, von der ein böses Gerücht sogar behauptet, sie gehöre nicht ihm, sondern dem Magus aus Norden: Hamann. Die Strafe folgte Herdern auf dem Fuße nach, denn er sah sich in das Unglück versetzt, den Leuten da unten sehr zu gefallen, und wenigstens der polemische Theil seiner Kaligone trug noch manches bei, dies Unglück zu vermehren. Seit dieser Zeit schien eine gewisse (wenn wir so sagen dürfen) erhabene Uebellaunigkeit und pathetische Langeweile Herdern zu plagen, und seine Adrastea giebt nicht selten ein betrübtes Zeugniß von jenem Zustande. Die Deutschen, an deren Bildung er so lange Zeit mit herrlicher Kraft und Liebe gearbeitet hatte, schien er jetzt ganz aufzugeben, er verfehlte nicht sie bei allen nur möglichen Gelegenheiten tief unter die Ausländer rechts und links nach vorn und hinten zu, zu setzen, und bildete neue

Wörter um sie zu schelten. Er warf ihnen eine „eselträgerische Geduld“ vor, er fand das Bild des Deutschen John Bull in einer schwächlich „meckernden Ziege“ ja, wenn der Witz ihm ausging, brauchte er Wörter, die wir leider gerade zu gemein nennen müssen. Das Einzige, was uns trösten kann bei diesem traurigen Anblicke, den uns Herder in dieser Zeit gewährt, ist, daß er, während er so gegen seine Deutschen zürnte, doch nur sich selbst am meisten kränkte und strafte. Er gleicht in solchen Augenblicken der Medea, die, um an dem treulosen Jason Rache zu nehmen, ihre eigenen Kinder würgte, und so sich rächend, sich strafte. So ist Herder in der letzteren Zeit ein rein tragischer Character.

§. 34.

In diese Zeit fällt auch ein gewisses trauriges Herumirren in manchen Wissenschaften und Künsten, das oft nur zur Befriedigung des allgemeinen und unbestimmten Thätigkeitstriebes unternommen worden zu sein scheint, obwohl es ihm bekanntlich keine Befriedigung geben kann. Wir finden in seiner Adrastea einen Aufsatz über den Spanischen Successionskrieg, in welchem er das ganze Unternehmen Deutschlands und der verbündeten Mächte, rasch genug, thörigt und abgeschmackt findet, einen Aufsatz, von dem man

kaum glauben kann, daß Herder ihn geschrieben haben mag. Er bedauert gleichsam das alte unschuldige Theatrum Europäum, daß es solche Verhandlungen, wie die während jenes Krieges waren, aufgenommen habe, ja er triumphirt zuletzt recht herzlich über Deutschlands gescheiterte Hoffnungen in dem Frieden zu Utrecht und Rastatt. Eine ähnliche Seltsamkeit begeht er in dem Aufsatze: Kaligeneia, die Mutter der Schönheit, in welchem er der Astronomie (keinesweges der alten Astrologie) den Kranz aufsetzt. In einem andern Fragment über Swift wird allerdings das erste gute Wort über diesen tiefsinnig harten, genialisch zerrissenen Schriftsteller gesagt, doch stört es, daß hier dessen abgeschmackte Meinung von Deutscher Art und Kunst so grell, fast möchte ich wieder sagen, triumphirend hingestellt worden ist, da doch gerade hiebei die allerbesonnenste Darstellung vonnöthen gewesen wäre. Bei diesen Streifereien durch die Literaturgeschichte wird auch Bayle's sehr günstig gedacht, vielleicht weil eben Herders damalige Stimmung zu den Wissenschaften in Wörterbuchs-Form sich hinneigte, wobei freilich nicht viel Tröstliches herauskommen kann. Schlegel, Tieck und andern, die er denn doch unter dem Ausdruck „neue Schule", von der leider auch er geträumt hat, verstehen mußte,

kommen dafür desto übler weg, indem er ihre Poesie ohne alle Gène „hundsföttisch" nennt, ein Wort, das wir troz einiges Ekels, von ihm haben abschreiben müssen, da es doch wohl nöthig sein durfte, von der früheren Behauptung, er habe mit unter auch ganz gemeine Ausdrücke nicht gescheuet, Rechenschaft abzulegen. Im Gegentheil erhält Caniz, jener alte Blumenberger Freiherr ohne Blumen, Berge und Freiheit, ein ziemliches Lob, und es wird gewünscht, daß er noch jezt fleißig möge gelesen werden, so wie auch, daß man dessen noch ungedruckte Gedichte, die doch irgend wohin gekommen sein müssen, der Welt bekannt machen möge. Eine solche Milde wollen wir allenfalls sogar rühmen; nur nicht die, welche er gegen den welksten aller Satirendichter, den bekannten Boileau Despreaux ausübte, von dem er bei dieser und andern Gelegenheiten gar rühmlich spricht.

§. 65.

So kam denn **Herder** in seinen lezten Jahren immer weiter ab, von dem was als würdiges Ziel des ausgebildeten Mannes gedacht werden kann. Es ist öffentlich erzählt worden, er habe bei dem Gefühl des herannahenden Todes, die entscheidenden Worte gesprochen: „Sonne, ich

bin deiner müde," und so tief auch die Trauer sein muß, die jeden fühlenden Leser bei dieser Nachricht ergreifen wird, so dürfen wir doch nicht anstehen, ihr zu glauben.

Wir haben geflissentlich nur von dem gesprochen, was uns im Herder als Fehler erschienen ist, und wir dürften hier schließen, da uns die frühere Aeußerung, daß wir sonst jedes Lob unterschreiben, das Richter über ihn ausgesprochen hat, selbst vor jedem Schein der Ungerechtigkeit schützen müßte. Wer könnte und möchte auch wohl Herders große Verdienste verkennen, die er sich in früheren Zeiten erwarb? Er war wahrhafter Theolog, d. h. ein mit jeglicher Art von Sprach- und Geschichtskenntniß ausgerüsteter, begeisterter Seher, und dieses in einer Zeit, wo fast niemand mehr schauen wollte und schauen konnte, wo ein wüster, irreligiöser Lärmen um ihn herum war, der selbst manchen der Besseren betäubte. Er war Aesthetiker, wie Deutschland damals keinen hatte, denn auch Lessingen übertrifft er bei weitem am Gemüth, er war der früheste Deutsche Prosaiker nach Luther, ein Herrscher über die ganze herrliche Deutsche Sprache, wie nur wenige nach ihm, er war Polemiker, eben sowohl mit hoher Kraft, als zarter Reinheit. Er war Dichter, und wenn man ihm

diesen Namen absprechen will, — nach dem bekannten herrlichen Ausspruche, — nur mehr als das: ein Gedicht selbst. Seines Namens Ruhm kann nie sinken.

Oft fällt mir bei dem Gedanken an Herder, das gute fromme Wort Bürger's ein, bei dem Grabe seines Großvaters.

Was Flecken war vermodert,
Nur der Himmelsfunke lodert
Einst geläutert zur Verherrlichung.

§. 66.

Abraham Gotthelf Kästner (geb. 1719, gest. 1800). Wenn Novalis es einst wagen wollte *), die Mathematik in einem Roman singend auftreten zu lassen, so würde schwerlich der scharfsinnige Kästner diese Göttin für die seinige erkannt haben, wohl aber zeigte er, daß seine Wissenschaft, wenn auch nicht Gesang, doch gar treffenden combinatorischen Witz gebe, oder vielmehr selbst witzig sei. Seine Epigramme sind zum Theil ein wenig gallicht und athmen mitunter eine kranke Stubenluft, manche andere aber sind leicht hinflatternde Pfeile, die von sicherer Hand gewor-

*) In seinem unvollendeten Roman: Heinrich von Ofterdingen.

sen, des Zieles nicht verfehlen. Er ist wichtig, um an ihm den Unterschied des poetischen und prosaischen Witzes zu zeigen, und es bedarf wohl des Zusatzes nicht, daß er nur den letzteren, jedoch in hohem Grade besaß. Die Philosophie, der er von jeher abhold gewesen zu sein scheint, wurde ihm besonders in den letzten Jahren seines Lebens zu mächtig, und er versuchte sich sogar an Kant und Fichte, jedoch ohne sonderliches Glück.

§. 67.

Christoph Martin Wieland (geb. 1733). Sehr früh entwickelten sich bei ihm die Anlagen zur Poesie, doch unter dem traurigen Einflusse Bodmers und Breitingers nahmen sie eine Richtung, die er hinterher selbst für einen gänzlichen Irrthum anerkannte, und er sprach sich gar bald das Talent für das lediglich Ernste, Didactische, so wie für das geistliche Gedicht ab. Hatte er deshalb in früheren Zeiten durch seine „Natur der Dinge", die Prüfung Abrahams, „Johanna Grey" fast allgemein misfallen, und insonderheit Lessings fast giftig bittern Tadel erregt, so entzückte er jetzt, da er sich selbst vertraute, und seinem eigenen Genius folgte, fast ganz Deutschland, und Lessing selbst rühmte den Agathon, als den klassischsten Roman der Deutschen jener Zeit!! Durch Französische Dichter schon längst ge-

wöhnt und verwöhnt, verziehen ihm die ernstern Deutschen recht gern manche schlüpfrige Schilderung, manche Laxität in den ethischen Grundsätzen, die man in W's. Schriften hatte bemerken wollen. Ja, man sprach es oft aus, man müsse es mit dem Genie nicht so genau nehmen, wenn es auch nicht immer der strengen Moral zugethan sei. Jetzt erwarb sich auch Wieland ein sehr großes Verdienst um die Deutschen, durch die Einführung des Shakespear. Freilich nicht in dessen wahrer Gestalt, freilich ein wenig verstümmelt und oft genug in den Noten getadelt als ein unbändiges Genie; dennoch immer dankenswerth genug. Auch des trefflichen Hans Sachs wollen wir nicht vergessen, um Wieland zu rühmen, daß er ihn, den hundert klägliche Kritiker gelästert hatten, von neuem den Deutschen an das Herz legte, das allerdings ein etwas vergeßliches Herz ist. Idris und Zenide, Oberon, und manche andre sehr angenehm erzählte kleinere Gedichte vollendeten den Ruhm dieses Mannes, in welchem Deutschland zuletzt ein durchaus allseitiges Genie anzustaunen sich gewöhnte.

Wir selbst möchten beklagen, daß man ein Gedicht von nur mäßigem Umfange: „Geron der Adliche," welches uns als das Allervortrefflichste erscheint, in welchem es dem Dichter

mit dem tiefen göttlichen Ernst ein wahrhafter Ernst ist, fast ganz übersah, oder doch nur mit lauer Theilnahme betrachtete, so daß wir fürchten müssen, es möchten auch manche von unsern Lesern jenes Gedicht nicht kennen.

§. 68.

Es haben aber die Deutschen Dichter ein ganz eigenes Schicksal. Wenn nähmlich ihre Berühmtheit am größesten ist, so ist auch der Tadel am nächsten. Als nämlich Wieland, einige dreißig Jahre hintereinander, ungestört, und einstimmig gerühmt worden war, so schien es, als werde man dieser Sache ein wenig überdrüssig. Im Herbst 1796 erschien Schillers Musenalmanach, in welchem bekanntlich die famosen Xenien befindlich sind. Hier erhoben sich Stimmen, die von dem Concert der Mode gänzlich abweichend, manchen auffallenden befremdenden Tadel hören ließen. Zwar nannte man ihn die zierliche Jungfrau in Weimar, und schrieb ihm einen reichen Geist zu, doch schon in der nächsten Zeile war man hart genug, die Ausdrücke: fade und leer auf den ehrwürdigen Greis anzuwenden, und ihm zum Geburtstage zu wünschen, daß sein Lebensfaden sich ausspinnen möge, wie in der Prose sein Periode. Wenig Jahre nachher erschien die Zeitschrift Athenäum, in welcher von neuem ein

arger Witz und Spott gegen ihn gerichtet wurde. Wieland hatte in der Vorrede zur letzten Ausgabe seiner sämmlichen Werke angeführt, er habe mit der Morgenröthe der Deutschen Literatur begonnen, und jetzt am Abend seines Lebens scheine auch eine nächtliche Dämmerung über besagte Literatur anzubrechen. Das hatte man nun für einen optischen Betrug ausgegeben, der bei der Augenschwäche des Alters leicht zu begreifen sei. Endlich ging man in der Freiheit so weit, eine förmliche Ediktal-Citation anzustellen, und mehrere große und bekannte Schriftsteller, Platon, Aristophanes, Lucian, Horaz, Cicero, Shakspear, Cervantes, Crebillon, Voltaire u. s. w. zusammen zu rufen, und sie aufzufordern, das ihnen von Wieland geraubte Eigenthum zurückzunehmen, nach welcher Besitzergreifung, der Deutsche Dichter nicht mehr sehr reich dastehen würde. Seit dieser Zeit ist es besonders unter den jungen Leuten ordentlich zu einer betrübten Mode geworden, Wielands poetischen Ruhm zu verkleinern, ja es giebt wenige die nicht einmal gelegentlich irgend ein bon mot oder mauvais mot gegen Wieland sich erpreßt hätten. Aber auch die älteren Männer, die noch an der Deutschen Literatur Theil nehmen, scheinen einen großen Theil des ehemaligen Interresses für den berühm-

ten Dichter verloren zu haben, so daß auch einmal sehr keck behauptet worden ist, ein paar gelegentlich hingeworfene Scherze hätten schon hingereicht, Wielands Ruhm zu vernichten, wie etwa der alte Priamus (wenn wir anders der pathetischen Rede des Schauspielers im Hamlet glauben dürfen) vor dem bloßen Schatten von Pyrrhus Neoptolemus Schwerdte geflohen sei.

Uns dünkt, aus der bloßen Erzählung dieser zum Theil unerfreulich leichtsinnig genommenen Vorfälle, gehn schon durch sich selbst der Ernst und die Wahrheit hervor, und so glauben wir denn das ernsthafte Aussprechen dieses Ernstes uns erlassen, und den kleinen Abschnitt über den höchst achtungswürdigen, vielbesprochenen Dichter Greis schließen zu können, ohne im Mindesten ein Misverständniß von Seiten des Lesers fürchten zu dürfen. Den wahren Ruhm, den ein funfzigjähriges edles literarisches Streben verleihet, könnte keine Zeit tilgen.

§. 69.

Johann Wolfgang v. Goethe (geb. zu Frankfurt am Main, am 28. August 1749). Wenn wir uns eine Gesellschaft von theilnehmenden Freunden der Poesie denken, und das Gespräch fiele, wie billig, nicht selten auf Goethe, so würden ohne Zweifel fast alle vollkommen einig sein in

der innigen Liebe und Verehrung für diesen Dichter, aber die höchste Verschiedenheit würde walten in der Art des Ruhmes, der ihm zu bringen sei.

Da würde denn vielleicht Einer sagen: Das Vortrefflichste erscheint in Goethes erstem Auftreten. Es war ihm nicht genug, das Flache, Süßliche und Gezierte, welches damals als schön galt, zurückzudrängen und zu vernichten, ein Verdienst, mit welchem manche neuere Schriftsteller sich begnügen. Er gab uns zwei Werke, wie sie Deutschland, wie sie Europa noch nie gesehen, er gab uns die Leiden des jungen Werthers, den ersten sentimentalen Roman der Modernen. Selbst vollendet gesund, schildert er hier die ewige Krankheit, in welcher die ewige Gesundheit wohnt: die Liebe, und fest bewahrend den ewigen Frühling in der eigenen Brust, mahlt er hier mit allen Farben, die nur dem höchsten Dichter zu Gebote stehen, das Untergehen eines anderen reichen Frühlings, der die Winterstürme selbst in sich hineinzaubert. Dieser Roman ist so höchst vortrefflich, daß wir in ihm kaum mehr das Werk eines Einzelnen besitzen, sondern ihn gewissermaßen als das Produkt der gesammten Neu-Europäischen Bildung für die Liebe und den Schmerz, ansehen müssen. Das zweite Werk, das als ewig betrachtet werden kann, ist Götz von

Berlichingen; die Darstellung der Deutschen Ritterschen Ritterwelt in ihrem Untergehen, die nicht etwa nur den kühleren und besonneren Formen des Gesellschaftsvereins weicht, sondern dem Weltgeist selbst, der allein die romantische Welt besiegen konnte. Es ist jenes Werk der wahrhafte Codex der Deutschheit und „himmlische Luft und Freiheit," Worte, mit denen der herrliche Deutsche Held stirbt, und mit denen er gleichsam die alte Deutsche Zeit zu sich in's Grab zieht, sind die Elemente des ganzen Werks. Werther wird wie Romeo und Julie, so lange noch die Liebe nicht zu einem bloßen Namen geworden ist, leben; Götz, so lange es noch Deutsche giebt und Deutsche Sprache geredet wird.

§. 70.

Dann würde etwa ein Zweiter erwiedern: Wir geben dir Manches zu von dem überschwenglichen Lobe, mit dem du diese frühen genialischen Produkte unseres Goethe überströmt hast; dennoch scheint uns, als sei selbst in dem Verhältnisse der Liebe Werthers zu Lotten manches veraltet, ja sogar in dem Charakter des Helden selbst. — (Hier durfte vielleicht der erste Ueberschwengliche entgegnen, daß im Werther höchstens die Kleidung, bekanntlich ein blauer Frack mit gelber Weste und gelben Beinkleidern, was sich

frei-

freilich nicht sehr angenehm machen kann, als veraltet erscheinen möchte). — Wir erkennen in jenem Werke mehr die Anklänge des Höchsten, als die Darstellung dieses Höchsten selbst. Wir betrachten deshalb den Werther mehr als lyrisch-polemisches Werk, und finden auf diese Weise allerdings einen bedeutenden Genuß, setzen aber gar gerne noch hinzu, daß Werthers Ansicht, Verhältniß und Verkehr mit der Natur niemals veralten könne. So wollen wir denn auch hervorheben, was du ganz vergaßest, daß in diesem Roman ein Styl der Empfindung herrscht, von dem damals vielleicht selbst Lessing und Klopstock keine Ahndung hatten. Noch näher stehen wir dir in Hinsicht deines Urtheils über Götz, und wir unterschreiben gern jedes Lob, mit dem du dieses Werk belegst; nur können wir nicht verhehlen, daß uns — wenn wir anders das ungenirte Wort gebrauchen dürfen — manche Scenen dieses Schauspiels ein wenig liederlich ausgearbeitet zu sein scheinen. Daß überhaupt die ganze erste Periode Goethe's noch der Festigkeit ermangelt, ist am besten wahrzunehmen an den bald darauf folgenden Erzeugnissen: Clavigo und Stella. Clavigo ist ein bürgerliches Trauerspiel: das möchte immerhin sein, denn das größte und tragischste Schicksal kann sich eben so gut in einer kleinen

unscheinbaren Bürgerstube offenbaren, als in dem Prunk- und Prachtsaale eines Königs. Aber es ist eng, gezwängt, mühselig, peinlich, kränklich. Das Verhältniß des Clavigo zu sich selbst, zu Marien, zu Carlos und Beaumarchais ist so durchaus ängstlich, daß wir kaum begreifen können, wie dem gesünden Dichterjüngling Goethe solche prosaische Gedanken gekommen sein mögen. Die Scene zwischen Clavigo und Beaumarchais, in welcher der letztere dem armen Wochenblatt-Schriftsteller, mit dem Degen in der Hand, seine schwindsüchtige Schwester aufdringt, gehört zu dem allerpeinlichsten was jemals seit Thespis auf die Bühne gebracht worden ist, und ich gestehe, daß ich den Eindruck, den sie auf mich gemacht, nur mit dem einer Hinrichtung des ärmsten der armen Sünder vergleichen kann. Philoctets Wehegeschrei bei den Qualen seiner gräulichen Fußkrankheit erscheint fast wie Flötenton gegen die Klagelaute der Marie von Beaumarchais, denn sie selbst und der scharfblickende Carlos hat uns hinlänglich mit ihren innern und äußerlichen Leiden bekannt gemacht, und ihr Tod ist noch das einzige Beruhigende im Stück.

§. 71.

Und nun vollends Stella! Welche Worte soll ich gebrauchen, um meinen Abscheu vor die-

sem Stücke gehörig auszudrücken. Die alte Geschichte von dem Grafen von Gleichen, dem ein seltsam verschlungenes Schicksal zwei Frauen gab, ist so rührend einfach, geistreich und erbaulich, daß wir es wohl begreifen, wie selbst der strengste Richter, der heilige Vater, dem höheren unmittelbaren Winke der Vorsehung folgend, seine Einwilligung ertheilte. Diese schöne alte Deutsche Geschichte fand Goethe vor, und es wäre nichts weiter nöthig gewesen, als sie einfach und schlicht zu erzählen, oder zu einem Schauspiele zu dialogiren, denn die Romantik liegt so tief in ihr, daß es wahrlich nicht vonnöthen ist, die Sprache hinaufzuschrauben, in der sie vorgetragen werden soll. Auch Musäus hat bei der Erzählung dieser Geschichte sehr gefehlt, indem er sie in einem gewissen halb witzigen, oft aber auch leer lustigen Tone, vortrug, der sich hier besonders widrig macht, indem nur ein tiefsinnig einfacher Ernst, und nur ein farbig wechselnder, ächter Humor statt finden konnte. Goethe hat aber, meines Erachtens, fast noch mehr gefehlt, indem er hier eine ganz unächte flache und vage Empfindsamkeit anbrachte, und eine gewisse innere Langeweile durch vornehmthuende Gefühlszerflossenheit verhüllen wollte, wodurch sie aber eben recht klar an den Tag kommt. Sollte ich dies Stück und seinen inne-

ren Charakter durch zwei Worte bezeichnen, so wären es diese: Schwächliche Ruchlosigkeit. Ich habe kein anderes Wort dafür, denn es giebt kein anderes.

Doch wollen wir nicht vergessen, daß dieser ersten Periode unter andern auch noch ein kleines satirisches Drama anheim fällt, in welchem der Dichter auf eine einfache und witzige Weise, das eben so schaale als frevelhafte Aufklärertreiben eines verächtlichen, doch damals viel gelesenen Schriftstellers zu Grunde richten wollte. Ich meine den Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes, Giessen, 1774.

§. 72.

Wie ganz anders aber (so würde dieser zweite Redner fortfahren) wie höchst erfreulich gebildet, sinnig erhoben und klar beruhigt, steht Goethe's zweite Periode da. Sie wird bezeichnet in ihren Anfangspuncten durch Iphigenia auf Tauris, in ihrem Endpunkte durch Torquato Tasso. Man sollte nicht sagen, daß unser Deutscher Dichter in dem erstgenannten Werke mit Euripides gerungen habe, denn er hat ihn, wenn wir so sagen dürfen, gleich von vorn herein besiegt, und den alten Mythus den Griechen selbst gewissermaßen erst recht erklärt, indem er ihn als die Allegorie eines Hauptheils der Weltgeschichte be-

handelt. Sollte es vonnöthen sein, erst in das Einzelne zu gehen? sollen wir erwähnen, daß wir in jener griechischen Priesterin das ewige Bild der Anmuth und Würde, d. h. der vollendeten Grazie besitzen, die um so graziöser wird, je mehr Roheit oder Frevel sie umgeben? Des Orestes erwähnen, der, wie von einer dunkeln Wolke getragen und gehalten, den Weg des Todes tritt, und dessen Seele mit jedem Schritte stiller wird? der Schilderung des Wahnsinns, dem die Kraft der Sprache eben so zu Hülfe kommt, wie jenem französischen Orest, in der Oper die Töne unseres Gluck? des gewandten, feinen und freien Pylades? des ruhig mächtigen Thoas? oder ist es nicht besser, nur zu erwähnen, daß über dem allen die schaffende Seele des Dichters mit gleicher Liebe geruht hat, und daß eben deshalb keine Einzelnheit mehr vorhanden ist, oder das eine Einzelne so vortrefflich erscheint als das Andere.

§. 73.

Ferner ist aus dieser Zeit ein Trauerspiel, in welchem ein köstlich muthiger Leichtsinn, mit reiner Poesie des Lebens still umgeben, seine Apotheose erhalten hat. Ich meine Egmont, dem ein berühmter Kritiker es nicht hat vergeben können, daß er, um den fremden Tropfen aus seinem Blute hinweg zu werfen, zu einem gar freund-

lichen Mittel greift, welches Mittel darin besteht, daß er sein Mädchen besucht, und sich ihrer Lieblichkeit erfreut. Er selbst hingegen vergiebt gewiß den Kritikern alles, da er ihren Tadel schwerlich begreifen würde, und als unbegriffen deshalb auch ungenutzt bei Seite stellen müßte. Dieser Egmont ist gewissermaßen ein geflügelter Held, ein tändelndes Götterkind, dem alles Rohe und Feindselige, das ihn umgiebt, nichts anhaben kann, weil er es kaum gewahr wird. Und da ihm das Leben Gesang war, so ist es gar leicht erklärlich, daß ihm auch der Tod zur Melodie werden mußte. — Es ist das Bekannteste aller bekannten Dinge, daß fast in jeglichem Trauerspiel der Erde, der Held den Tod leiden muß; doch eben in diesem Tod leiden liegt oft so viel Furchtbarkeit, ja Gräßliches, daß während die rauhe Wahrheit an den Geist und an die Sinne schlägt, jeder schöne Schein schwinden muß. Im Egmont ist von keinem Todleiden die Rede, sondern von einem Gewinnen des Todes, wie eines Göttergeschenkes, das sich in seiner ganzen milden Herrlichkeit offenbart. Ich vergleiche diesen Tod mit dem letzten Duett in Mozarts Belmonte und Constanze, in welchem die zauberischen Töne sich gewissermaßen zu einem Triumph- oder Wolkenwagen bilden, um auf diese Weise die Liebenden dem

drohenden Leiden der Erde zu entnehmen. Die höhere Vollendung ist indessen bei Mozart, den ich deshalb sonst nur mit Shakspear verglei=chen mag.

§. 74.

Soll ich auch hier von dem Einzelnen reden, so tritt uns freilich zuerst Klärchen entgegen, doch sie darf nicht als Einzelne Person betrachtet wer=den, da sie lediglich im Egmont lebend, gänzlich zu ihm gehört. Im Alba ist der tiefste Sinn, klar ausgesprochen, in ihm ist die ganze Furcht=barkeit des consequenten Willens, der nichts ach=tet als sich, und die eigene Ansicht. Nach den ersten Scenen, in welchen er auftrit, wissen wir schon mit Bestimmtheit, daß niemand ihm wird widerstehen können. Bedürfte es eines Gegen=satzes, um diese vortreffliche Darstellung desto besser anzuerkennen, so möge man sich an jenen Alba im Don Carlos von Otway erinnern, bei dem man in der That versucht wird, an den Löwen in dem Zwischenspiel des Shakspearschen Som=mernachtstraums zu denken. Denn wenn jener Alba fast alle Augenblicke auszurufen scheint: „Ich bin sehr furchtbar, und mir ist nicht zu trauen," so muß dies fast denselben Eindruck machen, als wenn jener fromme Löwe anhebt: „Ich bin der Löw', erschreckt euch nicht, ich bin

doch kein rechter Löwe nicht." — — Auch der herrlichen Volksscenen muß rühmlich gedacht werden, des hypochondrischen Schneiders, der in Egmonts schönem Halse ein „herrliches Fressen für den Scharfrichter" findet, und des köstlich humoristischen Aufrührers, der sich so trefflich auf das „Schneuzen der Sterne" versteht, der einzigen Wissenschaft der gemeinen Pfiffigkeit.

§. 75.

Unsere Lehrer haben uns in früher Zeit häufig eingeschärft, daß, wer da wissen wolle, was wahrhafte Feinheit und Urbanität sei, die Reden und Briefe des Cicero und die Satiren und Briefe des Horaz fleißig lesen und studieren müsse. Wir haben gegen dieses Urtheil durchaus nichts; sind aber überzeugt, daß uns Deutschen eine weit reinere Quelle ströme, in Goethe's Torquato Tasso. Dieses Werk ist indessen mit einem solchen Ruhm noch keineswegs befriedigt, sondern darf weit höhere Ansprüche machen. Ungern nur bequemen wir uns zu dem Ausdrucke, es sei in diesem Schauspiel die Poesie selbst poetisch behandelt worden, indem bekanntlich jener Ausdruck, seit länger als einem Jahrzehnt durch überfreigebigen Gebrauch, zu einer gewissen Unscheinbarkeit abgenutzt und verrieben worden ist. Indessen giebt

es keinen andern, der so genau und so bündig kurz ausspricht, was wir eigentlich meinen.

In dieser Periode finden wir das Höchste was Goethe geleistet hat, und täglich erneuert sich uns der Genuß den uns die genannten köstlichen Werke bieten.

§. 76.

Ich weiß nicht, so würde jetzt etwa ein Dritter beginnen, ob es überhaupt wohl gethan ist, einen Dichter und seine Werke in gewisse Perioden einzuzäunen, denn nur Pegasus im Joche würde sich eine solche Sonderung durch das Abstechen mit der Pflugschaar, und das Aufstellen der starren Gränzsteine gefallen lassen. Was die genannten Werke betrifft, so räume ich ihnen gern einen sehr bedeutenden Werth ein, stelle indessen den Egmont als dichterisches Werk weit über Iphigenie und Tasso. Was etwa an dem erstgenannten Trauerspiele, wenn wir, wie bei einem Goethischen Werke wohl billig ist, den höchsten Maaßstab anlegen, als einigermaßen mangelhaft erscheinen möchte, könnte die Feder leicht tilgen oder ergänzen. Es ist mir nämlich bei einer mehrmaligen höchst freudigen Durchlesung dieses trefflichen Werks dennoch eine gewisse Lockerheit in dem technischen Bau aufgefallen, man könnte vielleicht die gehörige Straffheit und Zusammenge-

zogenheit vermissen, doch gehört in der That eine mühsam errungene kühle Stimmung dazu, um zu dieser Bemerkung zu gelangen. Iphigenien nennt A. W. Schlegel einen Nachgesang der Griechen; keinesweges aber des Griechen (Euripides). Das kaltscheinende Wort hat, wie ich vernehme, hie und da Befremdung veranlasst. Doch gestehe ich gern, daß es meine wahre Herzensmeinung ausspricht. Im Tasso finden wir wohl sämmtlich die höchste Gebildetheit der Gedanken und der Sprache, die höchste Klarheit im Anschauen der Verhältnisse der höhern Stände und dessen, der über alle Stände hinaus ist, des Dichters. Ist aber nicht hier mehr der Begriff des Fürsten, des Dichters, und des Staatsmanns aufgefasst, und vermissen wir nicht zuweilen die wahrhaftigen Leben hauchenden Personen? Ist nicht ferner die höchste Wohlthat des Trauerspiels, die Beruhigung, übergangen, uud was noch schlimmer ist, wird uns nicht statt derselben eine bloße Beschwichtigung gegeben, und gleichsam angedeutet, es gäbe nichts anders, als diese mit höchst möglichem Anstand unternommene Beschwichtigung? Ich verlange nichts Unmögliches, denn ich finde diese Beruhigung im Oedipus des Sophokles und in den sämmtlichen Shakspearschen Trauerspielen (Othello vielleicht ausgenommen). Lasset

mich ein anderes Werk Goethes nennen, das keiner Periode anheim fällt, und keiner anheim fallen kann, weil es wie ein reines Göttergeschenk und Götterbild dasteht, ganz umgeben und durchdrungen von der tiefsinnigsten Poesie bis in das Innerste hinein, und durch und durch vollendet. Ich meine Faust.

§. 77.

Es ist mir immer ungemein ergötzlich und bedeutend gewesen, den tiefsinnigen Mythus von unserem rein Deutschen Faust, in alten Deutschen Schauspielen auf die mannigfaltigste Weise behandelt zu sehen, und ich beklage nur, daß fast keine dieser dramatischen Darstellungen gedruckt worden ist, um desto genauer darauf hindeuten zu können. Diese Dramen werden gewöhnlich auf unscheinbaren Bühnen von erträglich guten Puppen dargestellt, und ich bin nicht selten geneigt gewesen zu glauben, daß die Monotonie, mit welcher der Direktor sie reden läßt, bloß deshalb gewählt worden sei, um desto weniger zu bestechen und das Stück allein durch sich selbst wirken zu lassen. Eins dieser Dramen, von dem ich hoffen darf, daß Manche einer Aufführung desselben werden beigewohnt haben, ist mir stets als das vortrefflichste erschienen, indem es den ganzen Faust, ganz umgeben von der

mannigfaltigsten Gelehrsamkeit, die sich wie ein schweres, steifleinwandenes Kleid um ihn legt, zugleich aber auch in seiner vollendeten inneren Unbefriedigtheit darstellt. Ihm gegenüber steht Casperl mit der ganzen Fülle des behaglichsten gesunden Menschenverstandes, welcher völlig mit sich selbst in das Reine gekommen ist, und deshalb nothwendig in sich selbst witzig; noch witziger aber im Verhältniß zu Faust erscheinen muß. Ich darf wohl nicht mit Ausführlichkeit von diesem Stücke reden, weil ich sonst fürchten müßte, zu lange bei demselben zu verweilen, das in der That ein Gegenstand meiner herzlichsten Neigung geworden ist. Dennoch kann ich es nicht unterlassen, auf eine einzige Scene in diesem Stück hinzudeuten, welche ich zu den allervortrefflichsten zähle, die je ein Dichter geliefert hat.

Faust sieht sich, nach manchen vergeblichen Bemühungen sich loszureißen, Bemühungen, die in der einfachsten und eben deshalb wirksamsten Allegorie dargestellt worden sind, endlich so ganz und gar vom Teufel umstrickt, daß kein Loswinden mehr möglich ist. Die Zeit, von reichen Genüssen und oft erneuerter Gewissensangst erfüllt, eilt schnell vorüber, und das Verderben nahet. Der Glockenschlag elf findet ihn in einer abgelegenen dunkeln Straße. Er wandelt in unsäglicher Angst,

daß nur noch eine Stunde übrig ist, und in irren glaubeleeren Gebeten umher, die keine Frucht bringen, und die Qual von seiner Brust nicht nehmen können. Casperl hat indessen den Teufel sich nicht nur immer drei Schritte vom Leibe zu halten gewußt, sondern ihn sogar zuweilen mit behaglicher Laune zum Besten gehabt, der alten Erfahrung gemäß, daß eine muthige Fröhlichkeit das Böse und den Bösen am leichtesten besiege. Zuletzt muß ihm aber doch das Verhältniß zu seinem völlig umstrickten Herrn zu unheimlich und bedenklich geschienen haben, und er hat sich von ihm losgemacht. Um jeder Fantasterei des hypergenialen Lebens desto sicherer zu entgehen, hat er sich in die bürgerliche Thätigkeit geworfen, ist Nachtwächter geworden *), und hat eine Frau dazu genommen, so daß er nun als ein völlig gemachter, und vor Gott und Teufel gleich gesicherter Mann erscheint. Jetzt nun, alle Viertelstunden von seiner wachsameren Frau aufgezankt, singt er in grell lustigem Liede seinem al-

*) Es liegt eine, wenn auch bewußtlose, doch wahrhaft köstliche Ironie in der Idee, den Repräsentanten der lustigen Prosa die Nacht bewachen zu lassen, die Freundin und Pflegerin des Tiefsinns und der Poesie.

ten Herrn, der ihn in der Dunkelheit nicht erkennt, die Stunde zu, in der ihn der gräuliche Feind mit sich hinab ziehen soll.

Was Goethe's Faust betrifft, so ist es eben so schwer über ihn zu reden als nicht zu reden. Am besten wird man ihn verstehen, wenn man ihn als den Deutschen Hamlet und im Gegensatze des Don Juan betrachtet. In diesen drei Schauspielen (Hamlet, Don Juan und Faust) hat die Muse der Poesie das moderne Weltgericht gehalten. Eine solche Poesie darf man eigentlich nicht einmal mehr rühmen, da sie über dem Ruhm ist. Horazio freilich hat nicht übel Lust, dem alten Dänenkönig eine lange Lobrede zu halten, aber er wird von Hamlet unterbrochen mit den Worten: „Sage, er war ein Mann und du hast alles gesagt."

§. 78.

Es ist deiner Ansicht vom Faust (so würde etwa ein Vierter sagen) keinesweges zu widersprechen; nur, dünkt mich, solltest du dich nicht auf ihn allein beschränken. Ich finde eine nicht mindere Freude an dem „Jahrmarktsfest" und an dem lieblich-tiefen Wilhelm Meister, und ich verweise euch gänzlich auf das Athenäum, in welchem auf die anmuthigste und würdigste Weise von diesem Ro-

man gesprochen worden ist, so daß ich nicht vonnöthen habe, etwas hinzuzusetzen, um meine Liebe für dieses Werk zu rechtfertigen. Wie es dort lautet, so lautet auch meine Meinung.

Ein Fünfter würde hier unterbrechen: Es ist vielleicht keine gute Liebe, die sich durch fremde Bücher zu rechtfertigen sucht; soll indeß davon die Rede sein (wie ich denn in anderer Beziehung gleichfalls recht gern davon reden mag), so müßte wohl vor allen Dingen gefragt worden, ob wohl die Herausgeber des Athenäums vom Jahr 1798, jetzt nach dreizehn Jahren nicht mit einiger Ironie auf den alten überschwenglichen Halbgottes-Dienst herab sehen dürften. Mich dünkt, man könnte über Wilhelm Meister ganz ehrlich und einfach reden, etwa so: Wir finden hier eine Reihe von leichten und anmuthigen Novellen, in einem köstlich gebildeten Style vorgetragen, wir finden einen durchaus neuen, einzig vollendeten Charakter in Mignon und einen Harfner, den die Poesie selbst einführt, aber die Prosa hart genug wieder von dannen schleppt. Der vierte Band des Werkes erscheint fast durchgängig hart, rauh und herbe, und eine gewisse, wenn wir so sagen dürfen, anständige Unpoesie und geistreiche Halb-Unsittlichkeit stellt sich triumphirend in den Hintergrund, wo denn nothwendig

die Farben alle verlöschen und die musikalischen Töne verstummen müssen.

§. 79.

Jarno, Lothario, und der Abbé bilden gewissermaßen die Thesis, Anthithesis, und Synthesis der krystallisirten Prosa, und es ist nur zu beklagen, daß die dreifache Krone, die der Göttin selbst gebührt, hier in drei Theile hat zerbrochen werden müssen, um keinen dieser würdigen Competenten leer ausgehen zu lassen. Lasset uns lieber der einzelnen Goethischen Gedichte gedenken, in denen der ewige Blüthenhauch der Jugend und Schönheit, Leben gebend und ergreifend, waltet. Hier ist der ewige Frühling der Poesie, hier das Eldorado und die Hesperiden-Inseln, das Morgenroth und der Abendhimmel und farbiger Glanz und sanft nachklindende Töne. Soll ich erwähnen der Naturfeier, der Frühlings- und Freudenlieder, des Erlkönigs, des Gottes und der Bajadere, der Braut von Corinth u. s. w. oder feiern wir sie nicht besser durch Stillschweigen? oder wenn wir ja darüber reden wollen, ist es nicht besser, dem großen Dichter bloß freundlich und innig dafür zu danken, als rühmend zu untersuchen, und untersuchend zu rühmen? Können wir etwas anders ihm sagen, als daß was einst Virgil einen seiner Hirten sagen ließ:

Tale

Tale tuum nobis carmen, divine poeta,
Quale sopor fessis in gramine, quale per aestum
Dnlcis aquae saliente sitim restinguere rivo.

und werden wir nicht diese melodischen Worte, und ihren ganzen Sinn noch weit besser verstehen müssen, als selbst Virgil, der sie wahrlich keinem seiner Zeitgenossen mit v ö l l i g e r Wahrheit zurufen konnte, so wie wir wahrlich auch ihm nicht.

§. 80.

Hier beginnt ein sechster Redner mit etwas strengem und säuerlichem Gesicht. Man hat Goethen oft nachgerühmt, daß in seinen Schauspielen und Romanen die Grazie nie verloren gehe; doch ist mir dabei nicht selten eingefallen, daß man freilich keine Stürme zu befürchten hat, wenn man sich nicht auf das hohe Meer wagt, sondern nur gemächlich, wie etwa die ersten Phönizischen Schiffer, am Ufer herum schifft. Fast immer giebt er deshalb nur die Exponenten oder das Exoterische der Gefühle und Leidenschaften, bei welcher Methode allerdings, eine gewisse b e q u e m e Vornehmheit, oder, wenn man lieber will, heitere Behaglichkeit vorwalten kann. Ueberhaupt fängt bekanntlich Goethe nichts an was er nicht vollenden kann, und von dem alten berühmten Dichtertroste: „Magnis excidit ausis“ läßt sich

allerdings das zweite Wort nie; doch auch das erste und dritte nur selten auf ihn anwenden. Ich gestehe, daß ich unabgeschreckt durch viele vornehmthuende Lobredner, seine Römischen Elegien wahrhaft hasse, ja, wenn ihr nicht zu sehr erstaunen wollt, ein wenig verachte, und ich glaube, daß die Venus tuta (die bequeme Venus) concessaque furta, welche hier besungen werden, auf jeden reinen Menschen und jeden reinen Dichter denselben Eindruck machen müssen.

Noch schwerer aber zu verlöschen durfte der Eindruck sein, den der letzte Band des Wilhelm Meister von dem auch früherhin schon gesprochen worden, auf mich gemacht hat, und ich verhehle nicht, daß ich eine Schrift, in welcher ein Lothario für einen harmonisch gebildeten Menschen ausgegeben wird, für wahrhaft unsittlich und wegen des Zaubers des Styls für höchst gefährlich halte. Den ersten drei Theilen des genannten Werks, will auch ich gar gern ihr gebührendes Lob zukommen lassen. Sie gehören in ihrer schuldlosen Heiterkeit und leicht hingaukelnden Beweglichkeit, einer früheren, schöneren Zeit des Dichters an. Ein Wort, für welches ich freilich keinen anderen Beleg habe, als die Theile selbst, doch dünkt mich, ist das auch vollkommen genügend.

§. 81.

Es ist auch mir bekannt geworden, und ich habe es mit einiger Andacht gelesen, wie man einst Herrmann und Dorothea, für ein klassisches episches Gedicht ausgegeben hat, und ich habe diese Recension recht lieb gewonnen, weil man sie dann vortrefflich wird gebrauchen können, wenn wir einmal ein solches Epos wirklich bekommen werden, bei dem man ohne Erröthen an die Ilias und Odyssee wird denken können. Bei dem genannten Gedicht denkt man freilich auch oft genug an Homer, doch leider mit zu vieler Sehnsucht.

Man hat von Emilia Galotti gesagt, man könne sie nur frierend bewundern, und bewundernd frieren, ein Wort, welches sich so sehr geltend gemacht, daß selbst recht warme Verehrer Lessings, gleichsam aus Gefälligkeit, mit frieren, wenn jenes vielbesprochene Trauerspiel noch heut 'zu Tage besprochen wird. Doch die „natürliche Tochter" soll man nur mit Wärme bewundern und bewundernd warm werden. Der selige Huber meint freilich, das ganze Werk sei so marmorkalt und marmorglatt, als etwa die Säulen in den Sälen des poetischen Herzogs sein möchten, allein er vergißt, daß um dieses Ganze wie um jene Säle und Säulen, der „goldene Duft der

Morgenröthe," oder wenn ihr wollt, der Morgenröthe und Abendröthe zugleich, schwebt.

Soll ich endlich, um wieder recht sehr ernsthaft zu werden, der Wahlverwandschaften gedenken, dieses Werks, in dessen erstem Theil die Anlage des angenehmen Parks und der vortrefflichen Schattengänge wahrlich nicht allegorisch zu nehmen sind, oder etwa was Aehnliches an poetischen Hainen und Schattenparthien in das Buch hinein zaubern, und in dessen zweitem Theil die kalte Grausamkeit so weit getrieben wird, daß selbst Corneille und Racine dagegen noch milde erscheinen müssen? Wir haben in diesem Werk einen ewigen Eisberg, mit dessen Gipfeln nur spärliche Strahlen der Sonne spielen, ja fast möcht ich nicht sagen: Eisberg, sondern: langes, weites, ödes Eisfeld, auf das ein sternenloser Himmel herunter hängt. Da das ganz Buch, wie es scheint, auf eine chemische Zerlegung der Sünde hinauslaufen sollte, und sein moralischer Werth doch nicht zu retten war, so möchte man fast wünschen, daß es wenigstens wirklich zum Sündigen käme. Statt dessen bleibt es ewig nur beim Sündigen wollen, was den Menschen schlimmer verödet, als die Sünde selbst, die ja durch Freiheit der Reue wieder vernichtet werden kann. Oder wäre etwa einer unter uns, dem der verlorene Sohn oder

Maria Magdalena nicht theurer wäre, als ein Pharisäer oder Schriftgelehrter? Und wahrlich der herrschende Geist dieses Werks ist Pharisäismus, so gelehrt, so verständig, so lind und leise als ihr wollt, dennoch Pharisäismus.

§. 82.

Es ist in tausend Fällen neun hundert neun und neunzig mal unziemlich, von der kalten Aufnahme, die ein Werk bei dem Publikum findet, auf dessen Werth einen nachtheiligen Schluß zu machen. Aber es giebt einen tausendsten Fall, wo es allerdings verstattet ist, und wahrlich, wir stehen in diesem Augenblicke vor einem solchen Falle. Es giebt gute Bücher die kein Mensch liest, es giebt wackere Menschen, um die sich niemand bekümmert, daher so oft jene entgegengesetzten Fälle: Goethe aber wird von Allen gelesen, von allen geprüft, und das entscheidet. Jener Pharisäismus, (es giebt kein anderes Wort dafür) fiel zu sehr auf, und verletzte zu sehr, als daß man den alten Liebling auch diesesmal hätte lieben können. Und dieses Nichtliebenkönnen fällt gewiß dem edleren Deutschen, der an den Trieb der freudigen Liebe gewöhnt ist, sehr schwer.

§. 83.

Man hätte es eine böse Vorbedeutung nennen mögen, wenn du als Siebenter aufgetreten

wärest, von welcher Zahl bekanntlich böse Gerüchte gehen — so möchte hier etwa ein Siebenter beginnen. Manches deiner tadelnden Worte wünschte ich dir ganz zu vernichten, manches zu mäßigen; doch es bleibe, damit du als der einzige reine Tadler unter uns dastehst und deine Rolle behaupten mögest. Ohnehin scheinst du nicht bloß zu meinen, oder wahrscheinlich zu finden, sondern überzeugt zu sein, und so würdest du, meiner Anschauung die deinige entgegen setzen. Wir würden beide unsere subjektiven Gefühle für objektive Wahrheiten erklären, und so zwischen zwei Objektivitäten uns hindurch drängend, von den scharfen Ecken am Ende uns vielleicht nicht wenig verletzt fühlen. Das sei ferne.

Fraget ihr nun mich, ob ich denn gar keinen Tadel für Goethe habe, so gestehe ich es ehrlich, daß ich nur einen finde, aber einen schweren, tiefen, der wie ein böses, rein antikes Schicksal auf ihm ruht. Ich will die Worte nicht künstlich stellen, sondern es klar und offen nennen. Es ist sein Mangel an Christlicher Religion, d. h. an der Religion der Sehnsucht, des Gemüths, und des Todes. Es ist möglich, daß man diesen Tadel schon früher ausgesprochen hat; gefühlt muß ihn jeder haben, der Goethe mit Aufmerksamkeit gelesen hat, und jenen Mangel nicht auch in sich

fühlt. Es ist hier keinesweges meine Absicht, den großen Dichter in die Schule nehmen zu wollen, keinesweges meine Absicht, anzudeuten, als kenne Goethe das Christenthum nicht. Gern und willig räumen wir auch in dieser Hinsicht ihm den größten Scharfsinn ein, sprechen ihm aber, um es mit einem Worte zu sagen, den religiösen Tiefsinn ab. Der Gott der Christen, Christus selbst lebt nur außer ihm, nicht in ihm. G. ist nicht innig durchglüht und befruchtet mit dem seligen Glauben, er kann es nicht sein, denn keines seiner Werke findet seine Wurzel im Christeuthum. Davon allein ist die Rede, und es bedarf wohl nicht des Zusatzes, daß ich es ihm keinesweges zum Vorwurf mache, er rede nicht von Christus. Die Worte über ihn will ich ihm nicht bloß gern erlassen, sondern ihn deshalb noch wahrhaft rühmen, so wie mir denn das herzlose Klingeln mancher neuen Pseudo-Dichter mit heiligen Namen und Worten wahrhaft unsäglich zuwider ist. Aber — „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," der Spruch erklärt alles, wie ich es meine, wenn ich Goethe's Natur nur das Heidnisch-Göttliche beilege, nicht das unendlich Höhere, Christlich-Göttliche.

Dann aber, wenn ich dieses ausgesprochen habe, was sich allerdings nicht ohne tiefe Betrüb-

niß aussprechen läßt, dann wahrlich möcht' ich ein Deutsches Wörterbuch in die Hand nehmen, um jedes einzelne lobende Wort desto schneller an mich zu raffen, und jedes, in Beziehung auf Goethe, freudig zu unterschreiben.

§. 84.

Gerade jetzt in diesen Tagen, so dürfte jetzt der Achte reden, erfreute uns Goethe mit der Darstellung seines Jugendlebens. Ein strenger Tadler möchte vielleicht auch bei diesem Werke sagen, daß ein lediglich exoterischer Geist in diesem Werke wehe, und daß auch hier nur Exponenten gegeben würden, während der Dichter den Faktor in der eigenen Brust behält. Ein solcher könnte ferner hinzusetzen, es überschreite denn doch ein wenig die Gebühr, wenn Goethe mit seinen ersten funfzehn Lebensjahren vier und dreißig eng gedruckte Bogen füllt, wenn er uns von jeder Privatstunde unterhält, die sein sorgsamer Vater ihm hat geben lassen, wenn er uns fast keinen einzigen Frankfurther Bürger erläßt, der jemals mit ihm auch nur in entfernte Berührung gekommen, wenn er uns das Pfeifergericht, die Krönungsfeierlichkeiten u. s. w. mit mehr als diplomatischer Genauigkeit schildert, wenn er uns selbst die mythische Geschichte der ersten Israelitischen Patriarchen erzählt, die denn doch wahrlich im alten Te-

stamente am besten zu haben ist. Es sei ferner keinesweges erfreulich, aus Goethe's Munde zu hören, daß ihm, wenn auch nur in der unreifsten Zeit des Lebens, das neue Testament ein wenig trivial erscheinen konnte. Es herrsche im dem ganzen Buche eine fast ununterbrochene Ironie, die mitunter ein wenig peinlich werden müsse, da sie zuletzt bewußtlos gleichsam gegen sich selbst wüthe, und sich selbst vernichte; und was das Unglück vollende, so fehle sie gerade da, wo sie herrschen sollte, nämlich bei der Darstellung der ein wenig philisterhaft ausschweifenden Jünglinge, mit denen der Dichter am Ende des ersten Bandes in Berührung kommt. In der That würde man die Gespräche dieser jungen Leute über die Art, wie man sich in der Welt drehen und wenden muß, um durchzukommen, und über die Mittel und Wege, um zu einigem Vermögen zu gelangen, nicht ganz ohne Misbehagen lesen können, wenn man nicht aus eigenen Mitteln ein wenig Ironie hinzuthue.

§. 85.

Wenn sich auf diese Weise etwa der Tadel erheben sollte, so würde er freilich sehr viel Scheinbares, und wohl gar auch einiges Wahre für sich haben, doch würde, dünkt mich, gar mancher Andere, z. B. ich, dagegen auftreten, und we-

nigstens in dem größesten Theile jener Misbilligungen, Veranlassung zum Ruhm für den Dichter finden. Es hat mich mit wahrhafter Freude erfüllt, daß Goethe durch dieses Buch die starre Mauer eingerissen, welche bisher, von einer Seite seines geistigen Lebens aus betrachtet, zwischen ihm und dem Publikum stand, indem er sich in seiner langen litterarischen Laufbahn auch nicht ein einziges Mal entschließen konnte, nur ein Wort über seine Werke, viel weniger über sich selbst zu reden. Jetzt, da er sich endlich dazu entschlossen, ist es billig und rühmlich, daß er sich zu seinem Geschäfte recht viele Zeit nimmt, und mit epischer Ruhe nach der höchsten Ausführlichkeit und Vollständigkeit strebt. Streng genommen, giebt es auch eigentlich gar keine Kleinigkeit in dem Leben eines wahrhaft bedeutenden Mannes; wenigstens würde ein einziger Blick des Letzteren auf dieselben, der sie im Zusammenhange ergriffe, ihre scheinbare Unbedeutenheit im Einzelnen, aufheben. Es ist ein kläglicher Irrthum der meisten Leser, die im Homer ewig nur die Kämpfe des Ajax, Achill, und Hektor, oder Andromache's und Priams Schmerzen rühmen; auch Nausikaa und der göttliche Sauhirt, so wie jede Eß- und Streitscene, der Schiffskatalogus sogar, und der Schild des Achill haben ihr bescheidenes Theil

aus dem allgemeinen Fond von Poesie erhalten. Man wende dies auf das Goethische Werk an, und man wird die zerbrochenen Schüsseln, Clavierstunden, und jene philisterhaften Halbjünglinge, vor allen aber, die meisterhaft geschilderten Hausfreunde, das Pfeifergericht und die Krönungsfeierlichkeiten mit besonderer Anerkennung und Freude genießen. Ueberhaupt ist der ganze Eindruck dieses Buches behaglich, bequem und heiter, und es thut ihm keinesweges Abbruch, daß diese drei letzten Wörter selbst so sehr häufig darin vorkommen, denn es liegt eben in der Natur jener angenehmen Zustände, daß sie sich selbst als solche nennen, und wiederholt aussprechen. So erfreulich uns aber auch jene Heiterkeit, Behaglichkeit und Bequemlichkeit sein muß, so findet sich doch noch etwas höheres in diesem Werke, ein Höheres, welches zwar die meisten Goethischen Schriften auszeichnet, doch diese ganz besonders. Ich meine den durchgängig herrschenden, rein gebildeten geselligen Geist, und den klaren musikähnlichen Styl.

§. 86.

Alles, was England und Frankreich, in Hinsicht des ersteren geleistet, hält durchaus mit diesem Deutschen Werke keine Vergleichung aus, denn es ist keinesweges ein bloßer guter Katechis-

mus der geselligen Verhältnisse, (obwohl wir auch für einen solchen keine geringe Achtung haben würden) sondern es ist der gesellige Geist selbst, in den mannigfaltigsten Formen zur Erscheinung gebracht worden, und der Begriff hat Gestalt angenommen. Was den Styl betrifft, so ist es nicht vonnöthen, weitläufig darüber zu reden, wohl aber dürfen wir jedem noch nicht völlig geübten Leser anrathen, sich das Werk laut vorzulesen, um sich mit einemmale und für alle Zeiten auf die angenehmste Weise zu überzeugen, welcher köstlichen Ründung und welches unendlichen Wohllauts unsere geliebte alte Sprache fähig ist. Der geübtere Leser bedarf jenes lauten Vortrages nicht, sondern wird mit dem bloßen Auge die schöne Architektur des Styls leicht erkennen, oder er wird, wie der gute Musiker mit der Partitur in der Hand, die erfreuliche Musik gar wohl vernehmen, auch ohne sie zu spielen.

§. 87.

Wenn wir hier den Versuch eines Gesprächs über Goethe, oder vielmehr die acht Monologe über ihn, schließen, so geschieht dies mit der Ueberzeugung, daß der Leser gar wohl wissen werde, welcher Ansicht er beizustimmen habe, oder was

uns noch lieber wäre, von welchem Standpunkte aus, sich das Charakteristisch-Bedeutende in allen diesen Urtheilen vereinigen lasse. Die innige Verehrung für den vortrefflichen Dichter würde, dünkt uns, dadurch nur gewinnen; aber der Knechtssinn und die unfreie Abgötterei, welche hie und da (ohne Zweifel von Goethe gänzlich ignorirt oder verachtet) noch immer aufduckt, würde nach und nach schwinden und vernichtet werden.

§. 88.

Ein lehrreiches Unternehmen würde es sein, die Geschichte der Kritik der Goethischen Werke zu schreiben; hier mögen folgende Andeutungen genügen. Das erste Auftreten des Dichters, welches sogleich seine wahrhafte Götterabkunft klar bezeichnete, erregte Staunen, Starren, Anbetung, aber auch schreienden Haß, kalte Stürme, und widrig rohes Schelten. Die Polterkammer oder das Raspelhaus unserer Literatur liegt voll von jenen Produkten des abgeschmackten Lobes, der abgeschmackten Anfeindung. Es scheint, als habe sich fast jeder einigermaßen nahmhafte Schriftsteller der damaligen Zeit, ein Gewissen daraus gemacht, über Werther nicht zu reden, und es würde dem seligen Melchior Götze das Herz abgedrückt haben, wenn man ihm Schweigen anbefohlen

hätte. Sollen wir es ganz aufrichtig gestehn, so scheint es, als hätten diesmal die Engländer unsern Werther besser und reiner gewürdigt als die Deutschen, und als sei F. L. Huber der Erste unter uns, der denselbeu völlig verstanden. Lessings gewichtige Worte über diesen Roman können wir für nicht anderes halten, als für einen höchst lehrreichen Irrthum. Götz von Berlichingen vollendete Goethe's Ruhm bei den Besseren, Stella und Clavigo bei den weichlich gesinnten Jünglingen und Mädchen; dann aber ward es mit einemmale still, fast todtenstill über ihn, so daß man hätte glauben können, das Publikum sei, so wie es ihm auch sonst wohl begegnet, über seinem guten und über seinem bösen Willen, sanft genug eingeschlafen.

Man darf annehmen, daß diese Schweigsamkeit zehn bis zwölf Jahre gedauert habe, und zwar in einer Zeit, als der Dichter uns seine Iphigenia in Tauris, Tasso, die Mitschuldigen, Triumph der Empfindsamkeit, u. s. w. gab. Es fing an, ein wahres Kreuz und Leiden für die Kritiker zu werden, wenn es die Nothwendigkeit einmal wollte, über ihn zu reden. Man war befangen, beengt, ängstlich, man flüchtete zu allgemeinen Ausdrücken, z. B. er sei griechisch, recht sehr griechisch, über alle Maaßen griechisch; oder auf der andern Seite,

man zeigte sich roh, dumm, und ungeschlacht. Zuletzt las man ihn fast gar nicht mehr, bis endlich Huber in der allgemeinen Literaturzeitung einige sehr pikante und geistreiche Recensionen über die Werke des großen Dichters lieferte. Aber auch ihn hörte man nicht sonderlich, denn die Zeit war ungünstig, und hatte eine größtentheils sehr verworrene, gehaltlose Neigung zur Politik veranlasst, bei deren widrig lautem Getreibe, das bischen Poesie welches die Mehrheit der Deutschen noch hatte, vollends unterzugehen schien. Der sonst so wackere Huber hat selbst an jener Sünde nicht wenigen Theil genommen, und ihn, als einen der Bessergesinnten, doch hier um desto tiefer Irrenden, traf die Nemesis um desto rascher und schmerzlicher.

Endlich erschien im Jahr 1797 die Recension von Herrmann und Dorothea, dann das Athenäum und ähnliche sehr gehaltvolle Schriften, denen zu Folge unserem Goethe die Statthalterschaft der Poesie auf Erden übertragen worden sein soll. Seitdem ist, wie bekannt, von Anhängern und Gegnern ein so arger Lärm über ihn geführt worden, daß zu zarte Gemüther einiges Ärgerniß davon getragen haben. Seit einigen Jahren hat man indessen ein wenig leiser und zum Theil auch ein wenig verständiger zu reden

angefangen, eine geist- und gemüthvolle Kritik hat gesprochen, und wird ferner reden.

Es ist schwer, den Abschnitt über Goethe zu enden, doch ist es billig nicht alles zu sagen. Nur der alte Satz stehe noch hier, daß der ächte Dichter niemals, wie etwa die Mathematik oder eine andere Wissenschaft, ganz ausgelernt werden könne, daß er aber täglich zum neuen erfreulichsten Lernen Gelegenheit gebe. Sodann der einfache herzliche Wunsch, daß das Geschick die Freude und den Stolz Deutschlands uns noch lange erhalten möge.

§. 89.

Jakob Michael Reinhold Lenz (geb. 1750, gest. 1792). Für diesen fast vergessenen Dichter hatte die Natur alles gethan, um etwas sehr Bedeutendes in ihm, und durch ihn darzustellen, aber auch das Schicksal; oder um moderner zu reden, das ganze äußere Leben verfehlte seiner Seits gleichfalls nicht, alles zu thun um jede Anlage in der Blüthe zu ersticken. Stetes Umherfliehen von einem Ort zum andern, Armuth, welche bald in gänzliche Dürftigkeit überging, Misverständnisse, Spott, das Leben unter gänzlich fremdartigen oft feindseligen Menschen, mit einem Wort: der alte gemeine Jammer von hundert Deutschen Dichtern erzeugte Schwermuth,

endlich

endlich vollendeten Wahnsinn, und einen frühen Tod *).

Sein ausgezeichnetes Talent für das Komische zeigt sich in dem Lustspiel: „Die Hofmeister," so wie in der vielleicht ungerechten Polemik gegen Wieland; am reinsten aber erscheint seine Freiheit des Geistes, wenn er im Shakspear lebend, seine Liebe für den ewigen Dichter in künstlichen Nachbildungen einzelner Gesänge desselben, die fast unübersetzlich schienen, an den Tag legt. Lenzens Kenntniß des Shakspear ist mit desto größerem Ruhme anzuerkennen, je betäubender der Lärm war, den man damals über jenen Dichter erhob, während doch fast alle Lobreden auf denselben, wenn wir sie in schlichte Prosa übersetzen, nur darauf hinausliefen, er sei der große Christoph unter den Dichtern und schreite gar gewaltig einher. Wie ganz anders Lenz von ihm dachte, zeigte er besonders dadurch, daß er gerade das Schauspiel zur Bearbeitung vornahm, das man unter allen am wenigsten geschätzt, und oft, recht hochmüthig

*) Im Intelligenzblatte Nro. 99. der A. L. Z. 1792 verspricht ein Ungenannter die Geschichte von Lenzens letzten Lebensjahren, die indessen noch immer nicht erschienen ist.

albern, als den Markt des falschen Witzes betrachtet hat, ich meine das lieblich frische, köstlich muthwillige Stück: Der Liebe Mühe ist umsonst.

Lenzens Werke sind sehr selten geworden, und da ihrer ohnehin so wenig sind, so wäre es um so verdienstlicher, wenn einmal eine Auswahl derselben wieder veranstaltet würde. Die Mehrheit der Deutschen ist so vertieft in die zum Theil nicht sonderlichen Produkte der letzten Oster- und Michaelismesse, daß sie nur im äußersten Nothfalle ein früher erschienenes Werk zur Hand nimmt; am wenigsten aber darf man ihnen zumuthen, nach einem Deutschen Buche erst weitläufig zu suchen.

§. 90.

Helfrich Peter Sturz (geb. 1737, gest. 1779). Seine Schriften, welche im Jahre 1786 in zwei Sammlungen erschienen sind, verdienen dem größten Theile nach, die Vergessenheit nicht, worein sie bei der Mehrheit des heutigen Publikums, das meistens nur nach dem Neuem und Naheliegenden greift, gesunken zu sein scheinen. Er gehört zu den ausgezeichneten Prosaikern seiner Zeit. Sein Styl ist leicht fließend, kunstlos und gewandt, welches sich am klarsten zeigt, da der Inhalt mancher seiner Aufsätze, z. B. seiner Briefe

aus England und Frankreich, nothwendig veraltet sein muß, da sie bereits im Jahre 1768 verfasst wurden, und die geistige Physiognomie der Bewohner jener Länder seitdem so oft gewechselt hat; dennoch wird man jene Briefe des lebendigen Styles wegen auch jetzt noch mit nicht geringem Interesse lesen. Am anziehendsten erscheint seine Schreibart in den kurzen Charakteristiken z. B. Garrik's, Pitt's, Klopstock's, J. J. Rousseau's, Samuel Foote's u. s. w., in denen manches auch historisch wichtig genug ist, um den Verfasser Lügen zu strafen, wenn er mit übertriebener Bescheidenheit in der Vorrede zu seinen Schriften (vom Jahr 1779) das harte Urtheil über sie ausspricht: „Es sind Kleinigkeiten, hingeworfen in Erhohlungsstunden von ernsthafteren Geschäften, und sie mögen ihren Tag mitflattern unter den Ephemeren dieser Zeit.“

Unter Sturzens Gedichten, deren sich nur viere finden, zeigt das letzte: „Die Königswahl“ von nicht geringen Anlagen für die versificirte epigrammatische Erzählung, und läßt am meisten bedauern, daß er diese Gattung nicht fleißiger angebaut hat. Der kurze Schluß jener Erzählung möge auch hier einen Platz finden, da er allerdings mit manchem goldenen Spruche des Pythagoras wetteifern darf:

Jüngling, soll dich Ruhmes Lorbeer schmücken,
Folg dem Weisen, den kein Tadel schreckt,
Und dem Pöbel kehre stolz den Rücken.

§. 91.

Johann Georg Hamann (geb. 1730, gest. 1788). Es ist bekannt, daß Heraklit, ein Philosoph aus Ephesus, ein Werk über die Natur schrieb, welches so schwer zu verstehen war, daß man ihn deshalb den Dunkeln nannten. Die Griechen, welche ihn auch größtentheils nicht verstanden, hatten die seltsame Gewissenhaftigkeit, sich selbst die Schuld des Nichtverstehens beizumessen, und Sokrates selbst, der bekanntlich ein gar großer Virtuose in der Klarheit war, fällte ein sehr günstiges Urtheil über jenes Werk *).

Die Mehrheit des Deutschen Publikums hat sich mit dergleichen sonst liebenswürdiger Bescheidenheit nicht sonderlich abgegeben, sondern gewöhn-

---

*) Die Worte mit denen er es zurückgab, lauten: ἃ μὲν συνῆκα, γενναῖα, οἶμαι δὲ καὶ ἃ μὴ συνῆκα πλὴν Δηλίου γέ τινος δεῖται κολυμβητοῦ. S. Diog. Laert. Socr. S. 102. Steph. Sollte es nicht wohl gethan sein, wenn man schon früh auf Schulen, diesen Spruch, als ein ewiges Heilmittel des Hochmuths, auswendig lernen ließe? Was das Gedächtniß erfaßt hat, kann denn doch einst auch in das Gemüth übergehen.

lich ganz gelassen abgesprochen, ein ihm unverständliches Buch sei eben deshalb auch geschmacklos und schlecht, ohne zu bedenken, daß die Unverständlichkeit billig in die objective und subjective eingetheilt werden müsse, und daß fast immer nur von der letzteren die Rede sein könne, deren Ursach gewöhnlich in der Bequemlichkeit liegt, die jegliche Anstrengung scheut, und zuletzt zu einem völligen Halbschlummer wird, der viel schlimmer ist als ganzer reiner Schlaf.

§. 92.

Wohl oft kann man in unserer Literaturgeschichte jene Bemerkung machen, doch bei dem genannten Schriftsteller dringt sie sich ganz besonders auf. Als er lebte, hatten die Kritiker A bis Y gar kein Hehl, Hamann möge wohl ein wenig wahnsinnig sein, auch kam es ihnen nicht darauf an, ihr zartes und tiefsinniges Urtheil mit einigen seltsam klingenden Stellen aus seinen Schriften zu belegen. Der große Haufen, flach wie er überall und immer ist, blätterte wohl ein wenig in Hamanns Schriften, konnte sie aber, wie man sehr treffend zu sagen pflegt, nicht recht klein kriegen, was er allein mag, wollte auch keinen Geschmack an ihnen finden, da er selbst noch keinen gewonnen hatte. Der einzige Herder

nahm sich des armen Mannes, der in einer etwas armuthseligen Zeit die Kühnheit hatte, genialisch zu sein, ein wenig an, und legte ein gutes Wort für ihn ein.

Er sagt in seinen Fragmenten über Deutsche Literatur unter andern: „Der Kern seiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat gelesen nnd allerdings sehr viel, sehr weitläufig und mit Geschmack gelesen: (multa legit et multum). Allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der brittischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen, oder weissagen, wie die Juno, wenn sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythisse, wenn sie Weissagungen in kabbalistischer Prosa murmelt. Seine Belesenheit ist also zusammergeflossen, so wie die königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben, dies zuerst thut —“ u. s. w. In den reifen Mannesjahren dachte Herder noch günstiger von seinem edlen Freunde.

§. 93.

Allein zum Unglück war Herder selbst ein genialischer Schriftsteller, und stand im halben Banne. So kam es denn, daß man sein Wort überhörte oder wenn man es hörte, meinte, das sei nur so eine Ueberschwenglichkeit, auf die man nicht viel geben dürfe. Es ging zuletzt so weit, daß niemand mehr von Hamann etwas las, niemand mehr etwas von ihm wußte. Ein tiefsinnig edler Geist wandelte unter den Deutschen, und sie hatten des nicht Acht. Man ließ ihn dort am Ufer der Ostsee mit einigen geistvollen Freunden, die ihm die Welt ersetzen mußten, sein Wesen treiben, und trieb auf der anderen Seite gleichfalls das alte Wesen fort, das eigentlich kein Wesen ist. Auch über Hamanns Grabe ruhte noch lange Zeit ein tiefes Schweigen. Man fand es noch immer zu unbequem, über ihn zu reden, und in der That machte er es einem auch nicht ganz leicht, über ihn zu urtheilen, wofür es hinwiederum viele hundert Deutsche Schriftsteller gegeben hat, und noch giebt, über die man gerade dann am besten zu sprechen scheint, wenn man ohne alle Anstrengung und ohne alles Interesse von ihnen redet. Da vernahm man endlich von Neuem Herders rühmendes Wort, Jean Paul's freudiges Anerkennen, und das häufige Hindeuten

Jacobi's auf ihn, als auf einen tiefen, seltsamen Geist. Nun hätte man, da sich denn doch hie und da ein besserer Sinn zu regen anfing, gar gern nach Hamanns Schriften gegriffen, aber sie waren leider vergriffen; nicht eben von Lesern, sondern wahrscheinlich von nicht lesenden Kaufleuten und Krämern. Das Schicksal hatte die seltsame Ironie getrieben, sie aus der Welt verschwinden zu lassen, die sich nicht um sie bekümmert hatte.

Seit etwa einem Jahrzehnt warten nun die Besseren auf eine neue Ausgabe der Hamannschen Schriften durch Jacobi oder Richter, denn in der That existirt Hamann in diesem Augenblicke nicht mehr, und ich selbst würde gar nicht von ihm haben reden können, wäre es mir nicht einmal, nach vieler Mühe und Noth gelungen, ein paar Blätter von ihm, die den Titel vom Buchstaben H liehen, aufzutreiben *). Möchte daher doch endlich Jacobi oder Richter, so oft schon gebeten, den Wunsch jedes besseren Deutschen erfüllen wol-

*) Apologie des Buchstaben H u. s. w. Das Verzeichniß seiner übrigen Werke s. in Meusels Lexicon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen Deutschen Schriftsteller. Bd. V. S. 108 ff.

len, und uns den edeln Deutschen Schriftsteller von neuem geben!

§. 94.

F. M. v. Klinger (geb. 1753). Er trat mit halb natürlicher, halb künstlicher Erhitzung auf, und errang das traurige Glück, daß einige unreife Jünglinge, denen die Flüche und Dolche in den „Zwillingen" der „neuen Arria," Simsone Grisaldo" u. s. w. wohlgefallen hatten, ihn mit Shakspear verglichen. Wahre Aehnlichkeit haben wir nicht auffinden können. Bald darauf wurde Klinger dieses Drängens und Treibens überdrüssig, und legte sich auf die Correktheit, hatte aber zuweilen das Unglück, sie mit Kälte und Nüchternheit zu verwechseln.

Wie sich im Leben gewöhnlich ein verschwelgter Tag, durch eine nüchterne Woche rächet, so auch in der Literatur. Klinger schrieb in jener selbst veranlassten Nüchternheit einen Damokles, Medea, u. s. w. und wartete nun, was man dazu sagen werde. Aber man sagte eben wenig, oder gar nichts, weil man sie nicht häufig las. Es finden sich in den kritischen Blättern der damaligen Zeit nur zwei Recensionen über jene Dramen, denn die Kälte erzeugt Kälte, und ein gewisses unpoetisches Achselzucken wird oft durch Achselzucken bestraft. Aus derselben Zeit schreiben

sich auch noch eine Menge Romane her, in denen oft Kraft und Erhabenheit walter, oft aber auch, in Ermanglung derselben, Schauerlichkeit und Gräßlichkeit dem gebildeten und heitern Leser unerfreulich auffällt. Auch die alte, überaus vortreffliche und tiefsinnige Sage vom Faust, ist durch Klinger behandelt worden; aber er hat sie auf eine ungenügende Weise aufgefasset, und sie nur zum Vehikel eines nicht ungewöhnlichen Aufklärungs-Skepticismus benutzt. Es sind nicht sehr bedeutende Ursachen, die diesen Faust bewegen sich mit dem Teufel einzulassen, denn selbst die Armuth, von der hier gar nicht die Rede sein durfte, spielt dabei eine Rolle. Der Teufel tritt im Costum eines modernen Sophisten auf, und scheint ein wenig bei Helvetius und andern Encyclopädisten in die Schule gegangen zu sein; hat aber noch nicht eben sonderliche Fortschritte gemacht.

§. 95.

In poetischer Hinsicht ist der Teufel in unserer christlichen Mythologie eine der höchsten und erhabensten, der lebendigsten und vieldeutigsten Aufgaben die dem schaffenden Genius geboten werden können. Schon Milton und Klopstock erkannten dies, und bemühten sich, ihr ein Genüge zu leisten, doch am meisten bewährt sich dieses Wort in der

Bearbeitung desselben von Goethe, in dem trefflichen Drama „Faust.“ Die wenigen Zeilen, um nur ein paar aus dem herrlichen Ganzen herauszuziehen,

Den schlepp ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit:
Er soll mir starren, zappeln, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor durst'gen Lippen schweben;
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben
Er müßte doch zu Grunde gehn. —

scheinen uns ein weit reineres Bild zu geben als Klinger hier zur Erscheinung gebracht.

In noch späteren Jahren trat Klinger mit Fragmenten über Welt und Litteratur auf, mit deren herrschendem Charakter, der üblen Laune, wir uns nicht befreunden können. Er hat es in diesem Werke gar kein Hehl, daß ihm die christliche Religion nicht recht zusagt, und nach diesem Geständnisse, dessen Aussprechen, so viel mir bewußt, niemand von ihm verlangt hat, wird es ihm leicht, auch Platon, Kant, Goethe und Jean Paul bitter zu tadeln.

Wir haben hier Klinger mit besonderer Strenge beurtheilt, doch verkennen wir keinesweges das

große Talent, welches in ihm wohnt. Doch eben um dieses großen Talents willen darf kein gewöhnlicher Maaßstab an ihn gelegt werden. Wenn man erwägt was Klinger mit seinen Anlagen hätte leisten können, so wird man, hoffe ich, jenes Urtheil nicht ungerecht finden.

§. 96.

Wilhelm Heinse (geb. 1749). Als Jüngling schrieb er einige Gedichte, denen man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihnen eine bloß sinnliche Gluth beilegt. In späteren Jahren suchte er einige Aesthetik in die Unsittlichkeit hineinzubringen, und schrieb ein paar Romane, in denen die Wollust künstlerisch und die Kunst wollüstig erscheint. — Man kommt nur höchst selten in den Fall, eine Deutsche Schrift gefährlich nennen zu dürfen; doch Heinse's Schriften darf man in der That so nennen, und Schillers bekanntes Urtheil über ihn, ist streng, aber gerecht. — Talente sprechen wir ihm keinesweges ab; nur, da wir ihn einmal als eine unreine Natur erkannt haben, muthe man uns nicht zu, ihn zu lieben.

§. 97.

J. K. A. Musäus (geb. 1735, gest. 1787). Eine begränzte, aber in dieser vielleicht engen Begränzung gesicherte, still freundliche, genußgebende und genießende Natur. Wenige Menschen haben

die Nothwendigkeit und das Wirkliche mit so köstlicher Freiheit behandelt als er. Mit reinem Scherz wußte er den trocknen Ernst des äußerlichen Lebens zu versöhnen, und die Armuth durch reichen Humor nicht bloß zu bezwingen, sondern sie sogar zur freundlichen Hausgöttin zu machen. Kotzebue hat sich ein Verdienst um uns erworben, daß er uns mit mancher Einzelnheit aus dem Leben dieses liebenswürdigen und wirklich geliebten Mannes bekannt machte, so wie auch, daß er die Geburtstagsgedichte an Musäus Gattin mittheilte, die so mancher andere trocken ernste Herausgeber vernichtet haben würde, weil er wahrscheinlich ihre angenehme Anspruchlosigkeit für Unbedeutenheit gehalten hätte. Ich gestehe gern, daß ich allenfals die physiognomischen Reisen eher missen wollte, als diese Geburtstagsgedichte, von denen vielleicht mancher Leser hier zum erstenmale erfahren wird, daß sie da sind.

Seine Volksmährchen gehören zu den erfreulichsten Erzeugnissen seiner Zeit, bei der wir auch wohl erwägen wollen, daß sie dergleichen Unternehmungen, als unscheinbar, fast verachtete, und als unreel und entblößt von praktischer Nutzbarkeit, gänzlich verwarf. — Wer will, mag ihnen immerhin den Fehler der Geschwätzigkeit beimessen: diese Gattung von Geschwätzigkeit möchten

dagegen andere eher für eine Tugend halten wollen.

Wie sehr ist es zu beklagen, daß diesem Manne ein nur so kurzes Leben zu Theil wurde, wodurch wir um so manches Erfreuliche gekommen sind, das wir sonst von ihm hätten erwarten dürfen. Doch auch das was er leistete, möge nie verkannt werden.

§. 98.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty (geb. 1748, gest. 1776). Die Lobeserhebungen, welche diesem Dichter in den meisten unserer Literaturhistorien dargebracht werden, klingen ein wenig dürftig, denn sie gehen gewöhnlich nur darauf hinaus, er habe so etwas wie Blüthenduft, Mainacht und Mondlicht recht artig darstellen können. Dies allein glaubte man ihm mit gutem Gewissen nachsagen zu dürfen. Doch hätte das noch hingehen mögen, wenn man nur selbst gewußt, daß in jenem liederlich ausgesprochenen „Blüthenduft, Mondlicht und Mainacht,“ die Symbole der trefflichsten Gattung der modernen Poesie zu finden sind.

Hölty ist der erste, gänzlich einfache, rein sentimentale Elegiker der Deutschen, und bis jetzt ist ihm noch keiner darin gleich gekommen. Mir scheinen alle seine Gedichte gleichsam nur ein einzi-

ges auszumachen, in welchem der Gedanke durchgeht: Das Leben dringt feindlich roh auf die Jugend ein, um sie zu zerstören; diese Tröstungen nur bleiben: Liebe, Dichtkunst und der süße Tod. — Daß man diesen Dichter weichlich genannt, ist ein Beweis, daß man ihn nicht begriffen hat, denn weichlich ist nur der zerrissene, ins Leere strebende Schmerz, nicht der fromm beruhigte unsers Hölty, dem selbst die harmonischste Sprache milde zusagt. Ueberhaupt finden bekanntlich weichliche Menschen ein besonderes Vergnügen daran, gewisse Dichter für weichlich zu erklären, und Höltys reine Minnesängernatur schien besonders bequem, also gescholten zu werden.

§. 99.

Johann Gottlieb Willamov (geb. 1736, gest. 1777). Es ist schon früherhin bemerkt worden, daß in der sogenannten goldenen Zeit unserer Literatur, die Deutschen nicht selten recht sehr geängstigt wurden, wenn sie in den ästhetischen Lehrbüchern blätterten, und fanden, daß noch immer mehrere Gattungen der Poesie gar nicht von ihnen cultivirt worden seien. So entdeckte man denn auch, daß wir noch keinen Dithyramben-Dichter hätten, und man erließ deshalb, wenn wir so sagen dürfen, einen Hirtenbrief an alle versemachenden guten Köpfe in Deutschland, und

mahnte eifrig, diese Lücke bald möglichst zu füllen. Aber es griff niemand zu, so daß es schien, als solle die ganze Gattung eingesargt bleiben. Endlich aber nahm sich unser Willamov die Sache zu Herzen und beschenkte uns mit einer beträchtlichen Anzahl von Dithyramben, in denen es an jauchzenden Mänaden, Thyrsusstäben und dem Ausruf: Evan Evoe! keinesweges gebricht. Man war auch wirklich so ziemlich zufrieden gestellt, und die Kritiker dankten dem Verfasser für seine beschwerliche und erhitzende Arbeit.

Im Grunde scheint Willamov ein recht sanfter und behaglicher Mann gewesen zu sein, der jene heftigen Dithyramben gewiß nur dem Publikum zu Liebe schrieb. Zur Erhohlung setzte er deshalb Fabeln auf; da aber die Deutschen in dieser Dichtungsart schon sehr reichlich ausgesteuert waren, und er doch etwas Apartes haben wollte, so führte er den Dialog in die Fabel ein. Die Kritiker nahmen deshalb Gelegenheit zu untersuchen, ob dergleichen Verfahren auch recht und billig sei, konnten aber nicht recht einig werden, so daß bis jetzt die große Frage noch unentschieden ist.

§. 100.

Hans Wilhelm von Gerstenberg (geb 1737). Seine Tändeleien brachten ihn bei den Anakreontikern,

tikern, und sein Gedicht eines Skalden bei den Barden-Liebhabern zu hohen Ehren. In der That gehören die erst genannten Tändeleien zu den wenigen besseren, welche wir besitzen; schade nur, daß die Absicht zu tändeln dem wahren Charakter des Tändelns selbst nicht zusagen kann. In den Skaldengedichten hat er, um mich eines Klopstockischen Ausdrucks zu bedienen, sorgsam gehorcht auf das Wehen des Laubes in den vaterländischen Hainen. Wir gestehen indessen, daß wir das Resultat seiner Bemühungen, in dieser Hinsicht, nicht für sehr bedeutend halten können: denn damit ist doch wirklich wenig gethan, daß man die Griechischen Götter vom Throne stößt und altnordische, oft sogar leider nur die Namen derselben hinauf hebt. Neuere Bemühungen, obwohl leider zum Theil ohne poetischen Geist unternommen, haben ungleich mehr gefruchtet, da man wenigstens an der rechten Stelle den alten Deutschen Quellen nachgrub.

Von einer ungleich höheren Bedeutung als die beiden genannten Versuche, die zu ihrer Zeit mit dem wärmsten Beifalle aufgenommen wurden, erscheint uns das Trauerspiel Ugolino, in welchem wir fast den höchsten und größten — Irrthum erblicken, den jemals ein Dichter begangen. Die Kraft aber, mit welcher diese ko-

lossale Verirrung eingeleitet und durchgeführt worden, muß jeden mit Hochachtung erfüllen, der sich auch bei verfehlten Bestrebungen eines Dichters, auf die Berechnung des Fonds von Genialität versteht, welcher zur Ausführung einer solchen Idee vonnöthen war: Ferner wollen wir uns erinnern, daß der höchste Irrthum überhaupt dem Rechten bei weitem näher steht, als jede Halb- oder Dreiviertel-Wahrheit, indem die letztere stets mit dem Fluch der Ohnmacht belastet erscheint.

Was die frühere Kritik über den Ugolino vorbrachte, ist größtentheils dürftig und eng gedacht, desto witziger aber und geistreicher sind die Bemerkungen, die ein Brief Lessings an Gerstenberg über die genannte Tragödie enthält, den man uns erst vor einigen Jahren im Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung mitgetheilt hat.

§. 101.

Moritz August von Thümmel (geb. 1738). Es ist dieser Schriftsteller von Lichtenberg, Garve, Klinger, Eichhorn u. s. w. mit so vieler Innigkeit und Ausführlichkeit gerühmt worden, daß es den meisten Lesern scheinen dürfte, als sei das Talent dieses Dichters bereits hinlänglich auseinander gesetzt worden. Nimmt man zu den Urtheilen jener Männer, das geistreichere Urtheil

des älteren Schlegel, so dürfte man allerdings annehmen, als habe die Kritik ein genügendes anerkennendes Wort über sein Talent gesprochen.

Es verhält sich allerdings so, denn Freiheit, Fröhlichkeit und behagliches Wohlsein sind die Elemente, in denen der Dichter lebt, und diese sind geeignet genug, um sich selbst dem Auge des trübsten Lesers zu erschließen. Des Dichters „Wilhelmine," ein prosaisch komisches Gedicht, fiel in eine der heitern Laune nicht sehr günstige Zeit; dennoch riß sie die meisten sonst ein wenig trockenen Leser mit sich fort. Sie zwang selbst dem einseitigen, übermüthig gespreizten Klotz eine günstige Recension ab, und lockte gleichsam die heitere Natur in ihm hervor, und als Michael Huber sie nur mittelmäßig in's Französische übersetzte, erwarb sie selbst bei unseren stolzeren Nachbaren eine nicht geringe Gunst, und ein bleibendes Wohlgefallen. Eine sehr anmuthige Leichtigkeit im Styl bemerken wir besonders in den ersteren Theilen „der Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich," und wenn uns überhaupt schon das Verhältniß zu Margot auf die erfreulichste Weise interessirt, so möchten wir in ihr sogar die Muse selbst sehen, die den Verfasser begeistert und mit frischem Leben erfüllt. — Wenn wir uns ferner noch auf das sehr geistreiche Urtheil in dem

Anhange zum Campaner-Thal beziehen, so scheinen diese wenigen Züge zu dem Gemälde des Dichters hinreichend zu sein.

§. 102.

Es ist vielleicht von manchem Leser schon früher erwartet worden, hier den Namen: Friedrich Nicolai, Johann Jacob Engel, Garve, Sulzer, Mendelssohn, und Eberhard zu begegnen, die allerdings in einer Deutschen Literaturgeschichte nicht fehlen dürfen. Da indessen dasjenige, was die genannten Männer gegeben haben, die Aufmerksamkeit der Deutschen, eine geraume Zeit in dem vorzüglichsten Grade auf sich gezogen, so daß es auch keinesweges an ausführlichen Schriften fehlt, die sich mit der Darstellung des literarischen Charakters jener Männer beschäftigen, so würden wir etwas Ueberflüssiges zu thun fürchten müssen, wenn wir von Neuem eine solche Charakteristik anheben wollten.

Verdienstlicher dünkt es uns überhaupt, die dunkeln Stellen in unserer Literatur hervorzuheben, und bei der Kritik der weniger oder nur theilweise gekannten Schriftsteller unbefangene Ansichten zu eröffnen, als das, was bereits hinlänglich in das Klare gesetzt worden ist, noch einmal in das Klare, ja Ueberklare setzen zu wollen. Dieser Fehler der Ueberdeutlichkeit, und

des bequemen Wiedersagens des schon genügend Gesagten, bleibe von diesem Buche fern; nicht minder aber auch der des einseitigen Stolzes, der das, was bereits von Anderen gut und recht gemacht worden ist, noch besser machen will. Es ist unzweckmäßig, das Licht der Kritik in das Licht stellen, und die Farbe anfärben zu wollen.

§. 103.

Nur eine Hindeutung möge hier noch stehen, für diejenigen, die etwa die Bemühung scheuen, sich mit den sämmtlichen Werken jener genannten Schriftsteller vertraut zu machen, um auf diese Weise ein Resultat zu ziehen. Obwohl nun das Bestreben, einen Schriftsteller nur aus einer einzelnen Schrift genau kennen zu lernen, wenigstens im Allgemeinen zu misbilligen ist, und auch hier nicht völlig genügen kann, so lässt sich doch auch zuweilen zur Erleichterung der Ansicht, irgend ein einzelner Punkt angeben, auf welchem der Verfasser am deutlichsten erscheint. Dieser Punkt ist, wie mich dünkt, bei Nicolai die nach vielen Seiten hin sich ausbreitende Schrift gegen die Xenien, bei Sulzer das ästhetische Lexicon, bei Mendelssohn das Verhältniß zu Lavater, besonders zu Jacobi, bei Garve und Eberhard die Recensionen der Kantischen Kritik der reinen Vernunft

und Urtheilskraft, und bei Engel die Idee einer Philosophie für die Welt.

§. 104.

Michael Denis, (geb. 1729, gest. 1800). Es ist schwer zu begreifen, wie die besonnenen Deutschen, die selbst in den Perioden der literarischen Verirrung, z. B. in der Sturm- und Drang-Periode, und in der empfindsamen Zeit, sich nie einem Irrthum gänzlich überließen, sondern sich ewig durch Ironie und Satire selbst aufstörten, einen so seltsamen Geschmack an dem weichlich pathetischen, erhitzt gequälten, durch und durch wolkigen und nebelvollen Ossian finden konnten. Wenn sich aber, nach dem bekannten Ausspruche jenes Dichters, jede Schuld auf Erden rächt, so rächt sich auch jeder Irrthum, und dieser, von dem hier die Rede ist, den besonders Goethe im Werther durch Lobpreisung und die Mittheilung eines Fragments, und Denis durch eine Uebersetzung des Alt-Schottischen Barden hervorriefen, konnte natürlich gleichfals nicht ohne gefährliche Folgen für die schöne Literatur der Deutschen sein.

So leidenschaftlich man aber auch Ossian liebte, so war man doch bequem genug, sich mit der Uebersetzung der Englischen Paraphrase des Macpherson zu begnügen, ohne sich um die Ur-

quelle zu bekümmern, zu der bis in das vierte Jahrhundert sich hinaufzuarbeiten, allerdings mit mehreren Schwierigkeiten verbunden sein dürfte, als die empfindsamen Schriftsteller lieben *). Und nun vollends die Wahl des Hexameters, in welchem man den Kaledonischen Barden reden ließ! Eben so wohl d. h. eben so verkehrt hätte man ihn auch in Terzinen oder Ottaven singen lassen mögen.

Denis eigene Lieder sind nicht viel mehr als Nachhall des Ossian, und nur von einem künstlichen Feuer eingegeben, das eben so wenig erleuchtet als erwärmt.

§. 105.

Noch unter ihm als Nachahmer des Nachahmers steht Karl Mastalier, (geb. 1731, gest. 1795), der in seinen Gedichten, nebst Oden aus dem Horaz, den Mangel an innerem Leben, durch das zu ersetzen sucht, was die Franzosen Verve nennen, wofür wir bekanntlich im Deutschen kein einzelnes Wort haben, vielleicht weil jener Fehler unter uns billig unbekannt sein sollte.

---

*) Erst ganz vor kurzem, da schon die Liebe für Ossian sehr gesunken zu sein scheint, erhielten wir eine Uebersetzung des Dichters aus dem Alt-Schottischen, durch Ahlwardt in Oldenburg, 1810.

Karl Friedrich Kretschmann (geb. 1738), gehört als Ringulf neben Denis, doch steht er wegen der Vielseitigkeit seines Talents bei weitem höher. Daß wir seine Bardenlieder nicht sehr schätzen, wird man wohl aus dem so eben Gesagten schon vermuthen, doch in seinen Sinngedichten, scherzhaften Liedern und Fabeln, erkennen wir einen freundlich gebildeten Geist, der die Resultate seines Denkens und Empfindens oft in einer recht angenehmen Sprache mittheilt. Man würde noch lieber bei ihm verweilen, wenn er nicht mitunter dem Streben nach Französischer Leichtigkeit die Deutsche Kraft und Fülle aufopferte.

§. 106.

Leopold Fried. Günther v. Göckingk (geb. 1748) Wir haben von ihm sehr berühmte Arbeiten in den meisten Gattungen der Poesie, z. B. im Lied, Sinngedicht und der Epistel, durch welche letztere er besonders den Beifall eines großen Theils von unserm Publikum erreicht hat. Man bemerkt fast überall einen vielseitig reflektirenden Geist, der indessen bei aller Welterfahrenheit, der Empfindung, Naivetät und Zartheit keinesweges abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen, und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten, erwarben ihm doch wohl „die Lieder zweier Liebenden," für deren Zärtlichkeit man in Deutsch-

land ein fast allgemeines Interesse faßte, den meisten Ruhm, so daß noch vor kurzem selbst der streng richtende Wieland die poetische Briefstellerin, welche hier unter dem Namen Nantchen erscheint, die Deutsche Sappho nannte, welchen Ruhm ehedem die Karschin nur usurpirt habe. (Vgl. N. T. Merkur, f. d. J. 1803, April.)

Noch verdient es angeführt zu werden, daß für die Correktheit der Sprache, und die Reinheit der Reime mit sichtbarem Fleiße Sorge getragen worden ist.

§. 107.

Friedrich Wilhelm Gotter (geb. 1746, gest. 1797). Es ist bekanntlich mit einiger Gefahr der Mittelmäßigkeit verknüpft, wenn der Dichterjüngling zu früh nach Correktheit, d. h. negativer Tadellosigkeit strebt, indem er, wie billig, vor allen Dingen, den schlimmsten aller Fehler, die Mittelmäßigkeit, zuerst vermeiden sollte. Dieser Umstand nnd eine zu einseitige Hinneigung zu der Französischen Literatur hat Gotters höherer Reife sehr geschadet, und seinen sonst mildfreundlichen und angenehmen Geist in enge Fesseln gelegt. Fast alle seine Schauspiele und Gedichte sind, dem größten Theile nach, den Spaniern, Franzosen, Engländern und Italienern nachgebildet, und es schien zuletzt beinahe, als habe er in sich selbst, jedem

eigenen Gedanken und jeder eigenen Empfindung, als unziemlich gewehrt. Er hatte den Muth, sich der Lessingischen Polemik gegen das Französische Trauerspiel zu widersetzen, doch war er diesem Kampfe keinesweges gewachsen, und konnte selbst durch die vortrefflichsten Uebersetzungen, seinen Lieblingen die alte verlorne Liebe der Deutschen nicht wieder gewinnen.

Als Versifikator verdient Gotter ein ganz besonderes Lob, denn er ist so wohlklingend, und seine Reime sind so leicht und rein, daß nur wenige Deutsche Dichter sich in dieser Hinsicht mit ihm messen können, sehr wenige nur ihn übertreffen.

§. 108.

Miller. Man darf diesen Schriftsteller und seinen allbekannten Roman „Siegwart" nur nennen, um an die Periode der Empfindsamkeit zu erinnern, die er in Deutschland hervorrief. Wenige Schriftsteller sind so sehr geliebt und so sehr verspottet worden als er. Wir misbilligen das Letztere, denn er darf nicht die Schuld seiner unberufenen, talentlosen Nachahmer tragen. Ihm war es in der That ein hoher Ernst um reine und zarte Empfindung, und um die Darstellung einer keuschen, tief sehnsüchtigen Liebe, die allerdings der Thränen nicht immer entbehren kann;

aber er fehlte darin, daß er dieses Gefühl nicht selten in einem Meer von Worten und wohlfeilen schwächlichen Ausrufungen ertrinken ließ. Dennoch meinen wir, man solle die Periode der Empfindsamkeit, die, seltsam genug, mit der Sturm- und Drang-Epoche Hand in Hand ging, nicht allzuvornehm belächeln, denn sie war wenigstens produktiv. Gar gern räume ich ein, daß man in das Gelag hinein producirte, aber man producirte doch, und ich, meines Theils, möchte wenigstens den heut zu Tage herrschenden ästhetischen Eunuchismus für keinen angenehmeren Anblick halten, als den, welchen die damalige Zeit bot, in welcher die Deutschen noch innig theilnehmend lasen, und — liebten.

§. 109.

Friedrich v. Schiller (geb. 1779, gest. 1805). Da es vielleicht niemals einem Deutschen Dichter gelungen ist, in einem so hohen Maaße die Aufmerksamkeit und die Liebe seines Volkes auf sich zu lenken, so dürfen wir voraussetzen, daß auch jedes bedeutende Wort, das von Goethe, Schlegel, Huber u. s. w. über ihn gesprochen worden, zu seiner Zeit wohl bekannt und erwogen worden sei. Ich selbst, obwohl freudig anerkennend jedes Vortreffliche, was die genannten und ähnliche wackere Schriftsteller über ihn geurtheilt haben,

glaube dennoch meinem Vorsatze, in diesem Werk nur meine eigenen Ansichten zu geben, treu bleiben zu müssen. Da ich aber bereits in dem zweiten Jahrgange meines Taschenbuchs Luna, so wie in der Geschichte der Deutschen Poesie und Beredsamkeit (Seite 215 bis 25) ausführlich nnd mit besonderer Neigung über diesen Dichter gesprochen habe, und meine Ueberzeugung über ihn in der Hauptsache keinesweges hat verändert werden können, so bleibt mir für den Zweck des gegenwärtigen Werks nichts weiter zu thun übrig, als zuvörderst das Hauptsächlichste jenes früheren Urtheils auch hier, nur mit geringen Veränderungen, wieder mitzutheilen, und sodann einiges Neue zu geben, was das Nachdenken über ihn in späteren Jahren erzeugte. Die sehnsüchtige Liebe, mit der fast das gesammte Deutsche Volk nach dem uns so früh entrissenen tugendhaften und tiefsinnigen Künstler hinblickt, erfordert eine ganz besondere Sorgfalt im Urtheil und nie möge sich, weder von der einen Seite, ein unfreies Ueberhebenwollen seiner Verdienste, noch von der anderen ein hochfahrender Leichtsinn in die einfache Untersuchung mischen.

§. 110.

In dem Sinne wie wir Shakspear einen Dichter nennen, ist Schiller kein Dichter; denn

es sind nicht Individuen und Gestalten, in denen sich die Welt abspiegelt, es sind Ideen und Empfindungen, die er uns darstellt, aber solche, die zu Individuen und Gestalten führen müssen, wenn anders ein Weg dahin geht. Das herrschende Princip in ihm ist nicht das poetisch lösende oder synthesirende, wie es dem geborenen Poeten beiwohnt; es ist reflektirend, und stets zur Analyse hingeneigt. Allerdings schauet sein Blick tief in des Lebens Mitte, aber er giebt nicht diese, sondern nur die Enden, wenn er auch oft genug auf jene hindeutet; weshalb denn auch in seinen Werken ein steter Dualismus erscheint. Man könnte sagen, es zerspalte sich gleichsam vor seinem Auge die ganze Natur in zwei schroff abgeschnittene Hälften, und er werfe dann den philosophisch-rhetorischen Purpurmantel darauf, die Lücke zu verhüllen. Daher erscheint denn auch in allen seinen Gedichten der ewige Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit, des Todes und des Lebens, zu stark, statt daß wir in den Werken eines Calderon, Cervantes u. s. w. jene Antithesen bereits gelöset finden. Aber die Kraft, mit der Schiller jenes Verhältniß der Intelligenz und Natur hinstellt, ist allerdings so bewundernswürdig, daß wir gern gestehen werden: wenn es überhaupt sich gedenken ließe, daß der Himmel sich könnte errin-

gen und erstürmen lassen, so müsse es dem Aufwande einer solchen eminenten Kraft gelungen sein. —

Der wahrhafte Poet, ich möchte sagen: der Dichter a priori, sieht die Welt schon geschaffen vor sich, und sie ist ihm nur eine reizende Decoration, die er mit seinen neuen Schöpfungen erfüllt; aber Schiller ist zu sehr Philosoph, um jene Vollendung schon anzunehmen, er läßt die Welt erst vor seinen Augen entstehen, und dann erst erheben sich die Gestalten und die Schatten, dir er hervorzurufen vermag. Daher wohnt denn aber auch seinen Schöpfungen nicht jenes innige und klare Leben bei, das nur in sich selbst lebt und von nichts Fremdartigem mehr kann berührt werden, daher ist fast alles bei ihm: Rede, sich beziehend auf Poesie, nicht Poesie selbst. Schiller selbst sagt es mit heiligem Ernst aus, daß nur unbestürmt der Himmel freundlich sich hernieder neige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Und ist nicht die Poesie das höchste Glück, oder vielmehr, so wie die Liebe, das Glück selbst?

Wollte ich dieses gesammte Urtheil durch ein erschöpfendes Gleichniß darstellen, so würde ich sagen, daß wir in Schiller den Prometheus finden, von dem ein neuerer Religionslehrer urtheilt,

daß er das himmlische Feuer hätte fordern dürfen, das er jetzt nur raubte.

§. 111.

Gleich bei dem ersten Auftreten in der literarischen Welt verkündigte Schiller — so mag man wohl sagen — eine gigantische Gesinnung und das Werk, welches sie erzeugte: Die Räuber *), in seiner ersten Gestalt, bezeichnet den Geist des Dichters reiner und größer, als manche seiner spätern Produktionen, in denen die Poesie und Kritik streiten und auch nicht immer ganz friedlich sich trennen. Wenn man will, so mag man jenes Werk immerhin unkünstlerisch nennen; nur nenne man es ganz unkünstlerisch, so wird sich in dem vollendeten Gegensatze der Natur und Kunst, die Kunst selbst leichter ahnden lassen. Himmel, Erde und Hölle, sind hier in ungeheuren Formen, durch schroffe Klüfte auseinander gerissen, hingestellt mit einer Kraft und Fülle die des höchsten Ruhmes Werth ist.

---

*) Bei jeder Umarbeitung hat dieses Stück von seiner kolossalen Größe verloren, ganz besonders aber durch eine rohe fremde Hand. Zum Glücke ist es in der letzten Ausgabe der Schillerschen Schauspiele nach der ersten vom Jahr 1781 wörtlich abgedruckt. Der Schwarzwald duldet keine Scheere.

Dabei müssen wir freilich hinzusetzen, daß für die Hölle nur der eigentliche Kern der Kraft aufgeboten worden ist, daß es diesem Drama überhaupt an jenem musikalischen Zauber fehle, der, über dem Ganzen schwebend, das Getrennte vereinigen würde, an jenem goldenen Duft der Morgenröthe, der, wie Wallenstein sagt, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge sich webt, und das Traurigwahre zu schönem Schein erhebt, wie ein Chor in den feindlichen Brüdern hinzufügt.

Bei weitem geringere Bedeutung haben die zunächst folgenden Trauerspiele: Fiesko und Kabale und Liebe, zu deren Hervorbringung nur der letzte Rest jener der ersten Periode des Dichters angehörigen Kraft aufgewandt worden ist, weshalb sie denn auch, in Vergleichung mit dem ersten, nur schroff und hart, ohne Fülle und Leben, erscheinen müssen. Besonders herrscht im Fiesko eine sehr auffallende Zerrissenheit, und eine Koketterie mit der Kraft, die hier doch nur gering ist. Besser erhält sich noch das andere Schauspiel durch die imponirende Seltsamkeit in dem Verhältnisse der beiden Liebenden, indem hier die Krampfhaftigkeit das äußerste Ende erreicht hat, wodurch sie denn allerdings zu etwas in ihrer Art Anziehendem wird.

§. 112.

§. 112.

Die zweite Stuffe der künstlerischen Bildung Schillers wird bezeichnet durch das dramatische Gedicht: Don Carlos, dessen würdige Absicht in einigen sehr gelungenen Details klar wird. Hier zeigte sich bei ihm zum ersten Male der Geist des „Propheten," ein Wort, das man verstatten wird, wenn man das genannte Werk so kennt als es gekannt sein will, um beurtheilt zu werden. Auch darf man in der That gar wohl behaupten, daß derjenige Leser, welcher jene auf die gesammte intellektuelle Bildung der nächsten Jahrhunderte sich beziehenden Prophezeihungen im Carlos, Wallenstein und den Briefen über die ästhetische Erziehung nicht zu finden vermag, das Höchste in Schillers Werken überhaupt nicht ahnde.

Als Kunstwerk betrachtet ist Carlos keinesweges ein vollständiges Stück, ja man darf sogar sagen, daß es eigentlich aus zweien mit sich uneinigen Stücken bestehe. Zwei sehr verschiedene Geister, der Geist des Musikalischen und der des Pittoresken, schweben über dieser Tragödie und ziehen sie nach divergirenden Richtungen hin, und der noch hinzutretende Geist des Kantianismus hat die streitenden Partheien nicht zur Eintracht beschwören können.

Schiller suchte sich in dem genannten Werke

zum ersten Male das jambische Metrum als einen Zügel für die Ueberreizung und Erhitzung anzulegen, doch abgerechnet, daß überhaupt das Versmaaß, als etwas Nothwendiges, keinem subjektiven Zwecke dienen soll, ist auch der fünffüßige Jambus (besonders wenn er wie hier mit sechs- und siebentehalbfüßigen wechselt) ein so lockerer und loser Zaum, daß dadurch keine besondere Mäßigung hervorgebracht werden kann. Die steife Pracht, und der flirrende Prunk finden sich dabei fast noch behaglicher in ihrer Sphäre, als in der Prosa, in der das Verfehlte sich weniger leicht verhüllen läßt. — Dieser Periode fallen auch die „Künstler" und die „Götter Griechenlands" anheim, in welchem erstern Gedicht noch das Ringen mit dem Stoffe sichtbar ist, wofür indeß in dem zweiten durch die Vereinigung der subjektiven Satire mit einer tiefsehnsüchtigen, zwar irrenden, doch kräftigen Gemüthspoesie eine sehr bewundernswürdige lyrische Polemik hervorgebracht worden ist, die noch immer einzig dasteht in jeder Literatur.

§. 113.

Das Höchste, was sich auf dem Standpunkte des reinen Reflektirens erreichen läßt, werden wir im Wallenstein zu suchen haben; denn gleichmäßige Haltung und stete Sicherheit in der Dar-

stellung zeichnen dieses Drama vor dem Carlos und den meisten Werken seiner Gattung höchst rühmlich aus. Es ist hier nicht bloß verständige Berechnung, und einsichtsvolle Oekonomie zu erkennen, sondern wir finden in der Charakteristirung einiger Personen dieses Schauspiels, und in ihrer Beziehung auf das gesammte Leben, eine sehr anziehende poetische Ahndung, ein Analogon von Poesie, wenn auch nicht die Poesie selbst. Im Carlos sehen wir meistens nur Organe des Dichters, Repräsentanten der Subjektivität, oder Schatten, die der Wahn erzeugte; hier erblicken wir Menschen im eigentlichen Sinne des Worts, festgegründet auf sich selbst und umgeben von der höchsten Kraft und dem Wohllaut der Sprache. So ist denn auch der Fleiß, mit dem hier jede Scene, jede Sentenz, ja man darf hinzusetzen, jedes einzelne Wort überlegt worden ist, mit der gebührenden Anerkennung zu betrachten.

§. 114.

Schillers letzte Periode läßt sich im Allgemeinen nur mit dem allgemeinen Namen, der Periode der vermischten und vielseitigen Bestrebungen bezeichnen. Eine Hinneigung zu der Idee des (in der Erscheinung freilich nicht oft vorhandenen) musikalischen Katholicismus, erzeugte die Maria Stuart, in der wir zugleich den geglück-

testen technischen Bau, den man in den meisten Schillerschen Dramen vermissen muß, freudig anerkennen; ein Hinstreben zur Romantik, dem ein höchst glücklicher Moment neue Kraft verliehen zu haben scheint: die Jungfrau von Orleans. Dieses Werk welches die höchste Liebe des Dichters selbst besaß, hat auch die meiste Liebe bei dem Deutschen Publikum erregt, obwohl man fragen darf, ob nicht der äußere Glanz der Handlung und des Styls ein Großes dazu beigetragen habe. Nachdem dieses Stück einige hundert male in öffentlichen Blättern, zum Theil sehr unbeholfen, selten geistreich recensirt worden ist, erscheinen in dem so eben ausgegebenen Taschenbuche „Minerva" einige Briefe des Dichters selbst über sein Werk, die in ihrer ruhigen Einfachheit und Sinnigkeit ein schönes Licht auf das Ziel seines damaligen Strebens warfen.

§. 115.

Die Braut von Messina würde vielleicht durch den Wunsch erzeugt, das größtentheils nur reflektirende, nicht produktive Streben der Neueren poetisch zu potenziren. Statt der vornehmen Absprechungen auf der einen, und des plumpen Scheltens auf der andern Seite, wäre es anständiger gewesen, eine gründliche Vergleichung dieses Drama's mit den Phönizierinnen des Euripides

zu unternehmen, die sich dann ohne Zweifel mit der Anerkennung geschlossen haben würde, daß der tiefsinnige Deutsche jenen Griechen allerdings an Würde der Gesinnung, und Macht der Sprache übertreffe. Der größeste Fehler, den wir indessen in dem Deutschen stellenweise fast unmäßig geschmückten Trauerspiele anerkennen müssen, beruht in der Darstellung des Schicksals, das hier keinesweges als die ernst gerechte Strafgöttin, sondern als eine (wenn wir so sagen dürfen) furchtbar ironische, witzig combinirende, greuliche Furie geschildert wird. Deshalb kann denn auch der Chor, selbst durch die herrlichsten Reden, nicht Beruhigung geben, so wie gleichfalls die hier versuchte Vermischung der Religionen durchaus nicht dazu geeignet ist, dem Gemüthe wohlzuthun.

§. 116.

Die Schillerschen Gedichte haben sehr oft das sonderbare und unerfreuliche Schicksal erlebt, entweder auf der einen Seite flach bewundert und angestaunt, oder auf der andern mit eben so flachem absprechenden Hohn getadelt zu werden *). Da der Werth der meisten in der That zu klar und zu sicher auf sich selbst beruhet, so ist es nicht

*) Selbst die Recension in der A. L. Z. (1802 Dec.) genügt keinesweges, obwohl ein löblicher Ernst im Wollen sichtbar ist.

vonnöthen, ihn mit ausführlicher Weitläufigkeit auseinanderzusetzen. Das tiefsinnigste von allen scheint mir „das Reich der Formen," worüber indeß die Stimmen der Anerkennung auch sonst schon nicht selten sind gehört worden; doch das reinste, klarste, bis in das Innerste vollendetste aller seiner Gedichte wurde von allen Kritikern übersehen. Ich meine die Ballade: „Der Ritter Toggenburg," ein Gedicht, das keiner der vorhin bezeichneten Bildungsperioden sondern der Poesie selbst angehört, von deren reinem, warmem Hauche es bis in das Tiefste durchdrungen ist. Es ist ein Kunstwerk, das, so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten sprechend. — Eben so hat man auch die Schillerschen Epigramme selten nur in ihrem ganzen Werthe anerkannt. Die meisten derselben geben den bedeutungsvollen und tiefen Moment, aus dem das Epigramm als Mikrokosmus gebildet wird, so rein und klar wieder, daß wir in der That manche recht weitschichtige philosophische Orationen für sie hingeben dürfen.

§. 117.

Schillers prosaischer Styl ist gleichfalls drei Perioden hindurch gegangen. In der ersten war

er überladen, schwer und prunkend, z. B. in dem „Verbrecher aus verlorner Ehre," in der zweiten rein, gediegen und harmonisch, wie im Geisterseher; in der dritten suchte er diese Gediegenheit noch zu potenziren, und strebte nach der höchsten Pracht, Fülle und Majestät der Schreibart; aber er überbot nicht selten seine Kraft und gab zu viel. Jenes Stille und Klare, welches uns in dem Styl eines Cervantes und Goethe so sehr erfreut, erreichte er nie, aber es würde dieses nicht zu erwähnen sein, da es schon Ruhm genug ist, wenn nur der Styl sich selbst gleich ist, wenn nicht die Bemühung, auch jene Eigenschaften zu erreichen, wirklich zuweilen bei S. sichtbar würde. In diese Zeit fällt auch seine Polemik *), zu der sich die Hoheit seiner Sprache fügte, und sie um so schneidender und gewaltiger machte, wie dies z. B. in manchen Anmerkungen der Fall ist, die er seinem Aufsatze über naive und sentimentale Dichtung beifügte.

§. 118.

Schiller zieht jeden besseren Deutschen mit

*) Sie ist fast immer epigrammatisch, rasch berührend, aber sicher und bis ins Innerste treffend.

so gewaltiger Liebe an sich, daß wir es es für eines der unerfreulichsten Geschäfte halten, von dem zu reden, was wir als fehlerhaft an ihm anerkennen; aber die Literaturhistorie darf dasselbe nicht übergehen. Es besteht dieser Fehler, um ihn mit einem Worte auszudrücken, in einem gewissen Dualismus in der Weltansicht und in einer nicht ganz seltenen Hinneigung zu declamirenden Gefühlen. Leider ist es gerade dieser Fehler, der die Halbgebildeten am meisten entzückt, weil er fast immer glänzend und erhaben erscheint. Doch gerade deshalb muß um so ernster davor gewarnt werden, und wer hat wohl mehr davor gewarnt als der edle Dichter selbst, obwohl er mitunter gegen seine eigene Gebote fehlte. Unser Zeitalter hat gar manchen Cassius Severus, Eprius Marcellus, Aper, und ähnliche Rhetoren, wie sie das spätere Rom erzeugte, und das ist eben das Beklagenswerthe, daß solche Schriftsteller, hinter Schillers Aegide versteckt, ihre Fehler durch seinen glänzenden Namen decken wollen. Nur soll man nicht im Unmuth ihn mit jenen verwechseln. Das Einzige glauben wir auf ihn anwenden zu dürfen, was Tacitus in dem Dialog de oratoribus (cap. 26) vom Cassius Severus sagt: „plus vis quam sanguinis," vier Worte, die so gewichtig und bedeutend sind, daß ich fast

wünschen möchte, man lese sie mehr als viermal hintereinander, um sich mit ihrem ganzen Inhalte desto inniger vertraut zu machen. Alles übrige was dort noch von dem Römischen Rhetor gesagt wird: Primus enim, contemto ordine rerum, omissa modestia ac pudore verborum, ipsis etiam quibus utitur armis incompositus et studio feriendi plerumque dejectus, non pugnat sed rixatur paßt vielleicht auf keinen Deutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts so wenig, als auf Schiller, bei dem wir stets das Aufgebot der höchsten Kraft und den reinsten, edelsten Willen wahrnehmen.

§. 119.

Niemals, wir dürfen es mit Entschiedenheit behaupten, ist der Tod eines Deutschen Dichters in dem Vaterlande so allgemein und innig betrauert worden, als Schillers frühes Scheiden. Wohl dürfen wir, wenn wir sein ganzes Leben und sein nie ruhendes Ringen nach dem was da bleibt und ewig und göttlich ist, betrachten, seinen Tod einen Opfertod nennen für die Wissenschaft und Kunst. Schon manche vor ihm starben ihn, und manche nach ihm werden ihn sterben. Doch von ihm hat es selbst der Mund seines großen Freundes verkündet in den tiefen Worten:

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens *).

Die Trauer um Schillers Tod ist ein heiliges vaterländisches Gefühl, und gehört mit zu den dauerhaftesten Verbindungsmitteln der nach tausend verschiedenen Rücksichten auseinander treibenden Deutschen. Deshalb möge sie stets rein und klar und stark bleiben, damit sie nicht in das Leere verflattere, sondern Früchte treibe in Wort und That.

§. 120.

F. M. Babo. Klopstock nennt den Horaz einen Nachahmer wie Nachahmer nicht sind, ein Ausdruck, der auch auf Babo paßt, wenn wir die Beziehung zwischen seinem ausgezeichneten Drama: „Otto von Wittelsbach" und Götz von Berlichingen erwägen. B. hat in dem genannten Stück eine wirkliche Ahndung von dem Geiste Deutscher Ritterzeit an den Tag gelegt: ein Lob, das in der That fast keiner seiner Zeitgenossen verdient. Uebrigens wollen wir jenes bekannte, durch die trefflichsten Deutschen Schauspieler verherrlichte Stück nicht ausführlich beurtheilen, in-

*) Vgl. Beckers Weltgeschichte, letzter Theil, von J. G. Woltmann, in dem gehaltvollen Abschnitte über die Literatur der neuesten Zeit.

dem die einzelnen gelungenen Parthien desselben klar genug in die Augen leuchten, und stets lebhaft anerkannt worden sind. — Das Schauspiel: „Die Strelitzen," trägt den Stempel der kalten Mühseligkeit, doch wird der Historiker sich nicht selten erfreut fühlen, durch den richtigen Blick, mit welchem der Verfasser die Hauptzüge des altrussischen Nationalcharakters aufgefaßt hat. — Die übrigen Schauspiele Babo's stehen in purer blanker Prosa da, ja es begegnet ihnen wohl gar, sich ein wenig damit zu brüsten, welches sich allerdings nicht recht geziemen will. Einige Auszeichnung verdient indessen das kleine Lustspiel: „Die Maler," wegen des Deutschen Ehrgefühls, das in demselben auf eine recht angenehme Weise zur Sprache gebracht wird.

§. 121.

Gottlieb Conrad Pfeffel (geb. 1736. gest. 1809). Eine freundliche Muse begleitete ihn durch das Leben, das sonst wohl für ihn wenig Reize gehabt haben würde, da er schon als Jüngling des Lichtes seiner Augen beraubt worden war. Wenn aber gewöhnlich die Phantasie der Blinden, nur um feierlich ernste oder sanfte, wehmutherregende Gegenstände schwebt, wie davon die musikalischen und poetischen Compositionen der

meisten ein genugsames Zeugniß geben, so ist Pfeffel doppelt merkwürdig, da er fast immer nur in leichten und freundlich scherzenden Fabeln und Erzählungen sich ausgesprochen hat. In den letzten funfzehn bis achtzehn Jahren seines Lebens, nahm sein Geist eine einseitig politische Richtung, die bekanntlich dem dichterischen Streben stets ungünstig gewesen ist. Da er nun doch nicht von der Fabel ablassen wollte, so zwang er seine politischen Ansichten in diese sonst schuldlosen, in anspruchloser Fröhlichkeit auftretenden Erzeugnisse hinein, wodurch dann freilich nichts anders entstehen konnte als Mühseligkeit und Erkältung.

§. 122.

Johann Nicolaus Götz (geb. 1721, gest. 1781). In einem der Poesie höchst ungünstigen Verhältnisse, ohne Geistesgenossen und Freunde seines Strebens in der näheren Umgebung, von steten eng bürgerlichen Rücksichten und Aengstlichkeiten geplagt, widmete er dennoch mit wackerem Eifer jede bessere Stunde seines einigermaßen dürftigen Lebens, der Hervorbringung von poetischen Werken, die ihn einst überleben sollten. In einer Zeit von mehr als fünf und dreißig Jahren lieferte er nur eine geringe Anzahl von Gedichten, und auch unter diesen sind manche, die

wir nur für leichtes inhaltloses Getändel ansehen können; andere aber sind so innig gefühlt, und so zart ausgeführt, daß nur unziemliche Vergeßlichkeit sie übersehen und übergehen könnte.

Wenn davon die Rede ist (und es war ehedem viel zu oft davon die Rede) welche Deutsche Dichter wir wohl dem Chaulieu, Dorat, und ähnlichen Franzosen entgegen setzen könnten, so würden wir nicht Georg Jocobi, sondern Götz nennen, der jene in anmuthiger Leichtigkeit vollkommen erreicht, an Sinnigkeit aber und Gemüthlichkeit bei weitem übertrifft.

§. 123.

Johann Georg Jacobi (geb. 1740). Der Charakter des Deutschen ist begründet auf Kraft und Ernst, und nur wenigen glückt es, jene Kraft mit Milde, jenen Ernst mit Scherz zu vereinigen, und auf diese Weise das Ziel einer harmonischen Bildung zu erreichen. Manche Dichter, denen der zu erringende tiefe Ernst und die alte Deutsche Kraft nicht genügten, wendeten fast ihr ganzes Leben daran, um sich eine gewisse schwebende Leichtigkeit, flatterhafte Schalkhaftigkeit und zarthingaukelde Scherzhaftigkeit zu verschaffen; da indessen das Bemühen um Leichtigkeit, die Leichtigkeit selbst aufhebt, so konnte dabei wenig

Ersprießliches und Angenehmes zum Vorschein kommen. Als aber Jacobi auftrat, überließ sich ein großer Theil unserer Kritiker dem angenehmen Traum, als besäßen wir nun wirklich einen Dichter, den alle Grazien der Feinheit, Süßigkeit und Zartheit umflatterten, und den die Liebesgötter mit lauter Rosenhonig genährt hätten. Man verglich seine „Winterreise" (zuerst gedruckt zu Düsseldorf 1769) mit den Werken eines Yorik, Chapelle, Desmahis, und zeigte schon dadurch, daß man eigentlich nicht recht wußte, was man wollte, weil man so verschiedenartige Schriftsteller zu gleicher Zeit mit ihm verglich. Bei der „Sommerreise" (zuerst gedruckt zu Halle 1770) versicherte man nur im Allgemeinen, daß dergleichen Poesien von allen Leuten, welche Geschmack haben, mit „Wollust" gelesen worden seien, und selbst den Ausländern gefallen müßten.

Die Briefe von Gleim und Jacobi, (Berlin 1768) betrachtete man als ein Denkmal, dem Eros und Anteros gewidmet, und erzählte, wie köstlich es sei, es hier mit anzusehen, wie Gleim und Jacobi „einer Nymphe in einem schattigen Gebüsch auflauern, einen Liebesgott, wenn er mit seinen Brüdern den Plan zu einer Eroberung überlegt, belauschen, und tausend andere Dinge thun, die in der Schule der Venus gelehrt wer-

den" *). Zu Gleims Lobe erinnerte man an die Manier eines Vatteau, Boucher, Lancret, und von Jacobi hieß es: „Seine Briefe machen den größten Theil der Sammlung aus, und sind alle scherzhaft, alle Kinderchen der Freundschaft, der Wollust, und der Freude. Man kann die Sammlung seiner Briefe als eine Galerie von der Hand eines Guido oder Albano ansehen. Sollte ich nicht auch hinzusetzen können, daß die Liebesgötter, welche diesen Künstlern die Pinsel geschenkt, die Farben gerieben, und sie auf die Palette gesetzt **), unserm Jacobi das Papier gebracht, die Federn geschnitten, die Dinte bereitet? Durchgehends lieset man die süßesten Tändeleien, die lieblichsten Bilder und die naivesten Vorstellungen der Liebe, welche durch ihre Ab-

---

*) Verglichen Klotzens Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften Band II, S. 5. Aehnliche Stellen finden sich so häufig, daß es nicht vonnöthen ist, sämmtliche Seitenzahlen anzuführen, die darauf hindeuten.

**) Te faciles, Albane, Joci, te Guido, Venustas
Te Charitum sequitur Chorus omnis et omnis Amorum,
Pars succos terere et patulis infundere conchis,
Pars offerre tibi calamos, pars ducere dextram
Marsy in seinem Gedicht: Pictura.

wechselungen eben so sehr gefallen, als durch ihre Kunst." — Man verglich Jacobi'n mit Gresset und Chaulieu, (an denen man leider ein zu großes Behagen fand) ja man scheint selbst Ueberschriften wie folgende: „An den ältesten der Liebesgötter im Dienste des Deutschen Anakreon," recht angenehm gefunden zu haben.

§. 124.

Freilich widersetzten sich auch schon in jenen Zeiten einige strengere Kritiker den übertriebenen Lobeserhebungen, mit welchen die Freunde den Dichter überfüllten, wobei indeß zum Ruhme des letzteren angeführt werden muß, daß er sich nicht ganz verziehen ließ, sondern stets nur ein mäßiges Talent und eine geringe Dichterader sich zuschrieb. Indessen hatte er sich einmal so tief in seine Manier hineingearbeitet, daß es ihm unmöglich gewesen zu sein scheint, davon abzulassen, und selbst in manchen seiner späteren Gedichte spielt noch immer der kleine Amor, Cupido mit Bogen und Pfeil, nebst einer Schaar von kleineren Liebesgötterchen, eine nicht angenehme, monotonische Rolle.

Jacobi ist nicht selten flach, wo er leicht, süßlich, wo er zart, verschwebend und verschwimmend, wo er sanft und milde erscheinen möchte. Selten nur gelingt ihm der Ton der wahrhaften

Freudig-

Freudigkeit, oder des ächt muthwilligen Scherzes; doch möge der Dichter, da wo er ihm gelingt, um so weniger verkannt werden, weil seine anderweitigen Vorzüge: Correctheit der Sprache, (deren lebendige Fülle sich freilich in seiner engen Sphäre nicht zeigen kann) und Leichtigkeit im Reime, ihm stets zu Hülfe kommen. Auch ein gewisser sanfter und frommer Ernst und milde Herzenslaute erfreuen in jenen wenigen besseren Gedichten, und lassen es um so mehr bedauern, daß er sich nur zu bald wieder in anderen Poesien auf die süßlichen, fast möchte man sagen: abgestandenen Tändeleien legt, die niemandem zusagen können. Zu jenen gelungenen Gedichten, deren Charakter vorhin bezeichnet worden, ist besonders „die Litanei auf das Fest aller Seelen" zu rechnen, die in der That die Musik in sich selbst trägt, und eben deshalb auf eine sehr ansprechende Weise hat componirt werden können.

Die neueste Ausgabe der Jacobi'schen Werke giebt ein rühmliches Zeugniß von der Strenge des Dichters gegen sich selbst, welches um so wärmer anerkannt werden muß, da auch manche hier getilgte Fehler einem großen Theile der Deutschen Leser nur zu sehr gefallen hatten.

§. 125.

Theodor Gottlieb von Hippel (geb. 1741, gest.

1796). Wir unterschreiben das Urtheil Kants, der ihn einen Plan- und Centralkopf nannte; möchten aber mit Accentuirung des Wortes „Kopf," hinzusetzen, daß er, trotz des seltsamsten Strebens nach Gemüth, ja sogar nach der tiefsten Mystik, dennoch des Gemüths ermangelte. Sein kalt abgeschlossenes, dürftig hartes, monoton verdrossenes Leben, das uns mit breiter Ausführlichkeit im Nekrolog erzählt worden ist, giebt hinreichendes Zeugniß von der Wahrheit jener Bemerkung. In seinen Schriften, vorzüglich in den Lebensläufen in aufsteigender Linie, und den Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z, ist ein reiches Füllhorn von Witz ergossen, und ein männlich schneidender Scharfsinn, ein treffliches Verarbeiten, besonders des von Kant Gefundenen durchaus nicht zu verkennen. Daß man ihm aber auch den Vernunft-Tiefsinn, so wie Humor und Scherz zugeschrieben, beruht wohl nur auf einem Misverständnisse jener Worte, und kann gar leicht klar werden, wenn man ihn mit Jean Paul vergleicht, der alles das hat, was er besitzt, so wie nicht minder das, was ihm fehlt.

Hippel schrieb auch noch ein sehr ausführliches und sehr verständiges Buch über die Ehe, lebte aber selbst stets einsam, ohne Ehe und ohne Liebe. Ob dies zu den mannichfaltigen bitteren

Ironien gehört, die er mit sich selbst getrieben, oder ob wir es als bloßes reines Unglück zu betrachten haben, ist eine Frage, die nur der Leichtsinn rasch beantworten möchte.

§. 126.

Johann Anton Leisewitz (geb. 1752, gest. 1806). Man hat bei der Erwähnung dieses wackeren Schriftstellers häufig an die Löwin erinnert, die nur Ein Junges gebiert; aber eine Löwin *). Ich gestehe, daß ich bei aller Achtung für L's Talente die Richtigkeit dieses Vergleichs nicht einräumen kann, indem sein Julius von Tarent, der ja auch bekanntlich in eine ziemlich frühe Jugend fiel, mehr ahnden läßt was er einst hätte leisten können, als wirklich leistet. In späteren Jahren sprach sich L. mit der edelsten Stenge selbst das Dichtertalent ab; leider aber verleitete ihn diese Strenge auch zu der höchst ungerechten Härte, seine fast vollendete, mit Geist und Fleiß ausgearbeitete Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu vernichten, oder doch dem Drucke zu verweigern.

---

*) Der Gedanke rührt von Lessing her, der in L. einen zweiten Goethe ahndete.

§. 127.

Georg Christian Lichtenberg (geb. 1742, gest. 1799). Mit Recht erheitern sich die Deutschen, wenn vom Witz geredet, und der Name Lichtenberg ausgesprochen wird. Es fallen ihnen dabei so manche scherzhafte oder satyrische Einfälle dieses Schriftstellers ein, die sich leicht behalten lassen, und man hat Beispiele, daß während sie dieselben wieder erzählen, sie selbst für den Augenblick gleichfalls witzig geworden sind. Allerdings ist Lichtenberg in einzelnen Bemerkungen ein sehr verständiger prosaischer Epigrammatiker, der ganz besonders in den Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche die rechte Rennbahn für seinen Scharfsinn und Witz gefunden hat. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Englischer Schriftsteller, selbst nicht Ireland, den Geist jener Carikaturen so treffend aufgefaßt und so reichlich commentirt hat als er; ja es ist sogar entschieden, daß Lichtenbergs Commentar bei weitem witziger ist als Hogarths Zeichnungen selbst, der denn auch in seiner Analysis of beauty (vom Jahr 1753) bekanntlich mehr Talent als Verstand gezeigt hat.

Nachdem wir diese Verdienste Lichtenbergs — denn zu einer Auseinandersetzung seines Werthes als Physiker ist hier der Ort nicht —

freudig anerkannt und ausgesprochen haben, scheint es uns zweckmäßig, hier einige sehr einfache Bemerkungen einzuflechten, zu denen L. die beste Gelegenheit bietet.

Es giebt eine reine und freie Philosophie, es giebt aber auch eine unfreie, die nur das Gegebene verarbeitet, oft sogar sich begnügt, an das Gegebene noch etwas anzuhängen, weshalb man sie denn auch die Anmerkungs-Philosophie nennen kann, und wirklich genannt hat. Man will behaupten, daß diese letztere Gattung von Philosophie, obwohl gegen ihren Werth von verschiedenen Seiten sehr ernstlich protestirt worden, in Deutschland, vor allen aber in England und Frankreich noch immer die beliebteste sei. Eben so giebt es bekanntlich auch eine freie und göttliche Poesie und eine unfreie und weltliche, einen freien von der höchsten Abkunft zeigenden Witz und Humor und einen aus einer unbefriedigten Seele hervorgehenden Anmerkungswitz und Halbhumor.

Es giebt ferner nicht bloß gesunde und kranke Schriftsteller, sondern auch halbkranke und dreiviertel gesunde, ja es lassen sich Beispiele von einer neun und neunzig Hundertel-Gesundheit anführen.

Der reine Dichter und der reine Philosoph,

das heißt, der rein christlich gebildete Geist athmet stets die frische erhebende und beruhigende Himmelsluft; aber es giebt auch eine Stadt-Dorf- und Stubenluft, und der Verfasser dieses Werks gesteht, daß er das nicht sehr glückliche Talent besitzt, diese letzteren Luftarten sogleich zu erkennen, und daß er sie leider in den Werken der meisten Deutschen Dichter und Philosophen antrifft.

§. 128.

Indem diese Bemerkungen auch wohl ohne nähere Auseinandersetzung sich verständlich machen werden, und in Hinsicht des Umstandes, wie weit man sie auf Lichtenberg anwenden darf, kein Misverständniß zu fürchten ist, fügen wir nur noch hinzu, daß er selbst mit ganz besonderer Offenherzigkeit erklärt hat, er liebe die Poesie nicht, ja er hasse und verachte sie ein wenig. — „Leset Euler und Newton, und werft Klopstock und Goethe in den Winkel!“ so sagt er einst rund heraus, und zeigt dadurch, daß er bei weitem ehrlicher gesinnt ist, als alle die Vielen, die, während sie im Herzen die ganze Poesie für ein wunderliches, halb lächerliches und unnützes Wesen halten, doch dabei das Ansehen haben wollen, als möchten sie die Sache ganz wohl leiden, als fänden sie dieselbe plausibel genug und als seien

sie die nicht übertreibenden, sondern streng gerechten Dichterfreunde.

Zum Glücke straft indeß Lichtenbergs innerstes Wesen seine antipoetischen Worte Lügen, und wir dürfen mit Recht, aus der Schilderung, die er von sich sebst macht, vermuthen, daß er sich nicht selten, fast wider seinen Willen von künstlerischen Gefühlen ergriffen gesehen habe. Es ließe sich sogar fragen, ob er nicht selbst durch Goethe, gegen den er oft und keineswegs mit Glück, den Witz versucht, wenigstens in geheimen Stunden, doch desto herzlicher erfreut worden sei. Ueberhaupt äußerte sich gegen Lichtenberg in dieser Hinsicht eine eben sowohl sehr komische als sehr ernsthafte Nemesis, indem ihn nicht nur zuweilen poetische Anklänge und Anflüge befielen, sondern mitunter sogar die fantastischsten und abergläubigsten Empfindungen, wie er dies selbst in der sehr anziehenden Schilderung seiner selbst gesteht. Man möge daraus abnehmen, wie schwer es sei, dem Gotte und dem Dämon in uns, Widerstand zu leisten.

§. 129.

Sollen wir zum Schlusse noch ein Wort anführen, das unter allen treffenden Aussprüchen, die wir von ihm haben, uns am meisten zusagt, und am wichtigsten erscheint, so wäre es folgen-

des: „Unsre Welt wird noch so fein werden, daß es eben so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster." Wir können nicht mit Gewißheit bestimmen, ob Lichtenberg den ganzen furchtbaren Inhalt dieser wenigen Worte selbst erkannte, so wie ihn Jacobi in einem Taschenbuch für 1802 auf die eindringlichste Weise erklärte; doch verrathen uns manche seiner hingeworfenen Fragmente, daß er nur mit geheimem Schauder an die Zukunft denken mochte, die dem größtentheils gottberaubten Geschlecht nichts anderes bringen konnte, als verworrenen, unreinen Schmerz.

§. 130.

Gottfried August Bürger (geb. 1748, gest. 1794). Wir finden leider oft genug in der Geschichte unserer Poeten, daß ein widerwärtiges Schicksal von außen her auf sie eindringt, und alles vereinigt, um ihr Gemüth zu verletzen, oder doch der Poesie abwendig zu machen. Selten aber hat sich dieses Geschick einen so tief fühlenden und so reich blühenden Dichter zur frühen Vernichtung auserlesen als Bürgern. Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, eine unfreundliche bürgerliche Existenz an einem Orte, der seinem Gemüthe unmöglich zusagen konnte, und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn

in seiner häuslichen Lage traf, führten ihn sehr früh dem Grabe zu.

Hiezu kam noch ein Umstand, der dem kühleren Leser fast seltsam komisch erscheinen muß, der aber Bürgern, der nichts hatte als den reichblühenden Lorbeerkranz, auf das tiefste ergriff und verwundete. Ich meine die bekannte Recension der Bürgerschen Gedichte (vom Jahr 1791) welche Schiller elf Jahre darauf dem vierten Bande seiner prosaischen Schriften wieder einverleiben ließ. Sie scheint auf das reizbare Gemüth des Dichters einen tieferen Eindruck gemacht zu haben, als man es billig finden kann. In der That enthält sie nicht viel mehr als einige abgerissene Gedanken über Objektivität und Idealität der Poesie, mit denen Bürger geschlagen werden sollte. Diesem aber imponirte zu sehr das metaphysische Gewand, worein sie gekleidet ist, und er konnte für seine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid auffinden. Bürger ist so sehr und so durchaus Dichter, daß ihm selbst die Pforten der Hölle (um uns dieses vortrefflichen biblischen Ausspruchs zu bedienen) kein Blatt aus seinem wohl erworbenen Dichterkranze rauben könnten, viel weniger der edle Schiller, der dem Dichter gewiß nicht wehe thun wollte, und diesmal nur in der individuellen Beziehung sich vergriff.

Bürgers Leben war der eigentliche Verbrennungs- und Vernichtungsproceß, den eine verfehlte, dann eine zwischen Sittlichkeit und Gesetzlosigkeit schwankende Neigung, endlich ein großer Irrthum in der Liebe selbst vollendete. Der Bessere wird die letzteren Worte nicht ohne den höchsten Schauder aussprechen können. Milder gestimmt möge man auch bei dem Gedanken an seinen Tod, sich des rührenden Epigrammes auf den Seidenwurm erinnern:

Arte mea pereo, tumulum mihi fabricor ipse:
Fila mei fati duco, necemque neo.

Wohl ihm, daß seinen frühen Tod der Gedanke versöhnen durfte, daß wenigstens zwei Drittheile seiner Gedichte niemals untergehen werde, sondern ihm bei der gerechten Nachwelt die Unsterblichkeit seines Namens sichern müsse. —

§. 131.

In Beziehung auf die Beurtheilung der Bürgerschen Gedichte in den „Charakteristiken und Kritiken," füge ich noch hinzu: Bürger ist nach Flemming der erste Wiederhersteller des Sonetts, ja er verdient es, in dieser Hinsicht dicht neben diesen größten Deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, gestellt zu werden. Als Romanzendichter ist er, besonders in Hinsicht der mimischen Lebendigkeit, und der Fülle in der Klarheit, unübertroffen. In der Pracht der Sprache und

dem goldenen Strom der Worte kommt ihm kein Dichter des achtzehnten Jahrhunderts völlig gleich, wovon wir uns am schnellsten überzeugen können, wenn wir einige der berühmteren Verse des „hohen Liedes" etwa einem gebildeten Spanier vorlesen, ein Versuch den der Verfasser dieser Schrift einst selbst gemacht hat.

Uebrigens ist es mir recht wohl bekannt, daß das genannte Gedicht kein vollständiges und zusammenhängendes Ganze sei, und wir sind allenfalls selbst erbötig, die Fugen und den Kitt nachzuweisen mit dem sie verhüllt werden sollten. Von den Gedichten an Molly, besonders aber von dem: „Als Molly sich losreißen wollte," mögen wir nichts weiter sagen, als daß wir uns von ihnen beinah dieselben Wirkungen versprechen dürfen, als von Tamino's Zauberflöte. Vielleicht noch größere, da bekanntlich die meisten Thiere, die sonst nützlichen Hunde abgerechnet, sich ohnehin ziemlich musikalisch erweisen.

Der größte Fehler, den Bürger jemals beging, war, daß er auch scherzen wollte, welches ihm, wenigstens in gedruckten Schriften, niemals geglückt ist.

Daß übrigens einige rohe Schriftsteller und Nicht-Schriftsteller ihn im Allgemeinen für ein wenig roh erklärt haben, muß der Literaturhisto-

riker leider mit anführen; sonst ist es freilich am besten, sich an dergleichen Unziemlichkeiten nicht zu erinnern.

§. 132.

Christoph Friedrich Neander (geb. in Kurland auf dem Pastorate Ekau 1724, gest. 1802). Die ersten schriftstellerischen Versuche dieses Mannes fallen in die Zeit der „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (1741, 42, und folgende Jahre) und es tragen die von ihm in jenes Journal gelieferten prosaischen und poetischen Aufsätze noch manche Spuren von Unreifheit. Ungleich wichtiger sind seine beiden Sammlungen geistlicher Lieder (Riga 1766 und 1774), von denen manche auch in die neuesten Gesangbücher aufgenommen worden sind. Zwar findet sich in denselben nicht jene großartige religiöse Begeisterung, und das reiche und tiefe Leben welche die Gesänge eines Gerhard, Simon Dach, Klopstock u. s. w. auszeichnen; doch verdient N. als populärer didactischer Dichter, der in einer einfachen Sprache manche Theile der Sittenlehre eindringlich darstellte, Anerkennung und Würdigung. Der Charakter seiner Gedichte ließe sich vielleicht am kürzesten durch das Eine Wort: Ruhige Gefasstheit ausdrücken, und diese war es denn auch, welche sein Leben, selbst in den schmerz-

lichsten Augenblicken bezeichnete. Es scheint zweckmäßig, bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus dem Werke der Frau Gräfin von der Recke über Neander hier mitzutheilen, welche jenen angeführten Charakter, wie er sich in den bedeutendern Momenten des Lebens und den gelungenern Gedichten offenbarte, auf eine einfach rührende Weise bestätigt.

„Im Jahre 1784 traf sein fühlbares Herz ein harter Schlag, den er als Christ und Philosoph, selbst im ersten Augenblicke mit seltener Seelenruhe ertrug. — Er liebte alle seine Kinder mit gleicher Zärtlichkeit, doch schien der eine der Liebling der ganzen Familie zu sein, und eben der ward zu Jena von einem berüchtigten Raufer im Zweikampfe hämischerweise erstochen. So ohngefähr äußerte Neander sich gleich bei der ersten Nachricht, die sein Vaterherz verwundete. — „Gottlob! daß nicht mein Sohn der Mörder ist! daß er keinen Anlaß zum Zweikampfe gab! Gott bekehre seinen Mörder und lasse diesen, durch den traurigen Vorfall gerührt, einen besseren Menschen werden!" — Die trauernde Mutter tröstete er mit den Worten: — „Was würden wir empfinden, wenn wir die Stelle beträten, wo seine Kindheit spielte, wo er als Jüngling Bäume pflanzte, und wenn uns dann das Andenken ver-

folgte, daß unser Sohn mit dem Verbrechen eines Mordes befleckt gestorben sei? Jetzt können wir froh nach dort hinüberblicken." (Vergl. das angeführte Werk, Berlin 1804. S. 88, ff.)

Abgerechnet, daß diese Erzählung ihre Wichtigkeit im Allgemeinen in sich selbst trägt, ist sie auch dem Literaturhistoriker bedeutend, weil in ihr der beste Commentar zu manchen Liedern des Didaktikers sich findet.

Außer jenen angeführten Werken schrieb Neander: Das Glück der Schelme, — Einladung zum Genusse des Frühlings, — mehrere kleine Gedichte, — Scipio, ein Singspiel in drei Aufzügen, — die Himmelfahrt Christi, ein Oratorium, — eine Hymne an Gott, — Lettische geistliche Lieder.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß selbst Herder gestand, er habe Neandern viel zu danken, ein kurzes Wort, dessen Bedeutung nicht zu verkennen ist.

§. 123.

Mathias Claudius (geb. 1743). Es ist bekanntlich eine gar herrliche Sache um den Glauben, wie ihn uns Der gelehrt hat, der fast zu heilig ist, um seinen Namen häufig auszusprechen. Wenn nun schon ein rein gläubiger Mensch

und Schriftsteller einen sehr erfreulichen Anblick gewährt, so wird dieser Genuß noch sehr vermehrt, wenn wir denselben auch mit rüstiger Fröhlichkeit, großem poetischen Talent und guten einfachen Kenntnissen ausgerüstet erblicken. Claudius trat in einer Zeit auf, in welcher ein mit gutem Fug frech zu nennender Unglaube und eine höchst unerquickliche vornehme Seichtigkeit an der Tagesordnung war, die er zuweilen ernsthaft, öfter aber mit angenehmem Scherz und Spott bekämpfte. Er hatte den Muth, gerade das herrliche Gegentheil von seiner Zeit zu sein, und man würde ihm dies schwerlich haben hingehen lassen, wie es ihm in der That eine geraume Zeit so hinging, hätte man es nur wirklich geglaubt, daß es so mit ihm stehe, wie es in der That stand. So aber meinte man, da er ohnehin einen scherzhaften und muntern Charakter zeigte, es sei ihm mit seinem Eifer für den Glauben und für das ächte alte Christenthum, kein rechter Ernst, und er wähle nur diese Methode, um auch in der Aufklärung Original zu sein. Zugleich hatten seine Lieder sowohl als seine prosaischen Aufsätze einen so ganz eigenen Zauber, daß sie einem selbst dann gefielen, wenn man sich auch dagegen setzte, und allerdings ist es nicht zu leugnen, daß wir in Claudius einen der köstlichsten,

naivsten und gemüthvollsten Dichter besitzen, die Deutschland je gehabt hat.

Endlich aber, da er es gar zu arg machte, da er den Fenelon übersetzte, und in der Vorerinnerung rund heraus erklärte, daß er dem Glauben dieses Mannes wahrhaft zugethan sei, und daß während es Hunderten und wieder Hunderten erlaubt sei, sich als Ungläubige zu geriren, auch ihm hoffentlich verstattet sein werde, auf seine eigene Hand gläubig, und in diesem Glauben selig zu sein, da er endlich sogar den wohlbekannten Urian, eine lustige „Nachricht von der neuen Aufklärung" singen ließ, so riß endlich auch den langmüthigsten Kritikern die Geduld. Man meinte, selbst der vortrefflichste umfassendste Purpurmantel der Poesie könne dergleichen Verstandesfehler nicht ganz verhüllen, ja man bediente sich keinesweges solcher milden Metapheren, als wir uns eben bedient haben, sondern erklärte seinen Unwillen rund heraus, und fast mit gröblichen Worten.

Claudius selbst schien aber bereits so verstockt zu sein, daß er wenig oder gar keine Notiz davon nahm, sondern immer nur da fortfuhr, wo er es gelassen hatte. Wenn deshalb unsere gewöhnlichen Literaturhistoriker, die ihn denn doch nicht ganz umgehen können, von ihm reden müssen, so

sieht

sieht man ihnen fast die Verdrießlichkeit an, daß sie gezwungen sind, Einiges an ihm zu rühmen.

Daß man ihn heutzutage überhaupt nur selten noch lies't, darf nicht sehr befremden, da er, so viel mir bewußt, — in einigen der letztverstrichenen Messen nichts Neues hat drucken lassen, ein Umstand, der in Deutschland oft schlimme Folgen hat, und den auch ich innig bedauere.

§. 134.

Christian Friedrich Daniel Schubart (geb. 1739, gest. 1791). Alle seine Poesien bezeichnen lediglich den heftigen Anlauf des Dichters, während von dem Ziele nur gesprochen wird, andere sind bloß pathetische Exclamationen und poetische Gedankenstriche. Man könnte sagen, er fasse zuweilen die Dichterharfe mit beiden Händen, statt mit leisen Fingerspitzen ihre zarten Saiten zu berühren, ja man dürfte vielleicht hinzusetzen, es scheine, als wenn er sogar mitunter das Instrument selbst an den Felsen schleudere, damit es nur Getöse gebe, und Geprassel, welches freilich der Poesie nicht zusagen mag. Indessen hat dieses Getöse, so unharmonisch es auch war, zu seiner Zeit dennoch gar wohl gefallen. Jetzt ist es, wie billig, völlig verklungen, doch darf der Literaturhistoriker es leider nicht verschweigen, daß man besonders in den achtziger Jahren an der

„Fürstengruft," dem „ewigen Juden" und ähnlichen durchaus rohen Gedichten ein großes Behagen fand.

§. 135.

Heinrich Christian Boie (geb. 1745, gest. 1806). Da er die schönste Zeit seines Lebens mit Bürger, und den Stolbergen zusammen lebte, so wurde die Neigung zur Poesie dadurch in ihm rege gemacht, auch hätte es ihm allerdings schwer werden müssen, umgeben von lauter poetischen Freunden, sich selbst das künstlerische Talent ganz und gar abzusprechen. Er gab deshalb bereits in seinem vier und zwanzigsten Jahre eine nicht eben kleine Sammlung seiner Gedichte heraus, die indessen kein sonderliches Glück machen konnten, da sie im Grunde nur das aus der dritten Hand zurückgaben, was man bereits besser aus der ersten Hand hatte. Wirklich schien er nun auch, durch die kalte Aufnahme geschreckt, seinem poetischen Talente zu mistrauen. Er legte sich auf die Kritik, und wurde in dieser Hinsicht gar bald das Orakel seiner Freunde, gab aber auch, wie dieses, gar manche zweideutige und verkehrte Antworten. Das Merkwürdigste an ihm ist deshalb doch wohl nur, daß er im Jahr 1770 in Gesellschaft mit Gotter den ersten Deutschen Musenalmanach herausgab, wofür wir ihm allerdings dan-

ken wollen, ohne uns durch die Mehrzahl seiner talentlosen Nachfolger in diesem Gefühle irre machen zu lassen.

§. 136.

Benjamin Michaelis. Dieser nicht talentlose, doch sehr unreife Schriftsteller, verdient nur um deswillen hier angeführt zu werden, weil er durch versificirte satyrische Versuche, nach denen die Deutschen Kritiker am meisten verlangten, da sie ihnen am seltensten geboten wurden, zu seiner Zeit ein nicht geringes Aufsehen machte. Er würde ohne Zweifel mehr geleistet haben, wäre er nicht durch manche berühmte, doch unkritische und allzumilde Freunde verwöhnt und verhätschelt worden. Das zerstreute, verworrene und dürftige Leben, welches ihm, wie wir besonders durch des Gießener Schmid Vorrede zu der letzten Ausgabe seiner Werke wissen, zu Theil geworden war, hinderte ihn besonders an wissenschaftlicher Ausbildung, und als er endlich einen Ruheplatz und freiere Muße fand, nahm ihn schon als sechs und zwanzigjährigen Jüngling der Tod hinweg. Seine Satiren scheinen keine sonderliche Achtung zu verdienen, denn ihnen fehlt die innere Kraft und Haltbarkeit, so wie nicht minder die Kenntniß der bedeutenderen Lebens-Verhältnisse, zu deren Erwerbung M. auch wohl schwerlich Gelegenheit

finden mochte. In der rein fantastischen Oper ist er mehr an seiner Stelle, wie selbst die noch unvollendeten Proben, die er in dieser Gattung nachgelassen, deutlich zeigen.

§. 137.

Friedrich Heinrich Jacobi (geb. 1743). Da es sehr schwer ist, in der Darstellung der Verdienste eines Mannes, den man ganz besonders verehrt, und dessen man fast täglich mit neuer Liebe gedenkt, sich selbst zu genügen, wenn man dabei wegen des beschränkten Raumes einer Literaturgeschichte doch nicht alles über ihn würde sagen können, was man gern sagen möchte, so scheint es am zweckmäßigsten, über ihn gerade nur das Allernothwendigste zu sagen. Er ist auch sonst wohl schon der Deutsche Platon genannt worden, nur weiß ich nicht, ob man jedesmal auch den ganzen Inhalt dieser Benennung recht klar und deutlich gefühlt hat. Man soll aber eben recht genau einsehen was alles Großes und Herrliches in jenem Griechischen Platon war, um nicht minder dadurch anzuerkennen, was wir Deutschen in unserm Jacobi besitzen. Dieser letztere aber ist nicht bloß ein Deutscher, sondern auch, was bei uns das Höchste sagen will, ein reinchristlicher Platon.

Ueberaus hoch soll es ihm auch angerechnet werden, daß er Jahrzehnte lang völlig einsam stand, und weder einen ihm ganz genügenden philosophischen Freund hatte, wie Socrates, noch einen so geistvollen Feind als Xenophon. Er und Kant sind unter allen Philosophen, von Karl dem Großen an bis Franz dem Zweiten, die leuchtendsten Häupter, ja ich darf ihn wohl unbedenklich dem letzteren noch vorziehen, da seine Philosophie, als eine rein christliche, ihre Wurzel in dem Christenthum findet, und mit völliger Befriedigung jeder Sehnsucht, wieder in dem christlichen Glauben endigt. Wir wollen, wie gesagt, nicht in das Einzelne gehen, sondern nur noch hinzusetzen, daß seine Briefe über die Lehre des Spinoza, sein David Hume, und sein Allwill gewissermaßen mit ewigen Lettern geschrieben sind, und wir halten die Hoffnung fest, daß die Zeit nun endlich nahe heran gekommen sei, wo jeder Bessere in der innigen Verehrung für ihn, den edlen Philosophen und Dichter, mit uns übereinstimmen werde.

§. 138.

Friedrich Leopold Graf von Stolberg (geb. 1750). Wir möchten seine Gedichte in zwei Theile zerlegen, von denen der eine, wie es scheint ohne innere Nothwendigkeit erzeugt, nur ein allgemei-

nes, oft sehr kraftvolles, zuweilen aber auch nur stürmisches Streben nach Erhabenheit bezeichnet, der andere und größere aber zu dem vortrefflichsten gehört was wir besitzen und schon wegen der tiefen inneren Herzenslaute, welche in demselben reden, unserer ganzen vollen Liebe werth ist. Er ist der Einzige zu seiner Zeit, der eine tiefe Ahndung von dem herrlichen Deutschen Ritterwesen hatte, das hinterher größtentheil nur von literarischen Knappen, unbeholfen genug, dargestellt wurde.

Ich kann mich nicht enthalten, hier einige Worte aus dem Briefe eines mir sehr theuern Freundes mitzutheilen, die er bei Gelegenheit der zu strengen Kritik Stolbergs in meiner, 1805 erschienenen Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie und Beredsamkeit, an mich richtete: „Gedenken Sie, außer der von Ihnen nach Würden geschätzten Romanze vom Ritter Rudolf, des Liedes eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn — ein rechter Ehrensaal voller Waffen nnd voller Kriegessprüche — des Zurufs an Stilling, des Deutschen Soldaten in der Fremde und des Gedichtes an Homer, welches anfängt: „Du guter alter blinder Mann!“ — Ich mache mich anheischig, aus diesem letzteren einen Nichtgriechen mehr Homerischen Geist ahnen zu lassen,

als aus einer ganzen Vossischen Uebersetzung. Damit stehn wir denn nun aber an einem Wendepunkt. Niemand hat wohl so viel Schaden durch einseitiges Bewundern und Studiren der Antike erlitten als Friedrich Stolberg. Dahin gehören nun seine Pferderückenbrecher-Worte, dahin sein vornehmes Herabschauen, wo ihm und allen Neuern Hinaufschauen geziemt, dahin endlich seine von Ihnen so treffend charakterisirten Anläufe zur Begeisterung, sein athemloses Schreien: sie ist da! die Begeisterung da!" u. s. w. Dennoch zeigt sich oft selbst in diesen verfehlten Strebungen ein Hauch der ächtesten herzrührendsten Poesie, sobald ihm nur das Ritterliche irgendwo in den Weg tritt. Als z. B. wo er im Freiheitsgesange aus dem 20sten Jahrhundert von seinen schlachtgefällten Enkeln singt. So daß ich mich überzeugt halte, er würde als ächter, ausschließender Ritterdichter eine der edelsten und kräftigsten Erscheinungen gebildet haben, welche unsre ganze Poesie kennt. Zum Schluß sei es mir noch erlaubt, das herrliche Gedicht in der Berner Rüstkammer zum Beweise anzuführen: „Das Herz im Leibe thut mir weh, wenn ich der Väter Rüstung seh!" —

Der Uebertritt des Grafen Stollberg zur katholischen Religion, hat in Deutschland eine ziem-

lich beträchtliche Anzahl von Schriften in Prosa und Versen veranlaßt, die indessen zum Glück für ihre Verfasser, wohl schwerlich auf die Nachwelt kommen werden. Ein einziger Aufsatz ausgenommen, der nicht einmal mit Bewilligung des Verfasser gedruckt wurde, und den wir deshalb, weil wir dies höchlich mißbilligen, nicht näher bezeichnen wollen.

§. 139.

Diesem geistreichen Dichter schließt sich würdig an sein Bruder Christian Graf von Stollberg (geb. 1748), der innig mit ihm vereint, die meisten seiner Gedichte gemeinschaftlich mit denen seines Bruders dem Publikum übergab. Er zeigte in denselben zwar nicht die vielseitige Geistesbildung und die reichblühende Fantasie des Letzteren, wohl aber eine anziehende milde Kraft, und eine sorgsam gefeilte Diction, so daß manches, was so eben von den Werken seines Bruders gesagt worden ist, auch in Beziehung auf die seinigen Anwendung leidet. In jeder Hinsicht ist es deshalb zu bedauern, daß dieser Dichter schon seit geraumer Zeit von dem Deutschen Publikum Abschied genommen zu haben scheint. — „Er will nicht schreiben, ach Gott! und Mävius will" — Dieser betrübte Ausruf Pope's drängt sich dem Freunde der Deutschen Literatur gewiß

nicht seltener auf, als es bei dem Engländer der Fall gewesen sein mag.

§. 140.

Jean Paul Friedrich Richter (geb. 1763). Da ich über diesen mir im höchsten Grade theuern Dichter schon in mehreren Schriften, am ausführlichsten aber in der Latona (S. 159 bis 190 und 202 bis 212) gesprochen habe, so würde ich nur das erst vor kurzem Mitgetheilte zu wiederholen haben, weshalb ich diejenigen, denen es um eine ausführliche Kritik zu thun ist, auf das genannte Werk verweise. Hier stehe nur noch eine kurze Warnung und ein kurzes Urtheil. Die erstere betrifft die Einseitigkeit von zweierlei Lesergattungen, deren eine nur den Satiriker und Humoristen, und deren andere nur den sentimentalen Dichter in ihm zu genießen versteht. Beide Theile verkümmern sich selbst den Genuß durch Irrthum, denn Richter ist ein vollständiger romantischer Dichter, der mehr hat als Einzelnes. Das zweite ist fast noch einfacher und lautet: Richter ist der reichste und gemüthlichste aller Dichter des achtzehnten Jahrhunderts und zur Bestätigung dieses Satzes glauben wir nur gelassen an seine Blumen- Frucht- und Dornenstücke, an den Titan u. s. w. erinnern zu dürfen.

Auf Werke dieser Art kann man nie zu oft hindeuten.

§. 141.

Johann Baptist Alxinger (geb. 1765. gest. 1798). Er wandte sein gesammtes Leben an die Verfertigung von zwei Rittergedichten Doolin von Mainz und Bliomberis, und lieferte etwas ganz so Gutes und etwas ganz so Verfehltes, als man nur immer mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poesie liefern kann. Auf ihn anwendbar, wahrscheinlich durch die Lektüre seiner nüchtern correkten Gedichte entstanden, ist das bekannte Schillersche Epigramm:

Frei vom Tadel zu sein ist der höchste Grad und der kleinste,
Denn nur die Ohnmacht führt, oder die Größe dazu.

§. 142.

Friedrich von Matthisson (geb. 1761). Wenn das Christenthum die Religion der Sehnsucht und das Todes ist, auf welche Idee wir bereits oftmals hindeuteten, so wollen wir, weit entfernt von jenem vorlauten Geschrei, das die Sentimentalität verdammt, es unsern Dichtern völlig zugeben, daß jenes Wesen der Religion auch in ihren Gedichten vorherrschen müsse. Nur vergesse man nicht, daß jene Sehnsucht stets er-

haben und klar und beruhigt, und die Idee des Todes stets als ein Gedanke der Liebe erscheinen müsse. Darum rühmten wir Hölty, der auf dem rechten Wege dahin war, denn alle Schmerzen die er uns schildert, haben Tröstungen in sich selbst, und in dem Gedanken an den Frühling, die Liebe, die Dichtkunst und den süßen Tod. Wir erwähnten ferner, daß der Schmerz nur dann weichlich genannt zu werden verdient, wenn er in sich selbst zerrissen ist, und in das Leere strebt, daß er aber zur reinen Poesie wird, wenn er die fromme und kräftige Beruhigung in sich trägt, der allein die harmonisch milde Sprache zusagt.

§. 143.

Von Matthisson können wir nicht ein gleiches Rühmliche sagen, denn selbst in den Gedichten seiner früheren Zeit, durch die er sich am meisten ausgezeichnet, herrscht doch nur dunkle Schwermuth und eine oft drückende Trübseligkeit, die der Dichter schlechthin nicht in sich aufkommen lassen soll und aufkommen lassen darf, ja wir sind nicht selten in die Versuchung gekommen, als passendes Motto jener Gedichte, die Anfangsworte der Emilia Galotti vorzuschlagen: „Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften!" — Diese Bittschriften um Freude

und Ruhe, an die Natur gerichtet, können nicht wohl gewährt werden, wenn man sich nicht vorher auf einen Standpunkt erhoben hat, von dem aus man das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge anzuschauen und ewigen Trost sich anzueignen im Stande ist. Man hat an diesem Dichter die Melodie der Sprache sehr gelobt, doch gestehe ich, daß ich nur wohlklingende Worte bei ihm gefunden habe. Indessen möge selbst das als etwas Verdienstliches anerkannt werden.

Bekanntlich besitzen wir von Matthisson auch eine lyrische Anthologie der Deutschen, in 16 bis 18 Bänden, die wir indessen unmöglich billigen können, indem hier seine Feile auf eine unzweckmäßige Weise gewaltet und oft den trefflichsten Dichtern der Vergangenheit ihr Charakteristisches genommen hat. Wenn wir es nicht wagen und nicht wagen dürfen, an den Dichtern Griechenlands und Roms, selbst nicht an denen vom zweiten und dritten Range, irgend etwas zu verändern, so sollen wir auch dieselbe heilige Scheu gegen die Poeten unseres Vaterlandes ausüben. Nur auf diese ganz einfache Weise kann durch eine Anthologie etwas für Historie und Aesthetik Nützliches gewonnen werden. Auf dem andern Wege wird natürlich nur, um es mit einem Worte zu sagen, die Matthissonität vorherrschen,

und das darf sie billigerweise doch nur in Matthisson selbst.

Ferner können wir die Auswahl selbst fast zur Hälfte nicht billigen, so wie auch, daß so manche bedeutende, auf ihre Zeit mächtig wirkende Dichter ausgelassen worden sind, wobei wir indessen nicht entscheiden wollen, ob dies mit Vorbedacht oder nur aus Vergeßlichkeit geschehen ist.

Es mögen wohl etwa funfzig Jahre verflossen sein, als Klopstock (freilich in einer andern Beziehung) den Deutschen zurief: „Seid nicht allzugerecht!" jetzt möchte man oft ihnen zurufen: „Seid nur immer gerecht."

§. 144.

Johann Gaudenz, Freiherr von Salis (geb. 1762). Da er durch genaue Freundschaft mit dem vorhergehenden Dichter verbunden ist, so wird er gewöhnlich mit ihm zusammen genannt, und auch wir wollen nicht von dieser hergebrachten Sitte abweichen, da sich allerdings, sowohl im Inhalt als in dem äußeren Bau der Gedichte manche Aehnlichkeit auffinden läßt. Aehnlichkeit; keinesweges aber Gleichheit. Denn in ihm ist bei aller einzelnen Wehmuth, die wir nicht tadeln wollen, da ja selbst schon in dem Worte „Wehmuth" der Muth mit bezeichnen wird, mehr Kraft und Beruhigung, als in den Matthisson-

schen Gedichten, und es ist deshalb als ein nicht unbedeutender Verlust anzusehen, daß Salis seit anderthalb Jahrzehnten fast gänzlich geschwiegen hat. Nur in einem Falle wäre es kein Verlust, wenn er nämlich wirklich zu Ende, und rein fertig, sich ausgesprochen hätte; doch an einen solchen Fall glauben wir bei ihm nicht, dessen Werth wir gern und lebhaft erkennen.

Wir würden ihn schon dann für einen Dichter halten, wenn er auch nur das einzige, einfache, aus der tiefsten Seele strömende Lied: „Das Grab," geliefert hätte.

§. 145.

Johannes von Müller, (geb. 1752, gest. 1809). Sobald man ihm nur nicht den Namen des tiefsinnigsten aller tiefsinnigen Historiker, den des Tacitus beilegen will, unterschrieben wir gern jeden Ruhm der ihm als tief gründlichem Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber in hohem Maaße gebührt. In seinen Werken ist jede Redeform gemessen und kräftig, und der ganze Vortrag zieht unwiderstehlich an durch Concinnität und einfache Gediegenheit. Da ist kein falscher Schimmer, kein Prunk der Rede; die Gleichnisse scheinen sich von selbst darzubieten, und ihren tiefsinnigen Inhalt auf die anspruchloseste Weise zu verbergen, jedes Wort schließt sich kunstvoll

und harmonisch an einander, und den ganzen Vortrag bezeichnet jene ruhige Klarheit und Sicherheit, die ihres Zwecks nicht verfehlen kann, das gesammte Gemüth des Zuhörers in Anspruch zu nehmen, und es eben so kräftig zu erheben als wohlthätig zu beruhigen. — Man hat seinen Styl besonders in den neuern Zeiten häufig nachgeahmt, doch ohne Glück und Kraft, nur starr und eckig.

Uebrigens ist Johann von Müller, der im Anfange seiner literarischen Laufbahn von dem Publikum ein wenig vernachlässigt worden zu sein scheint, in den letzten zehn bis zwölf Jahren, besonders aber seit seinem Tode, so vielfältig besprochen und beschrieben worden, daß wir uns eine größere Ausführlichkeit im Urtheil über ihn, gar wohl erlassen dürfen. Ueber sein Leben, so wie über seine Schriften hat die Kritik ihr Buch beinah schon geschlossen.

§. 146.

Leonhard Ferdinand Huber, (geb. 1764, gest. 1804). Da ich in dem ersten Theile meiner Latona (S. 101 bis 131) ausführlich über den Geist seines Lebens und seiner Schriften geredet habe, so scheint es zweckmäßig, hier nur ein gedrängtes Urtheil über ihn zu geben. Durch den Tod des wackern Mannes haben nicht bloß dessen

nähere Freunde einen schmerzlichen Verlust erlitten, sondern auch die ganze liberal gebildete Lesewelt vermißt in ihm einen Schriftsteller, der sich durch eine gewisse moralische und ästhetische Recht lichkeit auf eine anziehende und erfreuliche Weise bemerkbar gemacht hatte.

Huber ermangelte freilich der eigentlich gelehrten Bildung, sein Geist war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Logik und Philosophie, und wir müssen ihm sogar einen bedeutenden Umfang und Tiefe des Geistes absprechen; doch wenn sich dieser Mangel durch irgend etwas ersetzen oder verhüllen läßt, so könnte man in der That bei Huber zuweilen in Versuchung kommen, jene höheren Ansprüche zu vergessen. Man fand bei ihm ein redliches, durch Leiden gestärktes, liebevoll klares Gemüth, den eigentlichen Boden, auf dem allein die Poesie sich erzeugen kann, die nie mit einem unreinen oder schwächlichen Herzen sich vertragen mag, man erkannte in ihm einen combinatorischen Scharfsinn, einige gute leitende ästhetische Ansichten, einen Styl, der, anfangs freilich von einer gewissen Mühseligkeit erkältet, sich in den letzten Jahren zu mehrerer Freiheit hindurch arbeitete u. s. w. — So ist es denn als ein verdienstliches Werk anzuerkennen, daß man uns

eine Darstellung seines anziehenden Lebens gegeben, und den Anfang gemacht hat, mehrere seiner zerstreuten Schriften nebst denen noch ungedruckten zu sammeln.

§. 147.

Unter seinen Schriften hat die meiste Celebrität davon getragen sein Trauerspiel: „Das heimliche Gericht,“ nicht sowohl wegen seines inneren Werthes, (denn der bessere Kritiker mußte bald finden, daß es nicht aus einem poetischen Gemüthe sondern nur aus einer sehr kühlen und einseitigen Reflexion hervorgegangen sei, und dem Haufen hat es nichts anders als Langeweile geben können) sondern wegen der steten Lobeserhebungen, mit denen die Freunde es ausstatteten, und wegen des Umstandes, daß Huber, der sonst nur mit sehr gemäßigter Neigung an seine Jugendarbeiten dachte, sich auf den Titelblättern fast aller seiner Schriften als den Verfasser jenes Drama nannte.

Von höherer Bildung zeigen seine Erzählungen, in denen manche der bedeutendsten Verhältnisse der Liebe und Ehe auf eine anziehende Weise dargestellt worden sind. Die erste Pflicht eines Schriftstellers, nie eine Zeile zu schreiben, von deren Wahrheit er nicht innig überzeugt ist, hat Huber stets redlich erfüllt.

Manches in seinen Erzählungen gewinnt dadurch eine rührende Bedeutsamkeit, daß er nicht selten selbst und mit Schmerzen erlebt hatte was er schilderte.

Mehrere seiner Kritiken, vorzüglich die über Goethe, sind nicht bloß dem Litteraturhistoriker merkwürdig, sondern verdienen auch ohne geschichtliche Rücksicht eine nicht geringe Achtung durch Eindringlichkeit und Unbefangenheit.

§. 148.

Johann Caspar Lavater (geb. 1741, gest. 1801). Dieser vielberühmte Schriftsteller, der während seines folgereichen Lebens das seltsame Schicksal erlebte, entweder vergöttert, oder auf die wegwerfendste Weise getadelt zu werden, giebt dem denkenden Leser den reichsten Stoff zum Nachdenken über das Wesen der Poesie und der Religion. Es ist nichts Seltenes, daß der feurige und talentvolle Jüngling seine tiefe Neigung und Leidenschaft für die Poesie, als den Beruf zu derselben ansieht, aber das spätere Alter, jeder Täuschung abhold, entscheidet dann oft auf eine schmerzliche Weise. In Lavater war jene Neigung und jene Leidenschaft mit großem Talent verbunden, und ruhte in einem tiefen und reinen Gemüth; alles war vorhanden um die Poesie als

das reinste Göttergeschenk, dessen er wohl würdig war, nun wirklich zu empfangen. Aber er empfing sie nicht, sondern nur Anklänge, die seine ewige Sehnsucht höchstens auf Momente beschwichtigen, niemals vollendet beruhigen konnten.

Er war ohne Zweifel ein kräftig religiöser Mensch, aber er vermochte es nicht, die religiösen Empfindungen in einer stillen und harmonischen Sprache auszusprechen.

§. 149.

Man kann es oft nicht vermeiden, als religiöser Schriftsteller bewußtlos polemisch dazustehen, aber man soll nicht geflissentlich in einer religiösen Polemik seine Kräfte verbrauchen. Man soll sich selbst vor dem Scheine hüten, als prunke man mit christlichen Gefühlen. Es ist groß und herrlich, als ein Märtyrer für die Wahrheit des Christenthums zu leben und zu sterben, aber man soll nicht ein Märtyrer w e r d e n wollen: schon um deswillen nicht, weil man dann kein wahrhaftiger und demüthiger s e i n könnte, und den Lohn dahin hätte.

Es ist gefahrvoll, irgend eine einzelne Seelenkraft, und wäre es auch die schönste und herrlichste, alle andere geistige Fähigkeiten in sich überragen, und beherrschen zu lassen, weil selbst das

trefflichste Talent dann gar leicht in Schwärmerei ausartet. Denn was ist Schwärmerei anders, als das Resultat der einseitigen Cultur, und der vernachlässigten harmonischen Ausbildung?

Die Begierde nach Ruhm ist zwar der edelste Fehler des Menschen, ein Fehler, der als das Mittelglied, ja sogar als der Vereinigungspunkt von manchen trefflichen und glänzenden Eigenschaften bestehen kann; dennoch bleibt er immer ein Fehler, und wird am gefahrvollsten in edlen Naturen, die wohl gar zuletzt dahin gerathen, ihn für eine Tugend zu halten. Jeder Fehler aber, der den Schein und den Schimmer des Vortrefflichen an sich zu ziehen weiß, wird zum Gift für den, der ihn hat, zum Gift für den befangenen Zuschauer und den noch befangeneren Schüler.

Die Polemik ist eine Wissenschaft, die einen sehr bedeutenden Reichthum an Geist, und ein nicht bloß reines, sondern auch ganz ruhiges Herz erfordert. Lavaters Polemik ist größtentheils würdig und bescheiden, doch streift sie, dünkt uns, in letzterer Hinsicht, an eine gewisse Gattung von Bescheidenheit, die, mit sich selbst in einem beinah liebäugelnden Verhältniß, dem Stolze nicht ganz fern steht.

Wir haben über Lavater, in dessen Leben

und Schriften das Gute und Würdige, das Irrige und Verkehrte ohne Zweifel überwiegt, nur in Fragmenten geurtheilt, doch wird der sinnige Leser deren Zusammenhang leicht finden, und wohl beurtheilen, in wie weit sie ihn angehen sollen.

§. 150.

Ludwig Theobul Kosegarten (geb. 1758). Es ist ein betrübter Beweis von der Unmündigkeit eines beträchtlichen Theils des Publikums, so wie es sich noch in den neunziger Jahren gezirte, wenn wir erwägen, daß man diesen Schriftsteller für einen Dichter hat gelten lassen. Alles ist bei ihm krankhaft und krampfhaft, mühsames Flattern in das Wilde, pathetischer Ausbruch einer exaltirten Verworrenheit, leere Deklamation, und um so leerer, je mehr auf Fülle Anspruch gemacht und von derselben geredet wird. Gemüthliche Einfachheit ist diesem Schriftsteller so durch und durch fremde, daß er sie selbst dann, wenn er sie von außen her erhält, mit unschonender Hand vertilgt.

So hat er es z. B. nicht lassen können, das köstlich einfache, durchaus keusche und reine Gedicht: „Nataliens Neujahrsgedicht an sich selbst" (im dritten Theil der Blumen- Frucht- und Dornenstücke) auf seine Weise zuzurichten, und mit widerwärtigem schwülstigem Pathos zu umgeben.

Mich dünkt, Kosegarten könne eigentlich nur Einem Kritiker gefallen, und zwar einem, der bereits länger als ein halbes Jahrhundert todt ist. Ich meine — Benjamin Neukirch, der in der Vorrede zu dem ersten Theile von „des Herrn von Hofmannswaldau und anderer Teutschen Gedichten" die Entdeckung gemacht hat, daß das eigentliche Wesen und die wahrhafte Schönheit der Poesie in nichts anderem bestehe als — in den Beiwörtern. In dieser Hinsicht hätte er sich bei den Kosegartenschen Gedichten zur Gnüge ergötzen können, denn in der That schwimmen sie sämmtlich in einem Strom von Beiwörtern, oder vielmehr: es schlagen die Wellen dieses Stromes darüber zusammen, und verhüllen sie.

§. 151.

Da dieses Urtheil vielleicht einigen Lesern zu strenge erscheinen könnte, so belegen wir es mit zwei Stellen aus seinen Gedichten, denen wir indeß leicht einige hundert ähnliche beifügen könnten. Das Gedicht: „Die Harmonie der Sphären" beginnt folgendermaßen:

Horch, wie orgelt, wie braust die Aeolsharfe der Schöpfung!
Droben und drunten und rings tönet ihr bebendes Gold.

Helios Flammengeschoß, Selenens silberner Bogen,
Hesperus Stralengespann klirren im sphärischen Tanz, u. s. w.

Sodann der Ruf an die Liebe, von welchem wir nur zwei Zeilen geben wollen:

O Liebe, Bund der Herzen,
Medeenbad des Alters u. s. w.

Wer solcherlei für Poesie halten will, der würde wenigstens sehr unrecht thun, wenn er nicht auch folgendes dafür anerkennen wollte: „Karl der Sechste, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, Hungarn, Böhmen, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund u. s. w. Denn hier werden — die Titel eben so vollständig vorgetragen.

Wenn wir aber Kosegarten nicht für einen Dichter halten, so sprechen wir ihm doch keinesweges manche anderweitige Verdienste ab, z. B. um die Geschichte der Englischen Poesie und um die Literatur der Legenden, von denen er manche mit zartem Sinne wieder erzählt hat.

§. 152.

Karl Heinrich Heydenreich (geb. 1763, gest. 1801). So sehr ich auch bemüht bin, jeden Schein der Ueberstrenge und Härte im Urtheil

von diesem Buche fern zu halten, so gestehe ich doch, daß ich meiner innigsten Ueberzeugung nach, über diesen Schriftsteller kein anderes Urtheil habe, als was bereits in dem Jahre 1796 Göthe und Schiller in den Xenien metrisch aussprachen. Es heißt nämlich dort, daß er in der Poesie herzlos mit Worten geklingelt habe, und in der Philosophie es pfäffisch so forttreibe. Ich gestehe ferner, daß ich eher mit allen andern literarischen Fehlern Nachsicht haben will, als mit dem tönenden Erz und der klingenden Schelle. Heydenreichs Schriften wurden während seines Lebens mit nicht geringem Beifall aufgenommen; jetzt liegen sie ungeachtet und vergessen, und man darf nicht läugnen, daß das Publikum in dieser Hinsicht jetzt richtiger urtheile als vor funfzehn oder zwanzig Jahren.

§. 153.

Th. Hermes. Mit Recht hat man in den neueren Zeiten die sogenannte moralische Tendenz als unstatthaft für den Romandichter und als Störerin jeder rein künstlerischen Wirkung zu betrachten angefangen. Leider aber hat sich die Ansicht hie und da dermaaßen verwirrt, daß man wohl gar statt der moralischen Tendenz eine unmoralische eingeführt hat, wodurch in der That das Uebel nur ärger werden mußte. Der Roman

soll allerdings lehren, aber nicht wie ein dazu besoldeter Informator, sondern wie das Leben selbst, in seiner Mannigfaltigkeit und Vollständigkeit. Der Roman soll lehren (man verstatte die scheinbare Wiederholung) aber er soll nicht lehren wollen. Schönheit und Sittlichkeit gleichen den beiden Flügeln des Adlers, und es ist die Aufgabe des Menschen, beide zu gleicher Zeit mit Freiheit zu bewegen. Man vertraue der wahren Schönheit, daß sie ewig auch gut sein müsse, so wie nicht minder, daß das Unsittliche, verhülle es sich auch wie es wolle, stets als häßlich erscheinen werde. Nach diesen Bemerkungen wird man das Urtheil über die Romane: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen," „Manch Hermäon" u. s. w. leicht finden. Es sind gute moralische Exempelbücher, denen es nicht an einzelnen glücklich angelegten Situationen, und fließender Darstellung, wohl aber an Gedrängtheit und innigem Zusammenhang, an tiefen Charakteren und überhaupt an künstlerischer Bildung mangelt. Daher kommt es denn auch, daß jene Schriften, die ehedem gar viel gelesen wurden, heut zu Tage nur wenig mehr beachtet werden, denn sie sind in der That veraltet: ein Schicksal, das dem künstlerisch gebildeten Roman nie begegnen kann, weil er in der That zu allen Zei-

ten redet, und zu allen Zeiten zu reden werth ist. Die strenge Kritik, die oft ein weithinschauendes Ahnungsvermögen hat, prophezeihte den Hermesschen Werken schon bei ihrer Erscheinung das spätere Schicksal, und man muß einräumen, daß sie sich nicht getäuscht hat.

§. 154.

Diese Bemerkungen passen ebenfalls gänzlich auf

Gottwerth Müller (in Itzehoe) dessen Siegfried von Lindenberg eine nur geringe Erfindungsgabe beurkundet, obwohl er durch die nicht selten gar alltägliche und wohlfeile Spaßhaftigkeit dem Deutschen Publikum mehr zusagte als billig scheint. In späteren Jahren lieferte er „Friedrich Brack, oder die Geschichte eines Unglücklichen,“ „Sara Reinert,“ und ähnliche Romane, die von größerer Anstrengung zeigend, einem großen Theile des Publikums werth geworden sind, obwohl die strengeren Kritiker in mancher Beziehung ihr Veto dazwischen riefen. Die allerneuesten Erzeugnisse dieses Schriftstellers zeichnen sich durch Trockenheit und Gedehntheit auf die unerfreulichste Weise aus, und machen sie selbst für das Publikum ungenießbar, welches ehedem mit Liebe bei ihm verweilte.

§. 155.

Johann Christoph Friedrich Haug (geb. 1761). Es gab eine Zeit, wo es die Deutschen Aesthetiker sehr beunruhigte, daß ihre landesmännischen Dichter immer nur mit großen und ernsten Werken sich befaßten, aber in Hinsicht des Tändelns und Scherzens bei weitem nicht mit unseren westlichen Nachbaren sich messen könnten. Haug darf sie beruhigen, denn wir besitzen von ihm eine sehr beträchtliche Anzahl von Sinngedichten, die wir unbedenklich den besseren Französischen gegenüber stellen können. Nur möchten wir wünschen, daß er seine leicht hingaukelnde, oft recht angenehme Satire nicht gegen gewisse sehr schätzbare Philosophen richtete, die er in der That mehr schätzen würde, wenn er sie besser verstände. Am liebsten ist uns sein Scherz, wenn er mit rein behaglichen Gegenständen, die er recht bequem übersehen kann, zu thun hat, z. B. mit Herrn Wahls großer Nase, die er auf eine zum Theil recht ergötzliche Weise in hundert Sinngedichten verewigt hat. Es giebt eine Gattung von bequemem Scherz, den man im gewöhnlichen Leben guten und angenehmen „Spaß" nennt, worin Haug sich ganz besonders auszeichnet, und es würde einen unverständigen Hochmuth verrathen, diese Art des Witzes ganz wegwerfend be-

handeln zu wollen. Das Einzige, was sich etwa mit einigem Rechte dagegen sagen ließe, wäre, daß sie sich im flüchtigen Gespräch doch noch besser ausnehme, als im ruhig festen Druck. Um so mehr ist indessen Haug auf Mannigfaltigkeit bedacht gewesen.

§. 156.

Neubert. Der Name dieser Schriftstellerin war eine lange Zeit unbekannt, obwohl mehrere ihrer romantischen Darstellungen ein zahlreiches und befreundetes Publikum gefunden hatten. Unter ihren Romanen zeichnet sich am meisten aus: „Thekla von Thurn" eine Erzählung, die in ihrer Erfindung eine anziehende Fantasie nnd in ihrer Ausführung Besonnenheit und Klarheit beurkundet. Der Charakter der Zeit, in der jene Geschichte spielt, die einzelnen Helden des dreißigjährigen Krieges, die Schreckensscenen in dem von Tilly eroberten und belagerten Magdeburg, die Schlacht bei Lützen u. s. w. alles dieses ist hier zwar mit weiblich sanftem Pinsel doch nicht ohne Wahrheit und Kraft dargestellt worden. Weniger genügend scheint „Hermann von Unna," in welchem mitunter eine verletzende Schauerlichkeit mit Erhabenheit verwechselt worden ist. Die neueren Werke dieser Schriftstellerin fallen in das neunzehnte Jahrhundert.

§. 157.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue (geb. 1761). Ohne uns an das polemische Verhältniß zu kehren, das zwischen der Kritik und dem Herrn von Kotzebue obwalten soll, wollen wir es nur im Allgemeinen für sehr verkehrt und unstatthaft erklären, über ihn so hochfahrend und leichtsinnig herzufallen als es nicht selten geschieht. Wenn wir erwägen, daß außer dem Lopez de Vega, der als ewiges Wunder dasteht, kein Dramatiker sich mit Kotzebue an Fruchtbarkeit messen kann, die denn doch, wenn sie nicht etwa ganz wirkungslos im Stillen bleibt, von Talent im Allgemeinen zeigt, wenn wir ferner bedenken, daß vielleicht kein Deutscher Dichter eine so ausgezeichnete Celebrität gewann, als er, indem man seine Schauspiele in Lissabon und Archangel, in Island und Sicilien liest, und gern aufführen sieht, so müssen wir doch gestehen, daß hier irgend ein guter Grund für dieses halbe Wunder vorhanden sein müsse, wenn wir nicht etwa durch einen ungeheuern Machtspruch fast alle Europäischen Parterrs ästhetisch zu annihiliren gesonnen sind, welches denn doch ein gefährliches Unternehmen sein möchte.

Sind es etwa bloß dramatische Zauberkünste, deren sich Kotzebue schuldig gemacht? ist es das

bloße Talent, mit einer Art von Faustischem Höllenzwang gegen das Publikum zu operiren? Wir zweifeln in der That, doch nähme man dies, seltsamer Weise, auch wirklich an, so würde auch dazu ein bedeutendes Talent gehören, und dies anzuerkennen, dürfen und können wir uns auf keine Weise weigern.

§. 158.

Wir sagten „Talent," und möchten dieses Wort besonders accentuiren, um es desto genauer von der Genialität zu unterscheiden, auf welche, wie es scheint, K. selbst keinen Anspruch macht. Indem wir das, was in der Kunst und in der Genialität ewig als unbegreiflich und geheimnißvoll anerkannt werden soll, völlig auf sich beruhen lassen, und vollkommen anerkennen, möchten wir die Genialität, ganz einfach, als die gleichmäßige Bildung aller edeln geistigen Kräfte im Menschen, hingerichtet zum steten Produciren und Reproduciren, bezeichnen. Was aber aus dem Mittelpunkte oder der Harmonie des geistigen Menschen hervorgeht, wird auch stets auf das Höchste im Menschen einzuwirken im Stande sein, und zwar mit jener ruhigen Klarheit und Sicherheit, die ein vollendetes abgeschlossenes Kunstwerk stets in sich trägt und aus sich verbreitet.

§. 159.

Kotzebue begnügt sich, auf das Einzelne im Menschen zu wirken, ja er verschmäht selbst die momentanen Erfolge nicht. Schon um deshalb müssen wir ihm eine bedeutende Anlage für das Trauerspiel absprechen. Man weiß, wie oft K. nach diesem Lorbeer gerungen hat, man wird sich vielleicht erinnern, wie er schon früh in seiner Adelheid von Wulfingen das Aeußerste des Gräßlichen versuchte, um die Herzen der Zuschauer in die Presse zu nehmen, wie er späterhin in seiner Oktavia durch die höchste Einfachheit ergreifen wollte, während diese sogenannte Einfachheit nichts weiter war, als der ganz alte Rührungsprunk, mit dem er es schon so oft und bei der Menge fast immer mit Glück versucht hatte. In seinem Heinrich Reuß von Plauen versuchte er sogar, anderer falscher Mittel zu geschweigen, ein großes, tief geheimnißvolles Symbol des Christenthums, über das er sonst in früheren Schriften nicht ohne Leichtsinn gescherzt hatte, auf das Theater zu bringen. Um eine wehmüthig weichliche Stimmung und den Erguß der Thränen zu befördern, ist ihm fast nie ein Mittel zu schlecht gewesen. In seinem „Kind der Liebe" müssen wir eine entehrte Matrone bettelnd auf der Landstraße erblicken, und einen Sohn, der um ihr

eine Flasche Wein zu verschaffen, sich vornimmt zu stehlen, und im Nothfall auch zu morden. In seinem „Opfertod" führt er uns einen Mann vor, von dem wir gleich bei seinem ersten Auftreten erfahren, daß er seit zwei Tagen keine Speise zu sich genommen habe, und wir sind gezwungen, da ihm jedes Erwerbsmittel fehl schlägt, ihn drei lange Acte hindurch vom Hunger gequält, halb ohnmächtig und schattenähnlich herumwanken zu sehen. Selbst der Anblick des empörendsten Jammers wird uns nicht erlassen.

Wir sehen jenen unglücklichen hungernden Mann, wie ihm endlich sein satt gewordenes Kind eine Semmel reicht, und wie er mit sich selbst kämpft, ob er sie verzehren soll, oder nicht. Da hört er plötzlich, daß sein alter treuer Hund gestern Abend von dem Nachbar gepeitscht worden ist, weil er sich im Hunger an fremdem Eigenthum hat vergreifen wollen; rasch giebt er die Semmel weg, und das eigene gräuliche Gefühl, der bedingendste Drang des bedingenden Lebens, bleibt ungestillt. Und von diesem Stück sagt K. in der Vorrede, es sei vielleicht sein bestes. — — Im „Bajard" wird uns eine höchst edle Frau vorgestellt, (deren Tugend nur leider zuletzt völlig in das Leere geht, und zu einer heillos mechanischen Fertigkeit wird) und ihr zur Seite wird

der

der Ehemann gestellt, bei dem gemeine Spitzbüberei und giftmischender Meuchelmord zur Tagesordnung gehört. Ich bin überzeugt, daß jede andere Nation, die nicht so unendlich duldsam ist als die Deutschen, ein Schauspiel wie dieses, nicht zu Ende kommen lassen würde, denn die heiligsten Gefühle in unsrer Brust soll der Dichter ehren, nicht aber die Nerven widrig schraubend zerreissen wollen.

§. 160.

Wie unbarmherzig Kotzebue mit den Kindern verfährt, die er so sehr häufig in seinen Schauspielen aufführt, ist bekannt genug, und sowohl die Hussiten vor Naumburg, als Rolla's Tod geben ein trauriges und hinreichendes Zeugniß davon. In dem letzteren Schauspiel wird ein armes, kaum einige Monate altes, unschuldiges Wesen, wie ein Ball, aus einer rohen Hand in die andere geworfen, und endlich halb zerquält und zerrissen, (wir würden das niedersächsische Wort „zermalkert" gebrauchen, wäre es nicht den meisten Lesern unverständlich) und mit Blut besprützt auf dem Theater vorgezeigt. Durch solche Mittel den Haufen zu pakken kann freilich nicht schwer fallen. Ueberhaupt dünkt uns, gehören die Kinder in ihrer lieblichen Unschuld nicht auf das Theater, sondern nur der Mutter,

der Amme, dem treuen Schullehrer. Das Gefühl, das jeder würdige Mensch für ein schuldlos reines Kind hat, ist so unbeschreiblich zart und heilig, daß ich selbst unter den größesten Dichtern nur sehr wenige würde nennen können, die die Darstellung desselben genügend behandeln. Am besten ist es deshalb, auch wohl im Allgemeinen, wenn man, wie gesagt, die Kinder ganz vom Theater wegläßt.

§. 161.

Indem wir aber Kotzebuen das Talent für das Trauerspiel nicht zugestehen können, räumen wir ihm ein nicht unbedeutendes für das bürgerliche und das romantische Drama, und ein sehr ausgezeichnetes für das Lustspiel und die Posse willig und gern ein. Zwar äußert sich dieses Talent gewöhnlich mehr in einzelnen Situationen, als in den Verhältnissen der dargestellten Charaktere, und es fehlt überall die feste Hand, aber wir fühlen denn doch klar, daß die Summe von leichtem Witz und Scherz zu einem wahrhaft guten, in sich geschlossenen Lustspiel vollkommen hinreichen würde, wenn K. sich nur einmal fest vornähme, ein solches zu liefern. Doch auch so, wie er sie jetzt giebt, als halbe oder dreiviertel Lustspiele sind sie, besonders in einer so dürren und sandigen dramatischen Zeit wie die unsrige, nicht

bloß eines halben oder dreiviertel Dankes, sondern eines ganzen wohl werth. Wir führen hier zum Belege unseres Urtheils die Lustspiele und Possen: Die Verwandschaften, der Wildfang, die Deutschen Kleinstädter, der Wirrwarr, Carolus Magnus u. s. w. an, die in der That einen nicht geringen Reichthum an ergötzlichen Scenen und angenehmen Scherzen in sich tragen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß auch über die genannten Lustspiele einige bitterlich ernsthafte Kritiker als über verfehlte und übertriebene Späße die Achseln gezuckt haben, doch dünkt uns, sie seien um dieses Vernehmthuns willen, nicht sonderlich zu beneiden. Auch ließe sich fragen, ob nicht in jenem Achselzucken, eine Ironie gegen die Zuckenden selbst mit obwalte.

§. 162.

Es ist mir ferner nicht unbekannt, daß K. selbst auf seine Trauerspiele einen ungleich höhern Werth legt, als auf seine Possen; vielleicht weil er sich dadurch für die größere Anstrengung die ihm die ersteren gekostet haben, selbst belohnen möchte. Doch kann uns dieser Umstand in unserm Urtheile nicht wohl irre machen.

Es sind nun bereits mehr als fünf und zwanzig Jahre verflossen, seitdem Kotzebue, ungeachtet aller gerechten und ungerechten Antastungen

von Seiten der Kritiker, als der Liebling des Publikums dasteht, während so manche andere Dichter, für welche die Recensenten schon im voraus einen Triumphwagen bei der Hand hatten, sich kaum ein halbes Jahrzehnt in der Gunst desselben erhalten konnten. Schon um deswillen ist es nicht bloß verstattet, sondern durchaus nothwendig, daß in einer Deutschen Literaturgeschichte, eine ausführliche Recension seines schriftstellerischen Charakters gegeben werde. Da man ferner nicht selten gefragt hat, ob seine neueren Schauspiele mit den älteren einen gleichen Werth oder Unwerth behaupten, so scheint es zweckmäßig, auch von diesen letzteren zu reden.

Wir nehmen deshalb den funfzehnten und sechszehnten Band seiner neuen Schauspiele zur Hand.

§. 163.

Hier begegnet uns zuerst: „Die kleine Zigeunerin," bei der wir anfangs in dem gücklichen Wahn standen, sie bilde ein Lustspiel. Aber wie sehr fanden wir uns getäuscht! Ein jämmerlicher Sohn, mit dessen Einwilligung ein aufgeklärter Vater in den Thurm gesperrt worden ist, aus dem heraus er zuweilen bitter lacht, schlimme Worte ausstößt und mit den Ketten dazu klirrt, ein Großinquisitor, der von einer gewissen behag-

lichen Ruchlosigkeit ordentlich fait macht, und es dem Publikum zu wiederholten Malen selbst einschärft, er sei ein gar schlimmer Gesell, die kleine Zigeunerin selbst, die ihre große Tugendhaftigkeit durch hergebrachte Naivetät mildert, ein Liebhaber und eine Liebhaberin, die die alten kaum mehr klingenden Wortmünzen von Herzen und Schmerzen, Tugend, Zärtlichkeit, u. s. w. an einander schlagen lassen, das war es Alles, was wir hier vernahmen; vom Lustigen ist nicht die Rede.

Von dem zweiten Stück: „Das Intermezzo oder der Landjunker in der Residenz,“ giebt der Titel selbst eine genügende Ansicht, dennoch wird man es eben nicht bereuen, den alten hergebracht grellen Gegensatz der Stadt und des Landes hier von neuem flüchtig zu berechnen. Wenn wir noch hinzusetzen, daß wir hier etwa zwölf witzige und acht und vierzig verfehlte Einfälle finden, und daß das Uebrige unbedeutend ist, so glauben wir dem Stück sein Recht wiederfahren gelassen zu haben.

§. 164.

Von „der blühenden Aloe oder dem blinden Gärtner“ würden wir gänzlich schweigen, wenn uns nicht die Vorrede merkwürdig schiene. Kotzebue giebt uns hier nämlich eine Ansicht von der Musik, wie wir sie noch nie vernommen haben.

Er erklärt nämlich, es sei ihm gar sehr zuwider, daß die Musiker, manche Zeile oder gar ganze Verse wiederholen ließen, was eben so seltsam herauskomme, als wenn ein Dichter die Stellen in seinem Werke, die er für besonders gut halte, drei oder viermal dicht hinter einander abdrucken lassen wolle. Er geht in der Liebe für eine gewisse flache Begreiflichkeit in der Musik so weit, daß ihm selbst Himmels Composition der Fanchon noch lange nicht leicht und verständlich genug ist. Nur die Composition in dieser blühenden Aloe von einem jungen noch unbekannten Musiker empfiehlt und lobt er eindringlich, doch theilt er sie leider nicht mit. Wir gestehen unsre eifrige Begierde nach dieser Musik, um zu erfahren, wie sich wohl die zarteste aller Künste auf diese Weise gebehrden möge.

Der sechszehnte Band enthält den „verbannten Amor oder die argwöhnischen Eheleute". Die Leiden des Eifersüchtigen, so qualvoll sie immerhin sein mögen, haben für den ruhigen Zuschauer, dem sie, in eine beschränkte Zeit concentrirt, auf der Bühne erscheinen, kaum im Moment des Sehens etwas ernst Ergreifendes, ja bei der leisesten Reflexion fast nur etwas Komisches. Daß freilich Shakspear im Othello ein großes tragisches Gemälde von jener Leidenschaft,

voll tiefen Lebens und ergreifender Kraft dargestellt hat, kann niemandem unbekannt sein. Doch wolle man zuvörderst das ganz einfache Wort erwägen, daß dem *vollendeten* Genie *nichts* unmöglich sei, sodann möge man nur sich selbst fragen, ob man die Wirkung, die selbst dieser treffliche Othello hervorbringt, mit der, welche z. B. Hamlet, Lear, Macbeth erregt, vergleichen dürfe. Mit einem Wort: Die Leidenschaft der Eifersucht in Verbindung mit der Idee der männlichen Würde scheint der objektiven Wahrheit zu entbehren, und es ist zu bezweifeln, ob man z. B. einem Sokrates, wenn er jetzt wieder aufstände, auch nur einen *historischen* Begriff von ihr beibringen könnte.

Wir wollen deshalb Kotzebue recht sehr loben, daß er nicht wagte, was Shakspear, dessen Genialität *alles* vermochte, wagen durfte. Unser Verfasser benutzte nämlich jene Leidenschaft zu einem *Lustspiele*, für das sie sich ganz besonders eignet, und zwar zu einem wirklich ergötzlichen Lustspiele, dem wir das Verdienst einiger recht angenehmen Situationen, des fröhlichen Witzes, ja sogar, was bei Kotzebue so selten der Fall ist, des besonnenen technischen Baues nicht absprechen dürfen. Nur die beiden jungen Liebenden veranlassen weitläufige Scenen voll hergebrachter schlaf-

ser Rührung, mit deren alltäglichen Redensarten man schon hinlänglich bekannt ist.

§. 165.

Von dem Lustspiel: „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge," sagt der Verfasser in der Vorrede, es habe das Schicksal erlebt, an mehreren Orten verboten zu werden, weil er sich hie und da kleine Anspielungen auf die jetzigen Zeiten erlaubt, in der Meinung, daß solches einem Lustspieldichter wohl gezieme. Um nun aber durchaus kein Aergerniß zu geben, sei er sein Stück noch einmal sorgfältig durchgegangen, habe jedes Wörtlein abgewogen, alle Auswüchse weggeschnitten u. s. w. — Ich habe dieses Stück in seiner frühern Gestalt auf der Bühne gesehen, und jetzt allerdings mehrere Auslassungen bemerkt, wobei ich wohl glaube, daß es dem Verfasser mitunter schwer geworden sein möge, manchen grellen und pikanten Scherz auszustreichen, um so mehr aber hätte ich gewünscht, daß auch S. 36 einer Revision unterworfen worden wäre. Wir wollen das dort sich Findende mittheilen: Lerche. Da kennst du meine Mutter nicht, die ist noch aus der alten Welt, die vertraut auf den lieben Gott. Wachtel. Lebt der liebe Gott auch noch? Nun Gott sei Dank. Ich muß dir sagen, Brüderchen, es kommt mir bisweilen vor, als sei er mause-

todt." — Wir räumen sehr gern ein, daß man wahrhaft religiös sein, und dennoch auch mit dem Heiligsten poetisch scherzen könne, wie dies z. B. der edle fromme Hans Sachs gethan. Wir räumen ferner ein, daß kein Gebildeter an jenem Spaß ein Aergerniß nehmen, sondern ihn bloß — sehr fade finden werde; doch da wir in Hinsicht der Religion (nicht minder als Lerches Mutter) zu der alten Welt gehören mögen, so meinen wir, so veraltet auch das Wort klingen dürfte, daß man des zarten Gefühls schonen müsse. Was zu Hans Sachsens Zeiten gefahrlos war, ist es jetzt nicht mehr, und die Menge, welcher jetzt so manche Stütze morsch und zertrümmert, so mancher Strohhalm zerbrochen vor die Füße geworfen wird, soll jetzt mehr geschont werden, als jemals.

§. 166.

Bei aller einzelnen Scherzhaftigkeit dieses Stücks müssen wir es tief unter das vorige setzen, denn der Witz ist mitunter sehr platt, die Charaktere sind zum Theil veraltet und das Ganze ist locker und lose bearbeitet. Moliere, Holberg, und Baumarchais sind gar sehr benutzt worden, und bei dem karikirten Magister gereicht eine Vergleichung mit dem im Horribilicribrifax, einem Lustspiel des alten trefflichen, bei weitem noch nicht

genug gekannten und geehrten Andreas Gryph, Kotzebue'n keinesweges zum Vortheil. Noch müssen wir einer anscheinenden Kleinigkeit erwähnen, die allerdings den Verfasser von beinah zweihundert Dramen nach gerade in einige Verlegenheit setzen kann. Wir meinen die Namen der Personen, in deren Bildung er oft sehr unglücklich ist, indem er dabei meistens einer gewissen höchst wohlfeilen und platten Scherzhaftigkeit folgt. Ueber den Kaufmann „Bebefrost," der in diesem Stücke erscheint, wollen wir mit dem Verfasser nicht hadern, da vielleicht etwas nicht ganz unbehaglich Mimisches in demselben liegt; doch Namen wie: „Schnudrian" und ähnlichen kakophonische, sollten, dünkt uns, nie von der Bühne herab gehört werden.

§. 167.

In den neuesten Zeiten hat Kotzebue uns auch mit einigen kleinen Lustspielen in gereimten Versen beschenkt, und da diese Gattung noch so wenig unter uns bearbeitet worden ist, und er seinen Beruf dafür, auf eine unzweideutige Weise beurkundet hat, so wäre es sehr zu wünschen, daß er nicht davon abließe, sondern sich immer mehr darin zu vervollkommnen strebte.

Als Romandichter können wir selbst dann, wenn wir von dem hohen Maaßstabe, den wir

an solche Werke zu legen gewohnt sind, ganz abstrahiren, Kotzebuen doch nur eine sehr untergeordnete Stelle einräumen. Er ist entweder steif, pathetisch und breit (besonders in den früheren Erzeugnissen dieser Art, z. B. in Ildegarte, Königin von Norwegen), oder er befleißigt sich einer Naivetät und Scherzhaftigkeit, die nicht selten gezwungen, noch öfterer alltäglich und kraftlos unsittlich erscheint. Geübter zeigt er sich in der Novelle, auch zum Theil angenehmer, vielleicht schon um deswillen, weil er hier durch den beschränkten Raum im Zaum gehalten wird.

Als Reisebeschreiber haben ihn selbst seine wärmsten Freunde vor dem Vorwurf des flüchtigen Beschauens und des noch flüchtigern Niederschreibens der Urtheile, selbst über die wichtigsten das ganze Gemüth des Menschen in Anspruch nehmenden Gegenstande, nicht retten können. Bei manchem seltsamen Urtheile über die Meisterstücke der Baukunst und Malerei, so wie er sie in seiner Reise nach Italien ausspricht, kann die vollendete Ungenirtheit allerdings ergötzen, doch sehr ungern nur und mit großem Ekel erinnert man sich an die Späße, die er mitunter sogar gegen die christliche Religion richtet.

§. 168.

Als Kritiker ist er bloßer Empiriker, und

als solcher mitunter recht lobenswerth, besonders wenn er von dem redet, was auf der Bühne den sogenannten Effekt macht, worauf er sich allerdings gar wohl versteht. — Gegen die sogenannte neuere Deutsche Schule in den schönen Künsten hat er sich sehr früh in ein bitter polemisches Verhältniß gesetzt. Ja, dieser Haß ist bei ihm beinah zu einer fixen Idee geworden, doch die Masse von Geist und Witz die er seit etwa zwölf Jahren zu diesem Zweck verwandt hat, ist eben nicht sonderlich zu nennen. Mit dem bloßen Schelten in das Leere ist bekanntlich nichts gethan und nichts geholfen.

Wir wiederholen es, Kotzebue ist beinahe unser Lopez de Vega, und verdient in mancher Hinsicht den Beifall, den er wirklich empfangen hat; daß er es aber nicht ganz ist, beruht zum Theil auf dem gänzlichen Mangel an Anstrengung, und auf dem Nichtwollen. Hier aber ist es, wo der Tadel und zwar der gerechteste, den größten Spielraum findet.

§. 169.

Christoph August Tiedge (geb. 1754). Da dieser edelgesinnte Dichter besonders durch seine Urania, bei einem großen Theile des Publikums eine ausgebreitete Celebrität erworben hat, und häufiger gelesen wird als die meisten seiner Zeit-

genossen, so halten wir eine ausführliche Kritik über ihn an diesem Orte nicht für zweckmäßig. Selbst wenn wir einige kleine Misverhältnisse in dem Plan des genannten Gedichts nicht verkennen dürfen, so spricht doch überall eine edle Gesinnung und die feurige Liebe für Religion in den sanft harmonischen Versen, und es gehört um deswillen zu den erfreulicheren Zeichen der Zeit, daß dieses Werk ein fast allgemeines Interesse erregt hat, und einer fortdauernden Liebe sich erfreut.

Als didaktisch elegischer Dichter steht er über den meisten Dichtern dieser Gattung, und übertrifft sie in Hinsicht des ernsten Fleißes und des technischen Baues in einzelnen größeren Gedichten, unter denen besonders „Die Schlacht bei Kunersdorf" als tief empfunden und klar ausgeführt anzuerkennen ist. Ein sehr leichter Reim kommt ihm überall zu Hülfe und schließt sich an die sehr zarten Gedanken innig und mit besonderer Feinheit an. Hätten wir lauter Dichter wie Tiedge, so würde unsere Sprache gewiß nie in den Ruf der Rauhheit gekommen sein, sondern in den der Sanftmuth und Weichheit.

§. 170.

Obwohl man die Charaktere aus der großen Welt, welche sein „Frauenspiegel" aufzeigt, als wahr anerkennen muß, und die Darstellung der

Verderblichkeit einer jeden Gattung von Eitelkeit, auf eine nicht geringe Verdienstlichkeit Anspruch machen darf, so glauben wir doch, daß die etwas polemische Stimmung, die hier nicht ganz fehlen konnte, weniger geeignet sei für die poetische Darstellung, als jener Stoff, den sich der Elegiker sonst zu wählen pflegt. Wir meinen den kräftig sanften, ruhig klaren Stoff, der, wie wir sagen möchten, die Melodie schon in sich selbst trägt. Wir finden in der Idee der Weiblichkeit den schönsten Gedanken, der das Leben erhebt und stärkt, besänftigt und harmonisch begränzt, und wir beklagen es, daß der Stoff des Frauenspiegels nicht zuließ, diese Idee auszuführen, die sonst wohl des größten Dichters werth wäre.

§. 171.

Johann Friedrich Jünger (geb. 1755, nach Andern 1759, gest. 1797). Wir haben oben bei Kotzebue erwähnt, daß es denn doch immer etwas Bedeutendes sei, den Beifall des Publikums beinah dreißig Jahre hinter einander zu besitzen. Aber wir finden eben nichts Bedeutendes darin, durch einige in einem erträglich leichten Dialog verfasste Komödien, auf ein paar Jahre dem Publikum so ziemlich zu gefallen. Dabei müssen wir ferner noch erwägen, daß selbst die dünne Ader von Witz, die sich durch seine Lustspiele schlängelt,

nicht eigentlich sein Eigenthum ist, sondern größtentheils Molieren, Destouches, Marivaux u. s. w. zugehört. Dieser gänzliche Mangel an Deutschem Geist und Deutschem Witz ist es denn auch, der fast alle seine Stücke so bald in Vergessenheit gebracht hat, so daß sie jetzt nur wie eine Art von Seltenheit, schwächlichen Schatten gleich, erscheinen. Es giebt eine gewisse Gattung von Unsittlichkeit, die fast alle seine Schauspiele bezeichnet, eine Gattung, die unsere alten Vorfahren durch ein gar nicht vornehmes und übelklingendes, doch kräftiges Wort ausdrückten. Es heißt: „Löffelei.“

Es ist mir nicht unbekannt, daß ein sonst geübter Deutscher Purist, durch das genannte Wort die angenehme „Galanterie“ hat in's Deutsche übersetzen wollen; doch ist dies, wie billig, keinesweges angenommen worden, da sich wohl schwerlich ein größerer Misgriff im Wörtertausch denken läßt.

§. 172.

C. F. Schröder. Je auffallender der Contrast ist zwischen der großen Fruchtbarkeit unserer Dichter in fast allen Gattungen der Poesie, und der Sterilität derselben im dramatischen Fach, je mehr Aufmerksamkeit verdient der bessere Schriftsteller, der es unternimmt, diesem Mangel abzuhelfen.

Höchst ausgezeichnet, vielleicht unübertroffen als Schauspieler, verfaßte Schröder für den Gegenstand seiner Liebe, das Theater, mehrere Schauspiele, die sämmtlich bei ihrer ersten Erscheinung mit besonderer Theilnahme von dem Publikum aufgenommen wurden.

Es sind zum Theil Familiengemälde, in denen freilich heut zu Tage uns vieles als veraltet vorkommen muß, da das Familienleben selbst seit der Zeit eine bedeutende Umgestaltung erlitten hat, so wie nicht minder die Theorie des Schönen überhaupt, dem Lust- und Schauspiel einen fröhlichern, und dem Trauerspiel einen tiefern Charakter zuerkannt hat, als die Mehrheit der damaligen Kritiker annahm. Für das eigentliche Lustspiel arbeitete Schröder mit anziehendem Talent und es verdient eine besondere dankende Anerkennung, daß er manche dramatische Werke der Britten z. B. Beaumont und Fletcher, und ähnlicher Dichter vom zweiten Rang, den Deutschen bekannt machte, indem er nur ihre fröhliche Laune und ihren reichen Witz mittheilte, und sorgsam tilgte was als unziemlich oder gar zügellos, in den Originalen das feinere Gefühl beleidigt. Lustspiele wie „Der Ring,“ Stille Wasser sind tief,“ u. s. w. erhalten sich noch immer auf der Deut: Bühne, die sonst keinesweges in dem Rufe der

Festigkeit und Unwandelbarkeit in der Liebe steht, und werden durch manche sehr gelungene Situationen den Beifall stets verdienen, den ihnen der heiter gebildete Zuschauer so gern bringt.

§. 173.

Friedrich Gedike (geb. 1754, gest. 1803). Ich habe diesem unvergeßlichen Manne, der mir stets überaus theuer und hochachtungswürdig erscheinen wird, ein eigenes Werk gewidmet, in welchem ich das Wesen seines inneren und äußeren Lebens und Wirkens zu entwickeln versuchte. In jener Schrift handelt der dritte und vierte Abschnitt, von Seite 68 bis 117, von Gedike's schriftstellerischem Charakter, aus welchen ich hier Einiges in gedrängter Kürze wieder mitzutheilen gesonnen bin. Doch wird nur von ihm als Dichter die Rede sein. Armuth und Gelegenheit veranlaßten Gedikes frühere Gedichte, und es entwickelte sich bald bei ihm ein nicht gemeines Talent, seine Gedanken in wohlklingenden und metrisch gemessenen Worten auszusprechen. Er war gezwungen, seinen Pagasus vor den Wagen mancher Spieß- und Pfahlbürger zu spannen, um wo möglich einen Triumphwagen daraus zu machen. Für den Schmetterlingsstaub, der, nach alter Sage, auf den Flügeln der Psyche ruht, und der gewöhnlich bei dergleichen gewaltsamen

Proceduren verloren geht, erhielt Gedike gewöhnlich ein kleines Geldgeschenk, das denn doch wenigstens einigen dürftigen Alltagen des Lebens ihre Magerkeit rauben konnte.

§. 174.

Aber der nervige, feurig-kraftvolle Jüngling vermag Vieles zu ertragen, und es ist keineswegs unmöglich, auch dergleichen Anstrengungen, wie die eben genannten, zuletzt mit Scherzhaftigkeit und heimlicher Ironie zu betreiben. Für den armen Knaben, der so oft ungekannt und unbeachtet im Winkel stehen muß, und wenn er ja einmal von der geputzten Gesellschaft um etwas gefragt wird, nur in alltäglichen currenten Gedanken antworten darf, wenn er nicht für einen wunderlich exaltirten Menschen will gehalten werden, mit dem nicht wohl zu conversiren ist, für einen solchen ist es schon nicht ohne Freude, wenn ihm einmal irgend eine feierliche Gelegenheit, bei der man seine poetischen Künste auffordert, Veranlassung giebt, die platte Welt zu vergessen, die um ihn ist, und sich zu berauschen in erhabeneren Ideen, die das halb erstarrte Herz wieder mit milder Lebenswärme erregen. Die Groschen, für die die Welt jene Gedanken umsetzt, werden ihn freilich wieder an das gemeinere Werkeltagsleben erinnern; aber der kräftigere Jüngling erschrickt

vor demselben durchaus nicht, wenn ihm nur zuweilen ein freier Blick in das gelobte Land der Kunst verstattet ist. — Fest auf der Erde stehend soll der Mensch zu dem Himmel hinauf schauen; aber nicht irre umherflattern zwischen beiden wie der kokette Schöngeist.

§. 175.

In den reiferen Jahren blieb das isolirte Streben nach Erhabenheit ein charakteristisches Merkmal der Gedikischen Gedichte, und nicht selten möchte wohl mehr ein mathematisch als dynamisch Erhabenes erreicht worden sein. Jene unbewußte Naivetät verlor sich, doch wurden die Gedanken gedrängter, der Ausdruck geschmückter. Ohne Zweifel verlangte Gedike selbst, als Dichter nicht höher zu stehen, als die Mehrheit seiner Zeitgenossen stand, und es sind auch fast alle seine Gedichte Erzeugnisse der Zeit, doch ist er wirklich besser als sie war. — Was aber begehrte das Zeitalter? Wahrheit weniger als Pracht, bescheidenen Schmuck weniger als Putz. Die sinnige Einfachheit, ein ursprünglicher Zug bei den ächt altdeutschen Dichtern, wurde nicht sonderlich mehr geschätzt, und man schien derselben gleichsam nur noch eine historische Merkwürdigkeit einzuräumen. Mehr als jemals wurden poetische

Buhlerkünste getrieben, und wer darin am geübtesten erschien, der hieß ein klassischer Dichter.

In neueren Zeiten, wo sich in der That ein freierer Geist geregt, hat man manche dieser literarischen Götzen herabgeworfen, und die Unbedeutenheit oder Nichtigkeit der gerühmten Verdienste klar genug dargethan. Aber ein großer Theil des Publikums ist dabei in die Irre gerathen, und weiß seitdem nicht recht, wie es mit dem ganzen kritischen Wesen daran ist, und welche Parthei es ergreifen soll. Denn von Partheien hat es nun einmal gehört. Es giebt aber jetzt keine andere als die es ewig gab, und ewig geben wird: die Parthei der Gründlichkeit, und die der Seichtigkeit; doch das Gerede davon bleibt.

§. 176.

Gewiß gehörte Gedike zu der Parthei der ersteren, wie in der Wissenschaft, so in der Kunst; dennoch konnte es ihm zuweilen begegnen, daß auch er einigen damals sehr gefeierten Dichtern zu viel Einfluß über seine eigenen Produktionen gestattete. Man nimmt in seinen Gedichten zuweilen ein Misverhältniß zwischen der intensiven und extensiven Thätigkeit wahr, ein oft überströmendes Feuer, welches dann plötzlich wieder mit kühler Mäßigung und abgemessener Berechnetheit wechselt. Die Form steht mit dem Inhalte oft

nur in einem zufälligen Verhältniß, es fehlt jene entschiedene Nothwendigkeit, warum das Ganze so ist und schlechthin nicht anders sein kann. Er strebt fast immer nur nach dem vollsten, tiefsten, erhabensten Ton, darum fehlt aber auch zuweilen der leitende Uebergang, das sanfte Ineinanderfallen der Gedanken und Worte. Es ist, als fasse er die poetische Harfe, um sie ganz mit allen ihren Akkorden in der Gewalt zu haben, mit beiden Händen, zu stark an, sie, die nur mit den zarten Fingerspitzen sollte berührt werden. Dies gilt von den meisten seiner lyrischen Gedichte, die wir deshalb lieber im Allgemeinen als Ergießungen eines denkenden Geistes, eines empfänglichen, von regem Streben beseelten Gemüths ansehen wollen; wobei die metrische Form zuweilen nur zufällig ist. Die Gedanken die er uns hier mittheilt, sind oft kühn und neu, und wenn sie gleich fast immer die Farbe des Zeitalters an sich tragen, so ist doch auch dabei billig anzuerkennen, daß es von nicht geringer Kraft zeigt, in der Zeit die Zeit zu objektiviren.

§. 177.

Auch im Epigramme hat sich Gedike versucht, und in der That zuweilen mit einem Glück, das uns wünschen läßt, er möge uns mehrere hinterlassen haben. Nur scheint er diese poetische

Gattung zu einseitig, nämlich bloß als modernes Sinngedicht aufgefaßt zu haben, da er doch ohne Zweifel mehr Talent für das reine Epigramm d. h. die „Ueberschrift“ hatte. Leichte Beweglichkeit, verständige Fröhlichkeit, der sich leicht fast jeder Moment des Lebens als Pointe darbietet, ist zu der ersten Gattung erforderlich, zu der zweiten entschiedene Oberherrschaft der Vernunft, klare Ansicht, oder besser: Uebersicht der Lebensverhältnisse als einer Gesammtheit. Ein solches Epigramm ist die poetische Kritik der Sittlichkeit, und, wenn es den höheren gerechten Forderungen wirklich entspricht, eben so wohl als eine kleine vollständige Welt zu betrachten, als ein Heldengedicht mit der ausführlichsten Weite. Ich möchte sagen, in dem reinen Epigramm herrsche die tugendhafteste Poesie, wenn das Wort nicht befremden könnte.

Die ganze Wärme und Tiefe in dem Charakter Gedike's leuchtet am klarsten hervor aus den „Blättern der Liebe,“ welche meiner Biographie angehängt worden sind. Dies selbst gar wohl erkennend, machte G. es seinem Biographen gewissermaßen zur Pflicht, die genannten Briefe durch den Druck bekannt zu machen, und ich nahm um so weniger Anstand, jenem Wunsche nachzukommen, je mehr diese Blätter der Liebe durch

Kraft und Innigkeit mein Gemüth ansprachen. Auch jetzt noch steht meine Ueberzeugung fest, die ich bei der Erscheinung jenes Werkes aussprach, daß man ohne jene Briefe zu kennen, Gedike's inneres Wesen überhaupt nicht kennt.

An einer würdigen und vollständigen Ausgabe der sämmtlichen Werke Gedike's fehlt es uns noch; doch darf man vielleicht hoffen, daß selbst die jetzige, ein wenig dürftige Zeit, ein Unternehmen der Art vielleicht begünstigen werde.

§. 178.

Johann Christian Brandes (geb. 1735, gest. 1799). Dieser Mann, der uns auch durch seine oft wunderbar verschlungenen Schicksale, die er uns in der Selbstbiographie (Berlin 1799 und 1800, in 3 Theilen) schlicht und einfältig erzählt hat, interessant geworden ist, verdient es auch als Schriftsteller, daß er wenigstens nicht ganz vergessen werde. Zwar wollen wir die Ariadne auf Naxos, den Grafen Olsbach und ähnliche gepreßte und trübselige Stücke keinesweges rühmen; doch dünkt uns, habe in ihm ein nicht unbedeutendes Talent für das Lustspiel gewaltet, das nur leider fast immer von prosaischen Rücksichten gehemmt und nie recht zur Reife gekommen ist. Unter seinen Lustspielen möchten wir das vielleicht am wenigsten gekannte, und doch nicht selten als lasciv

und scurrilisch getadelte: „Die Hochzeitfeier,“ oder „Ists ein Mann oder ists ein Mädchen?“ als eines der geglücktesten angeben. Die Idee, daß ein junger hübscher Mann, der sich aus manchen von außen gekommenen Gründen versteckt halten muß, und nie mit der Sprache herausgehen darf, von Vielen für ein verkleidetes Mädchen gehalten wird, und sogar einen Heirathsantrag an sich ergehen lassen muß, giebt zu einigen sehr ergötzlichen Scenen Anlaß, und hätte bei einer geistreichen und witzigen Bearbeitung, ein kleines, aber vollständiges Lustspiel bilden können *).

§. 179.

Adolph, Franz, Friedrich, Ludwig, Freiherr von Knigge (geb. 1752, gest. 1796). Dieser Schriftsteller, von dem wir auch mehrere ernsthafte und komische Romane, oder vielmehr Historien im Allgemeinen besitzen, unter denen besonders die „Reise nach Braunschweig“ ehedem für ein gar witziges und lustiges Buch gehalten wurde, hat als Hauptwerk einen sehr ausführlichen Traktat über den Umgang mit Menschen geschrieben, welcher in früheren Zeiten für einen

---

*) In Berlin wurde im Jahre 1809 dieses Stück unter dem Titel: „Die Schwiegermütter,“ mit nicht geringem Glück, von neuem auf die Bühne gebracht.

Sammelplatz des Scharfsinnes und der psychologischen Genauigkeit gehalten wurde. Ich kann meine Meinung von diesem Buche nicht besser aussprechen, als wie sie bereits in meinem Roman Otto (Bremen 1810 S. 170) mitgetheilt worden ist. Der Verfasser hat die Menschen so leicht übersehbar rangirt, daß es nun eine recht bequeme Sache ist, mit ihnen umzugehn. Wie ein guter Gärtner die Kartoffeln von den Rüben, und die Bohnen von dem Spargel sondert, so hat jener Autor es mit den Menschen gemacht, und es ist wirklich mit einigem Vergnügen verbunden, zwischen diesen Menschen-Beeten herumzugehen, und zu wissen, wie man mit ihnen daran ist. Nur dürfte es nicht ohne spaßhaften Zank ablaufen, wenn einmal zwei junge Menschen, entschlossen mit einander umzugehen, sich beide zugleich aus jenem Buche instruirten, und wechselseitig sich in die Karte sehend, gleiche Lust in sich fühlten, ihre Menschenkenntniß an einander zu versuchen und zu vergrößern.

§. 180.

Mitunter versucht Knigge die sogenannte Lebensklugheit im Allgemeinen zu lehren, vermag aber nichts zu geben, als von der Oberfläche geschöpfte Anweisungen, wie man mit genauer Noth durch die Welt kommen kann, es sei nun durch

Drängen, Winden, Schleichen oder Trippeln. Die Lebenswissenschaft ist, wie ja auch der bloße Name schon sagt, eine reine Scienz, und muß deshalb billigerweise auch mit wissenschaftlichem Geiste unternommen werden, ja wir würden ein solches Werk im höheren Sinne nur dann für ganz geglückt erklären können, wenn sich jener scientifische Geist dem rein künstlerischen zugesellt hätte. Fehlt aber gar, so wie hier, dem Verfasser beides, so kann nicht davon die Rede sein, als werde Lebensweisheit, oder auch nur Lebensklugheit vorgetragen, sondern lediglich Lebenspfiffigkeit, der man denn doch eher wehren, als sie befördern helfen sollte. Wünscht man indessen sich mit der letzteren vertraut zu machen, obwohl wenig Erfreuliches dabei herauskommen möchte, so wird man in manchen französischen Memoires aus der Zeit der letzten Ludwige, ja selbst in manchem französischen Roman eine reichere Ausbeute finden als das Kniggesche Werk gewähren kann, das nach jener Lebenslist nicht immer ohne Unbehülflichkeit streben lehrt. — Es ist deshalb als ein gutes Zeichen der Zeit anzusehen, daß Bücher dieser Art jetzt wenig mehr beachtet und gelesen werden.

§. 181.

Karl Philipp Moritz (geb. 1757, gest. 1793).

Bei sehr vorzüglichen und mannigfaltigen Talenten, die ihm besonders zu dem leichten Auffassen der äußeren Umrisse einer Wissenschaft behülflich waren, und bei der Gabe, das rasch Erlernte in einem angenehmen Vortrage wiederzugeben, hat dieser Schriftsteller dennoch nichts wahrhaft Bedeutendes und Bleibendes geleistet; weil es ihm an jener höheren wissenschaftlichen Anstrengung, so wie nicht minder an jenem tieferen philosophischen Geiste fehlte, der allein das Feste und Unwandelbare ergreifen läßt.

Moritz war Grammatiker, Rhetor, Romanen- und Liederdichter, Verfasser von Predigten, Kritiker, Reisebeschreiber, Antiquar, Kinderschriftsteller u. s. w. aber alles nur halb, und so giebt er den Beleg für die alte Wahrheit, daß nur ächtes Genie die Anschauung und das Vermögen zu intelligiren stärkt und nährt, da hingegen ein leichtes Talent nur den Verstand schmückt, oft aber auch schwächet. Das Vorzüglichste unter dem was er geleistet, lässt sich nicht in einem einzelnen Werke finden, sondern in zerstreuten Andeutungen über das Wesen der Schönheit und des Styls. Was den Letzteren betrifft, so haben sowohl seine Vorträge über denselben, als auch seine eigene Darstellung selbst unbezweifelte Verdienste, und er gehört mit zu den wenigen, die

sich nie vom falschen Schimmer und hochtönender Wortfülle bestechen ließen, sondern die Schönheit des Styls lediglich in der ruhigen Klarheit und innigen Lebendigkeit fanden. Hätte es ihm genügt, bloß Darsteller und Redner sein zu wollen, so würde er vielleicht einen der ersten Plätze unter den Deutschen Schriftstellern jener Gattung eingenommen haben. So aber ist alles nur isolirt-fragmentarisch geblieben, und man muß die genügenden Stellen oft mühsam in seinen Reisen nach England und Italien, Anton Reiser, Andreas Hartknopf u. s. w. zusammen suchen.

Der Nekrolog vom Jahre 1793 giebt eine sehr ausführliche Darstellung des Lebens und Wirkens dieses Mannes, doch ist das Urtheil, welches ihm, mit Ausnahme der Phantasie, jede andere Seelenkraft abspricht, offenbar zu hart. Er hat unläugbare Beweise genug gegeben, daß es ihm keinesweges an hellem Verstand und gebildetem Urtheil fehlte; doch im Vertrauen auf seine Talente wagte er es, mit der Wissenschaft und Kunst zu s p i e l e n, und wie ein solches Unternehmen an dem Unternehmer selbst sich räche, das lehrt die Literaturhistorie aller Völker, durch eine nur zu große Menge von Beispielen.

§. 182.

August Gottlieb M e i ß n e r (geb. 1753, gest.

1807). Das Talent einer oft glücklichen Erfindung und einer, wenn auch nicht künstlerischen, doch anziehenden, oft nur zu pikanten Darstellung, machten ihn eine geraume Weile zu einem der gelesensten und gefeiertsten Deutschen Schriftsteller. Einige seiner Skizzen gewinnen durch Form und Inhalt ein nicht geringes Interesse, da hier die Schranken der Erzählungsgattung selbst, seiner Vorliebe für das Ausführliche, auch wohl für das Weitläufige, den gehörigen Widerstand leisten. Leider aber wußte er auch für die traurige ja verderbliche Zwittergattung, den historischen Roman, der ohnehin noch durch den Dialog verwässert wurde, die Liebe der Deutschen zu gewinnen, und er sanktionirte auf diese Weise einen Irrthum, der sowohl dem historischen als ästhetischen Studium nicht anders als gefährlich sein kann. Man braucht seinen Alcibiades nur zu nennen, um einen Beleg für dieses Urtheil zu finden, so wie späterhin sein Julius Cäsar deutlich zeigt, wie schwer es ist, sich der reinen Historie hinzugeben, wenn man früherhin durch fantastische Uebertreibung sich an ihr versündigt hat. In den letzteren Jahren seiner litterarischen Laufbahn veränderte sich auch sein Styl auf eine nachtheilige Weise, denn fast überall sah man in demselben Mühseligkeit und Geziertheit, und eine ge-

wisse steife und welke Pracht, die um so unangenehmer auffallen mußte, je mehr man die Anstrengung sah, welche für diese verfehlte Darstellungsweise aufgewandt worden war.

§. 183.

Küttner. Sein Werk „Charaktere Deutscher Dichter und Prosaisten" hat ihn auf eine rühmliche Weise bekannt gemacht, da es zu einer Zeit erschien, wo die Neigung für die Geschichte und den Werth der älteren vaterländischen Dichter in Deutschland noch geringer gewesen zu sein scheint, als sie jetzt unter uns herrscht. Indessen bedurfte Deutschland damals nur eines Weckers, um die alte Liebe wieder zu gewinnen, und als solcher ist Küttner allerdings zu betrachten und zu schätzen.

Die Fehler jenes Buches sind leicht aufzufinden, doch dürften einige derselben, z. B. manche Wiederholungen in der Darstellung ähnlicher Dichter, in einem Werke, welches hundertfunfzig Schriftsteller beurtheilt, wohl auf Entschuldigung Anspruch machen können; weniger aber die zu große Freigebigkeit im Loben. Wenn übrigens einige neuere Litteraturhistoriker Küttners Verdienste ganz herabzuwürdigen trachten, da sie doch zum Theil auf seinen Schultern stehen, so

verräth dies eine Ungerechtigkeit, die nicht im Charakter des Deutschen liegen sollte.

§. 184.

Johann Heinrich Voß (geb. 1751). Sollten auch in der Sammlung der zahlreichen Gedichte dieses Schriftstellers nur diejenigen auf eine besondere Auszeichnung rechnen dürfen, die seiner Jugend, und der idyllischen Gattung angehören, so würde doch dadurch der Name des vortreffli-chen Mannes nichts von seiner Ehrwürdigkeit verlieren, indem wir in ihm den ersten wahrhaft poetischen Uebersetzer der klassischen Dichterwerke Roms und Griechenlands besitzen. Abgerechnet, daß keine moderne Nation solche Uebersetzungen jemals wird aufweisen können, so läßt sich sogar mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß selbst unter den Deutschen ihm Niemand mehr den ersten Lorbeer hierin entreißen werde.

Alles, was sich nur von einem solchen Uebersetzer fordern läßt, leistet Voß mit einem Aufwande von Kraft, Talent und Fleiß, wie wir ihn nur höchst selten erblicken, und es scheint mir daher sehr ungerecht, die Kühnheit und Gewagtheit mancher seiner neuen Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der Deutschen Sprache rügen zu wollen. Sollte auch jene Kühnheit zuweilen das Maaß überschreiten, und zur

Willkührlichkeit übergehen, so möge wenigstens nicht unbedacht bleiben, daß unter den seltenen Erscheinungen d i e vielleicht die seltenste ist, wenn sich die Kraft nicht zuweilen überbieten sollte. Ist dieses auch Vossen begegnet, wie es nicht kann bezweifelt werden, so möge endlich jene bekannte Sentenz des Horaz:

— Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura —

die so oft misbraucht worden ist, hier eine richtige Anwendung finden. Die glücklichste und durchaus tadellos scheint mir die Uebersetzung der Virgilischen Eklogen und des Lehrgedichts vom Landbau, mit der sich das Studium jenes Dichters beinah als geschlossen ansehen läßt. —

§. 185.

— So schrieb ich im Jahr 1805, mit Schonung verhüllend oder doch nur leise hindeutend auf das, was als mangelhaft und verkehrt in Vossens literarischem Streben erscheinen muß. Seit jener Zeit hat er einige schriftstellerische Thaten begangen, die, wenn man sie kurz zusammen drängt, den Standpunkt genau bezeichnen werden, auf welchem er jetzt steht und festgewachsen ist. Er gab uns zuvörderst eine Uebersetzung des

Horaz,

Horaz, die mit ihrer eckigen Schroffheit, hinstarrenden Dumpfheit und trocken öden Schwere für den gewandten feinsinnigen Römer ein betrübtes Grab bereitet. Sodann kämpfte Voß, bei Gelegenheit der Bürgerschen Sonette, gegen die Form dieser Dichtungsart selber, und erklärte, er verachte sie gänzlich, wobei nur die einzige Bemerkung zu machen sein dürfte, warum er wohl dergleichen Erklärung, die ihren Untergang in sich sich selbst trägt, öffentlich mitzutheilen der Mühe werth hielt. Bei dieser Gelegenheit vergaß er sich so weit, daß er die beiden großen altdeutschen Dichter, Paul Flemming und Andreas Gryphius mit fruchtloser Rauhheit und betrübtem Ungestüm angriff, wobei wir ganz ehrlich gestehen wollen, daß wir jene Invectiven drei bis viermal hinter einander lesen mußten, ehe wir unsern eigenen Augen recht glaubten. Bei dieser und einer andern Gelegenheit kamen überhaupt die altdeutschen Gedichte nicht ohne Dräuen und Schelten weg; doch bleibt der Trost, daß die meisten derselben in ihrer rüstigen Kraft und inneren Vortrefflichkeit nicht wohl anzufechten sind, sondern bestehen werden, wie sie bestanden sind.

Endlich wählte sich Voß die Romantik selbst zum Gegenstande seiner Polemik, muthig strebend, den reinen und betrübten Gegensatz von

von jenem schönen christlichen Wunder zu geben, welches das Wasser in Wein verwandelte. Zuvörderst wäre wohl nöthig gewesen, ein wenig zu beurkunden, daß er auch eine klare philosophische Ansicht von der Idee der Romantik habe, wenigstens daß er ihre innere Nothwendigkeit historisch entwickelt hätte, damit nicht sein ganzer Kampf wie es der Fall gewesen, zu einem bloßen unerquicklichen Gerede geworden wäre.

§. 186.

Was meine eigene Ansicht von der Romantik betrifft, so gab ich sie bereits im Jahr 1802 in den musikalischen Fragmenten, und führte sie weiter aus, in der kleinen Schrift über Carlo Gozzi's dramatische Poesie (Penig 1803). Ich gebe sie hier von neuem, und zwar fast ohne alle Zusätze, da eine wissenschaftliche Ueberzeugung keiner Veränderung fähig ist.

Der Charakter des romantischen Drama (so wie der Oper) sei Freiheit nach allen Seiten hin. Kein Schicksal bedinge hier die Handlungen des Helden, in üppiger Ungebundenheit tändle er mit dem Zufall, und in schöner Harmonie der Kräfte, von keiner feindlich engenden Außenwelt beschränkt, nehme er ruhig den Reflex von den ihn umgebenden Menschen auf, keine ängstliche Motivirung erkälte das schöne Leben, das sich hier nur dann

wohlgefällt, wenn es sich losgesprochen hat von allen den Fesseln, die ein einseitig grübelnder Verstand ihm auferlegen wollte. Die Charaktere treten auf kühn und unangekündigt, und entwickeln sich in Begebenheiten und Handlungen, die schnell an einander vorüber eilen dürfen, und durch sich selbst zum schönsten Ziel sich verschlingen. Nichts stehe hier allein; sondern alles schließe sich an einander in blühenden Situationen, die selbst der sinnlichen Anschauung genügen mögen, welche hier, wo alles sich befriedigt sieht, gleichfalls Ansprüche machen darf, erfreut zu werden u. s. w.

Der Mond am heiteren Himmel ist schön; bricht er aber durch Gewölk und Nebel hervor, so nennen wir den Anblick romantisch.

Im Romantischen, um mich figürlich auszudrücken, ist ein Oscilliren der Empfindungen auf die Seite des Sinnlichen (Angenehmen) und Geistigen (Erhabenen). Daher erregt das Romantische die Phantasie und bringt ein Interesse hervor. Die sinnliche Natur wird nicht gedemüthigt, wie im Erhabenen, und die geistige nicht vernachlässigt, wie im Angenehmen. Ein rauschender Bach ist romantisch, ein stürzender Fluß erhaben. Der letzte wird nur dann romantisch genannt werden können, wenn seine Furchtbarkeit sich verbirgt, und er etwa den Prospekt

begränzt u. dgl. Ueberhaupt scheint jeder erhabene Gegenstand romantisch zu werden, sobald er als Theil eines Ganzen, welches nicht erhaben ist, betrachtet wird, z. B. Ruinen unter Gesträuch, in einer anmuthigen Gegend, der Ocean bei einer Villa u. dgl. Ueberall in diesen Fällen macht das Oscilliren der Empfindung zwischen dem Erhabenen und dem damit zugleich angeschauten Angenehmen, die Natur des Romantischen aus.

§. 187.

Ich glaube wohl, daß bei dieser Ansicht das Romantische neben dem Schönen ohne Erröthen seine Stelle behaupten kann, wenn es auch dadurch das Ansehen bekäme, als wenn es das Schöne in seiner Endlichkeit (Entzweiung) wäre, denn die Endlichkeit wäre ja in so fern wieder aufgehoben, als beide Entgegengesetzten zusammen, und nicht Eins davon in seiner Einzelnheit angeschaut würde. Das Anschauen Entgegengesetzter in ihrer Tendenz zur Einheit während der Entgegensetzung aber ist Harmonie, das Anschauen derselben als zu der Einheit verschmolzen (durcheinander neutralisirt) ist Indifferenz (Identität durch Synthesis). Schönheit ist eine solche Identität, daher darf man sie mit dem identischen Licht in der Natur vergleichen. Romantik ist

Licht und Wärme, oder Lichtwärme als in sich einig und eins.

Ich gestehe, daß ich mir heut zu Tage kaum die Mühe geben würde, das was an sich schon klar ist, und die ewige Bedeutung in sich trägt, noch ausführlich zu entwicken. Wer das Wesen der Romantik nicht anschaut, der schaut auch das Wesen des Christenthums nicht in seiner ganzen Göttlichkeit an, denn sie ist die schönste und farbigste Blüthe desselben, und es ist schwer zu sagen, ob das Unternehmen, sie mit der Griechheit schlagen zu wollen, mehr vom Irrthum des Verstandes als vom Mangel an gemüthvoller Phantasie zeige, da sich allerdings beides vereinigen muß, um ein so vollendet irrendes Unternehmen zu beginnen. In der reinen Romantik ist eine reichere und vollständigere Welt als in der Griechheit, denn um es mit einem Worte auszudrücken: Griechische Tugend hat durch die Christlichkeit erst Farbe gewonnen, und Sophokles findet sich im Shakspear; nicht aber Shakspear im Sophokles.

§. 188.

Aloys Blumauer (geb. 1755, gest. 1798). Es begegnet uns, wie wir schon früher bemerkten, in der neuern Literatur nicht ganz selten, außer dem rein poetischen Humor, den man mit

Recht den Welthumor genannt hat, auch auf eine niedere, doch noch immer angenehme Gattung des Witzes zu stoßen, die wir ganz einfach als den reinen Scherz oder noch besser, wie man im ganz gewöhnlichen Leben sagt, den reinen „Spaß“ bezeichnen möchten. In dieser Hinsicht verdienen einzelne Parthien in der travestirten Aeneis Lob, welches durch die leichte Beweglichkeit des Versmaaßes und der fließenden Reime noch erhöht wird. Wir sprechen indeß nur von dem ersten Drittel dieser unvollendeten Travestie, denn der Rest wird durch mancherlei Unziemlichkeiten, besonders aber durch eine abgenutzte und gemeine Polemik gegen die Christlichkeit und den sogenannten Aberglauben höchst unschmackhaft, ja widerlich. Ueberhaupt hat Blumauers unläugbar komisches Talent, an einer gewissen Gattung von Rohheit und der unverhehlten Behaglichkeit in der Roheit, eine unangenehme Begleiterinn. Sollte es eines Belegs für dieses Urtheil bedürfen, so würden wir außer anderen, auf ein gewisses Gedicht hindeuten, bei dessen bloßer Ueberschrift schon alle Musen und Grazien, wie erschreckt, davon fliehen müssen.

§. 189.

Ludwig Heinrich von Nicolay (geb. 1737). Wenn wir erwägen, wie mannigfaltige und wich-

tige Staatsämter dieser Schriftsteller bekleidete, indem er seit 1770 in Petersburg bald als Bibliothekar, dann als Staatsrath, Chef und Director der Akademie der Wissenschaften, und Geheimerath lebte und wirkte, so muß es uns doppelt merkwürdig dünken, wie er dem ungeachtet so Mannigfaltiges und Vieles in der Poesie geben konnte.

Die neueste Ausgabe seiner Werke, welche unter dem Titel: „Vermischte Gedichte und prosaische Schriften," in acht Bänden (Berlin 1792 bis 1810) erschienen ist, enthält: Fabeln und Erzählungen, Briefe (in Versen), Sinngedichte, Elegien, das Schöne, eine Erzählung in Prosa, Idäa oder männliche und weibliche Tugend, Entwurf des politischen Zustandes in Europa vom Verfalle der Römischen Macht an bis auf das sechszehnte Jahrhundert, (nach Robertson) Galvine in sechs Gesängen, Alcinens Inseln, in zwei Büchern, Gryphon und Orille, neue Fabeln in zwei Büchern, Cerbin und Bella in sechs Gesängen, der Zauberbecher, Anselm und Lilla, Richard und Melisse, Gudula, eine Romanze, Morganens Grotte in vier Büchern, Reinhold und Angelika eine Rittergeschichte in zwölf Gesängen, der falsche Beichtvater, Ritter Theobald, Frau Brigitte, Bankban, Balladen, das Landgut Mon-

repos in Finnland, und die Nachlese einiger Sinngedichte. Da die Kritik ihr Urtheil längst gesprochen, so genüge es hier an einer bloßen Aufzählung seiner Werke.

§. 190.

August Lafontaine (geb. 1758). Obwohl die ersten schriftstellerischen Versuche dieses Mannes, die durch einen seltsamen Irrthum auf das Römisch-starke und tragisch Erhabene ausgingen, nur von geringer Anlage zeigten und fast ganz ohne Werth waren, so schmeichelte sich doch das Publikum, er werde mit der Zeit noch etwas bei weitem Besseres leisten, und als es endlich „Die Gewalt der Liebe" erhielt, ward es dergestalt davon entzündet, daß es fast glaubte, es reihe sich Lafontaine schon jetzt an die kleine Zahl der ausgezeichneten Romandichter; wenigstens besitze man schon jetzt in ihm einen sehr angenehmen Erzähler, dem auch eine gute Gabe der Erfindung nicht abzusprechen sei. Lafontaine wußte die milde Meinung des Deutschen leselustigen Publikums durch seinen Quinctius Heymeran von Flamming, die Familie Halden u. s. w. zu erhalten, indem er ernsthafte und scherzhafte Scenen an einander reihte, und in einem lesbaren Style vortrug. Damit aber auch die Liebhaber des auf eine entschiedene Weise Sentimentalen

und Rührenden nicht ganz leer ausgehen möchten, so sorgte er für dieselbe in seinem Saint Julien, der bekanntlich viel bewegliche Scenen enthält. Auf diese Weise wurde L. der Liebling des Deutschen Publikums; doch nur eine kurze Zeit. Man fing an einzusehen, daß der Stoff seiner Erzählungen gewöhnlich dürftig sei und sich in dem engen Kreise mittelmäßiger Charaktere und Situationen herum bewege, man fand, daß er den Styl immer mehr und mehr vernachlässige, ja sogar mit der Harmonielosigkeit und Zerhacktheit der Perioden ein wenig prunken wolle. Endlich entdeckte man auch, was freilich klar genug war, daß es ihm gänzlich an Originalität fehle und daß er nachahme was ihm gerade vor die Hand komme, Treffliches, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes. Jean Paul, Yorik, Fielding, Goldsmith, Marmontel u. s. w.

§. 192.

Das Gefährlichste und Unheimlichste war indeß die Nachahmung des trefflichen Ersten. Es kümmerte ihn wenig, daß ein so reicher und genialer Dichter nicht wohl nachzuahmen sei, sondern er machte sich mit gelassenem Muthe an die Sache. Er versuchte es bald mit Richters glänzendster Seite, dem Witz und unerschöpflichen Humor; aber selbst das Streben nach bloßer Leich-

tigkeit mislingt schon deshalb, weil man danach strebt und das Streben sichtbar wird; wie viel mehr das Bemühen um jenen die Welt und die Menschheit umfassenden Witz und Humor.

Lafontaine wurde bizarr, wenn er witzig, unbehülflich taumelnd, wenn er humoristisch sein wollte, ja man sah sogar seiner Bizarrerie und seinem Taumel das Gemachte und Gezwungene an, und konnte nicht einmal zum behaglichen Belachen gelangen. Dann bemühte sich L. um Richters Sentimentalität, vergaß aber leider, daß sie aus einem tiefen und glühenden Gemüthe entspringt, und keineswegs in Worten besteht, die sich mit mechanischer Fertigkeit nachlallen lassen. Nur einige Worte faßte er auf, und legte sie seinen mittelmäßigen Geschöpfen in den Mund, ohne daß sich erklären läßt, wie dieselben auch nur zu so guten, einzelnen Worten möchten gekommen sein. Hier aber glaubte nun L. ganz in seiner Sphäre zu sein, und streuete eine Menge eigener weichlicher Redensarten: „sehnende Augen, theure Heilige, weinendes Lächeln der Liebe, tief dunkle Erde, heiße Schmerzen, die wie ein Blüthenkranz oder wie eine Königskrone getragen werden, weit hinschauender Seelenblick, Engel hinter dem durchsichtigen Schleier eines sterblichen Mädchenkörpers," u. s. w. mit besonderer Frei-

gebigkeit, wie Türkisches Garn durch das lose Gewebe seiner Gedankenversuche hindurch, wohl wissend, daß die Mehrheit der Leser schon zufrieden gestellt wird, wenn man sie nur in eine mäßige Wörter-Rührung versetzt.

§. 192.

Wir haben es an einigen witzigen und freundlichen Schriftstellern, z. B. an Gozzi gelobt, daß sie uns durch den bloßen Namen der Personen auch ihren Charakter schildern, wir wissen vollkommen, was wir zu erwarten haben, wenn Pantalon, Brighella, Truffaldin u. s. w. auftreten, und wir sehen mit Heiterkeit voraus, mit welcher Gattung von Witz uns diese beweglichen Menschen erfreuen werden, völlig überzeugt, daß hier an keine Täuschung könne zu denken sein.

Solche stehende Charakterrollen hat nun auch Lafontaine, und wir wissen genau vorher zu sagen, was es für eine Bewandniß habe mit seinen Landedelleuten, seinen bejahrten Husarenobristen, Schiffskapitainen und Wachtmeistern, und den einnehmenden jungen Rittmeistern, wir kennen seine Minister als bedenkliche Charaktere und versprechen uns von seinen Kammerjunkern nie viel Gutes. Wir wissen es genugsam, wie sich seine vollendet schönen und tugendhaften Fräulein gebehrden und wir haben es seit vielen Jah-

ren bei ihm durchforscht, daß auch die reichste junge Gräfin aus dem ältesten Hause, sich in einen jungen Menschen von weniger oder gar keiner Geburt recht wohl verlieben könne, welches die unbesorgten Oheime oder Eltern und Tanten oft erst zu spät entdecken, wenn das tiefe Herzeleid und große Getümmel gar nicht mehr abzuwenden ist.

Auch seine koketten Mädchen haben wir bis in ihr Innerstes erkannt, und wir wissen es, daß sie sich im Jahre 1811 noch eben so benehmen als in den Schriften von 1791, in denen ihre Künste bereits auseinandergesetzt worden waren.

In den neueren Zeiten hat sich Lafontaine indessen mit diesen fixirten Charakteren noch nicht begnügt, sondern ist noch einige Schritte weiter gegangen. Er giebt sich jetzt nicht einmal mehr die Mühe, auf eine neue Historie, oder auch nur auf neue Situationen zu denken, sondern giebt ganz ruhig alles Alte, in einer nur wenig veränderten Form wieder.

§. 193.

Ich weiß nicht, wie der Herzog oder Graf oder Baron hieß, der einst d'Alembert um den ersten Theil seiner Schriften bat. Der Autor sandte ihm denselben, und erhielt ihn nach weni-

gen Tagen mit der Versicherung zurück, das Buch sei köstlich zu lesen, und er bitte um den zweiten Theil. D'Alembert, den Mann wohl kennend, sandte ihm von neuem den ersten und erhielt ihn zurück, mit der Versicherung, dieser zweite Theil sei noch vorzüglicher, und er bitte um den dritten. So ward der erste von neuem gesandt, und galt als dritter, dann als vierter, fünfter, sechster und letzter. Dieser ward endlich zurückgegeben, mit der Anerkennung, er sei über die Maaßen vortrefflich, und besonders müsse man das rühmen, daß dieser letzte Theil eine kurze Recapitulation aller früheren gebe.

Ist es nicht wirklich, als halte Lafontaine das Deutsche Publikum für einen solchen Grafen oder Baron, und thut er nicht im Ernst fast dasselbe, was d'Alembert aus Scherz, und nur zur Bestrafung vornehmthuender Eitelkeit unternahm? Indessen irrt er gar sehr; bis dahin ist es mit unserm Publikum noch nicht gekommen. Es hat wirklich den Scharfsinn gehabt, einzusehen, daß die während des letzten Jahrzehnts erschienenen Lafontainschen Schriften, eigentlich schon im vorletzten erschienen sind, und zieht sich deshalb allgemach, von der doppelten, dreifachen, ja vier- und fünffachen Lectüre zurück, die man ihm zumuthet.

§. 194.

Zum Schlusse müssen wir leider auch noch einen beträchtlichen Theil der Lafontainschen Schriften für unsittlich erklären, indem nämlich die Ansicht des Lebens überhaupt, so wie es in denselben geschildert wird, wohl geeignet ist, die Kraft und den Muth der unreifen Jünglinge und Mädchen, die ja fast allein noch Lafontaine lesen, niederzudrücken, oder auf eine falsche Bahn zu leiten. Ferner ist fast in allen das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, der Vormünder zu den Mündeln, des Bürgers zum Staate auf eine höchst willkührliche, eitel verkehrte, den genannten Lesern und Leserinnen vielleicht gar gefährliche Weise geschildert worden. — Wie wenig der Verfasser überhaupt mit sich selbst und mit dem Leben einig sei, zeigt er deutlich genug, wenn er zu philosophiren wagt, wo er gewöhnlich mit weichlichen Seufzern, oder mit dem Ausruf: „Arme Menschen!" schließt. — Daß jede bedeutende Frage an Gott, an die Natur, und an uns selbst, auch eine ewige befriedigende Antwort finden müsse: in Gott, in uns, und in der Natur, daß es deshalb auch für den besonnen Philosophirenden, und für den Religiösen, keine Klagen ohne Trost geben könne, davon, so scheint es, hat Lafontaine keine Kenntniß an sich gebracht.

§. 195.

August Wilhelm Iffland, (geb. 1759).

Wie bei manchen anderen Nationen die Centrifugalkraft vorherrscht, so bei den Deutschen, im Leben wie in der Kunst, die Centripetalkraft: ein einfaches Wort, das selbst bei einer nur mäßigen Kenntniß der vaterländischen Geschichte, sich leicht rechtfertigt. Bei diesem ewigen Streben nach der Mitte hin, oder bei dieser schon gewonnenen Ruhe in der Mitte, gedeihet das epische Gedicht, der lyrische Aufschwung der Gefühle und die romantische Erzählung am besten. Die Deutschen sind fast alle: monologische Naturen, und als solche erreichen sie das Vortrefflichste, was nur zu erreichen ist. Seltener aber gelingt ihnen das Drama, schon wegen des einfachen Umstandes, weil sie sich meistens nicht an den Dialog im Leben gewöhnt haben, der ihnen deshalb auch in der Kunst nicht geläufig ist. Bei der Tragödie indessen wird dieser Mangel leicht überwogen durch die großartige Kraft in der Ruhe, durch die Erhabenheit der Gesinnung und durch das oft kühn ironische Auffassen des leidenschaftlichsten und bewegtesten Lebens von jenem Standpunkt der Ruhe aus. Im Lustspiele aber wird der Deutsche als Deutscher, obwohl im Besitz des köstlichsten Witzes und Humors, fast immer Schwierigkeiten

finden und sein eigenes Ideel nicht erreichen, eben weil jener Witz und Humor fast immer nur monologisch ist.

Wir mögen uns sperren wie wir wollen, so werden wir doch einräumen müssen, daß Kotzebue, dem die höhere Deutschheit gänzlich abgeht, für den dialogischen Witz ein seltenes Talent mitgebracht hat, und daß nur wenige Deutsche Lustspieldichter des achtzehnten Jahrhunderts in dieser Hinsicht sich mit ihm messen dürfen, wobei nur zu beklagen ist, daß zwei Drittheile jenes dialogischen Scherzes bei K. unerquicklich und fade oben auf schwimmen.

Wir wissen nicht, ob Ifflanden bei seinem Auftreten als dramatischer Schriftsteller, diese einfachen Bemerkungen vor Augen schwebten, und ob mehr Instinkt oder lange Ueberlegung ihn zu der bekannten Wahl seiner litterarischen Laufbahn veranlaßten. Für die Tragödie fehlt es ihm an Tiefe und Umfang der Phantasie, für das Lustspiel an leichtem Scherz und muthwilliger Beweglichkeit. Dennoch fühlte er ein entschiedenes Talent in sich, das nicht durch die bloße mimische Menschendarstellung auf der Bühne, so kunstreich sie auch sein mochte, befriedigt werden konnte. Da wählte er das dramatische Familiengemälde, zu dessen Bearbeitung ein durch mannigfaltige

Erfahrungen, die ein rasch bewegtes Leben geboten hatte, gebildeter Geist, und ein mäßiger Witz, ein gewisser ökonomischer Humor hinreichend zu sein schien.

§. 196.

Es ist mir keineswegs unbekannt geblieben, daß man seit etwa zwölf Jahren angefangen hat, die ganze Gattung der Familiengemälde zu verwerfen, und mit einem oft sehr glücklichen Humor die meisten jener Gattung anheimfallenden Stücke zu bekämpfen. Was den letzteren Umstand betrifft, so hat man daran recht wohl gethan, und ich werde es nie verhehlen, daß auch ich mit fröhlichem Eifer das Meinige dazu beizutragen gesucht habe. Ein anderes aber ist die Gattung, ein anderes sind die meistens schwächlichen und verzerrten Abbilder, die man unter dem Namen der Familiengemälde gegeben hat.

Die Gattung soll in Ehren bleiben, denn wahrlich, wenn es dem Deutschen gefiele, sich zu rühmen, so dürfte er es in Hinsicht der Art und Weise wie er das Familienleben ansieht und führt; und hoffentlich wird es auch die Nachwelt verdienen, daß ihr ein treues Abbild davon in schlichten Erzählungen oder in gutem einfachen Dialog auf der Bühne bleibe. Wie manchen halbgelehrten Folianten würden wir nicht freudig weg-

geben für einige gute deutsche Familiengemälde aus dem sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert. Wie würden wir uns freuen, die gute alte Weise unserer Ahnen, wie wir sie jetzt nur in ihrem gesammten Wirken historisch erkennen, in Schauspielen aus jener Zeit treu dargestellt zu erblicken.

Ohne deshalb im mindesten mit Iffland rechten zu wollen über die Wahl jener dramatischen Gattung, gehen wir zu der Frage über, was er in derselben geleistet habe, eine Frage, die um so weniger hochfahrend und leichtsinnig beantwortet werden sollte, je bequemer dieser Hochmuth und Leichtsinn sich handhaben läßt. Auch ist es, dünkt mich, gerade jetzt an der Zeit, da das Publikum von seiner alten Vergötterung für Ifflands Schauspiele längst zurückgekommen und in den entgegengesetzten Fehler der kältesten Gleichgültigkeit zu verfallen scheint, auf den Werth e i n i g e r unter jenen vielen Dramen aufmerksam zu machen.

§. 197.

Das erfreulichste Schauspiel, welches uns fast zu Anfange der dramatischen Laufbahn Ifflands begegnet, sind die Jäger, ein Werk das wir nicht als eigentliches Drama betrachten, sondern als eine dialogisirte Idylle, als solche aber fast durch-

gängig geglückt und rein gehalten erscheint. Es ist zur Gewohnheit geworden, Geßners Idyllen zu rühmen, obwohl man sie eben nicht mehr liest; und auch ich will gern in das Lob einstimmen, sobald lediglich von der Melodie der Sprache die Rede ist, durch welche der weichlich zerfließende, vielberühmte Schriftsteller allein sich auszeichnet; sonst aber (ich nehme durchaus nicht Anstand es zu sagen) würde ich recht gern den ganzen Geßner für das einzige, gute, redlich reine, und treue Ifflandische Schauspiel hingeben, und Fontenelle, Bronner u. s. w. noch obendrein.

In den Jägern herrscht durchgängig eine wakkere, mit sich einige, altväterliche Land-Deutschheit, eine fromme, wenn auch mitunter breite, doch nie unangenehme Kraft, eine nervige Rüstigkeit, ein frischer gestählter Lebensmuth, dem man gern folgt, es biete sich ihm nun Freude oder Gram.

§. 198.

Es ist merkwürdig, daß von jener einseitigen und engen Reflexion, jener Gedrücktheit der Charaktere und der angstvollen Ansicht des menschlichen Lebens, die in den meisten anderen Ifflandischen Stücken hervortritt, hier auch nicht die geringste Spur zu erblicken ist. Wenigstens würde man sich irren, wenn man die willkührliche und

für den Moment sehr anziehende Begränzung der Charaktere, die auch in den Jägern bemerkbar wird, mit jener gespannten Peinlichkeit verwechseln wollte, die in einigen seiner späteren Schauspiele obwaltet. Die Empfindung in jenem Stück ist kräftig, Deutsch, ohne Beimischung von Kränklichkeit; doch hin und wieder mit einer leisen Nüancirung vom Elegischen, das der Idylle vollkommen zusagt. Deshalb ist denn auch jeder, auch selbst der entfernteste Anstrich vom Romantischen und Fantastischen, den manche unserer berühmtesten Elegiendichter nicht vermieden haben, gänzlich verwischt worden. Auch Witz und Laune sind von diesem Gemälde ausgeschlossen, und man unterdrückt dabei die etwas frivole Frage gern, ob es Ifflanden wohl eben schwer geworden sei, sie auszuschließen; genug, daß sie wirklich ausgeschlossen werden mußten, um der Einheit und Einigkeit des Ganzen willen. So ertragen wir auch recht gern die an sich sehr gewöhnlichen, fast breiten Reden des Pfarrers über Toleranz, Humanität und Aufklärung, die ökonomischen Ansichten des Schulzen, und die Andeutungen über die bewährte Jägerpraxis des Oberförsters; ja wir ertragen sie nicht bloß, sondern hören sie auch mit Vergnügen, gerade weil sie wirklich hieher gehören. Die Geschicklichkeit, mit der dies alles

ist zum Ganzen geründet worden, beurkundet ein Talent, das sich um so deutlicher zeigt, wenn man sich aller der misglückten Nachahmungen erinnert, die dies Werk, so wie jedes wahrhaft originelle, in Deutschland erzeugte.

§. 199.

Außer dem Oberförster, der mit unläugbarer Wahrheit, als eine wirkliche Person dasteht, ist besonders Anton trefflich, und mit wenigen Zügen hingestellt. Es ist ein ehrlicher, gesunder Deutscher Jüngling, unter nervigen wackern Menschen auferzogen, und von dem Nordwind abgehärtet, der das trauliche väterliche Haus umstürmt. Die Liebe zu Friedriken nüancirt seinen Charakter mit einigen höheren Ahndungen, die um so rührender auffallen, je unverständlicher sie ihm selbst zu sein scheinen. Es ist merkwürdig, welch ein besonderes Interesse der Verfasser durch ein einziges unschuldiges und herzliches Gespräch für dieses Verhältniß einzuflößen gewußt hat.

Es ist von besonderem Effekt, daß gerade nach der freundlichsten Unterhaltung, beim fröhlichen Becher, den das herrliche Rheinweinlied würzen soll, das Unglück herein bricht, das die Familie zu Grunde zu richten droht, so wie denn

überhaupt diese ganze Scene, bei einer auch nur leidlichen theatralischen Darstellung eines tragischen Eindrucks nicht verfehlen kann. Auch muß sie nicht eben schwer zu geben sein, da die Worte selbst das Mimische sehr bestimmt bezeichnen.

Man hat den fünften Akt getadelt, als gar zu thränenreich, und hie und da will man sogar etwas Empörendes darin gefunden haben, das dem Totaleindrucke schaden müsse. Allerdings hat er einige verfehlte Scenen; allein der Akt selbst war sonst sehr richtig gedacht, und mußte als etwas Nothwendiges, wenigstens zum Theil so gehalten werden als er gehalten ist. Zu den Einzelheiten, die besonders geglückt sind, scheinen mir auch noch die Worte der Oberförsterin „Hier steht auch alles noch, wie wir es vorhin verlassen haben," zu gehören, die wegen ihrer Einfachheit und Wahrheit ansprechen müssen.

Ueber die Fortsetzung der Jäger „das Vaterhaus" sind die Stimmen so einig, daß davon nicht weiter die Rede sein kann.

§. 200.

Ich glaube bei jedem Leser von reinem Gefühl gerechtfertigt zu sein, daß ich über jenes ländliche Familiengemälde so ausführlich und mit besonderer Liebe gesprochen habe, indem es jetzt in der That selten zu werden anfängt, Ifflanden

als dramatischem Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Leider blieb indessen Iffland nicht auf jenem Wege, der uns die Jäger brachte, er schrieb die Mündel, Verbrechen aus Ehrsucht, und ähnliche Schauspiele, in denen leider nur der trockene Ernst des gemeinen Lebens, zwar kraftvoll, doch in unerquicklicher breiter Prosa hingestellt worden ist. Dennoch erkennen wir gern jedes Verdienst an, das sich nur irgend anerkennen läßt. Wir finden in den „Hagestolzen," eine gedrückte, gequälte, sorgsam zugemauerte — Poesie, der nicht viel mehr fehlt, als die Erlaubniß, sich Luft zu machen. Wir finden im „Frauenstand," ein verblühtes Mädchen, das ehedem einen Jüngling liebte, der jetzt als der Gatte einer Fremden neben ihr steht, und wir halten es für ein Analogon von tragischer Poesie, daß dieses Mädchen jetzt ihre ganze Kraft an den einzigen Moment setzt, in welchem ihr jener Mann das Geständniß thun soll, er sei unglücklich verheirathet. Auch in dem „Herbsttag, der Aussteuer, der Selbstbeherrschung, der Reise nach der Stadt" u. s. w. finden wir manche wohl gelungene, angenehme Situationen, besonders dann, wenn wir dem Verfasser den Grundsatz zugeben, daß das Schauspiel nur durch die Darstellung auf der Bühne vollständig werden soll.

Ueber das Verfehlte der meisten Ifflandischen Stücke noch ausführlich zu reden, halten

wir für sehr überflüssig, indem dasselbe mit ganz besonderer Klarheit fast jedermann in die Augen leuchtet. Es beruht desselbe, um es mit sehr wenigen Worten zu sagen, auf der Ansicht vom Leben überhaupt, von dem Staat, von den Bürgerpflichten, vom Geld und von der Liebe.

---

§. 201.

Am Schlusse des Jahrhunderts befand sich das Deutsche Theater fast ausschließlich in der Gewalt Ifflands und Kotzebues: indem die früheren Dramatiker der Deutschen fast ganz übersehen würden, und die gleichzeitigen besseren dem an die höchste Bequemlichkeit gewöhnten Publikum zu schwer zu genießen waren. Goethe's Dramen wurden fast ganz von der Bühne entfernt, Schiller lebte nur in seinen weniger geglückten Dichtungen auf derselben, und von Lessing war gewöhnlich nur dann die Rede, wenn es galt eine gewisse Gattung von Vornehmthuerei durch den Schein von altklassischer Belesenheit zu befriedigen, oder wenn die französische Poetik durch die aristotelische sollte geschlagen werden. Wie man mit Shakspears Werken verfuhr: darüber wollen wir lieber ganz schweigen, denn es ist in der That schmerzlich, daran zu gedenken.

Als Romandichter galt nur Lafontaine; und wenn man auch nebenbei noch Goethe's Meister und Richters Hesperus bewunderte, so erholte

man sich doch bald wieder bei jenem der so gar sehr leicht verständlich, weich und behaglich erschien.

§. 202.

Taschenbücher erschienen jährlich in großer Anzahl, allein die wenigsten von ihnen dauerten auch nur das Jahr lang aus, für welches sie bestimmt waren. Vergeblich sah man sich nach einem neuen lyrischen, tragischen oder epischen Dichter um, der auch nur auf eine halbweg erträgliche Weise mit den früheren Deutschen Poeten in dieser Gattung hätte in die Schranken treten dürfen. Es schien fast alles nur für den Moment berechnet, und selbst diese traurig enge Berechnung trog nicht selten.

Auch in der Kritik herrschte Lähmung. Man getrauete sich nicht mehr recht, mit der größtentheils veralteten Baumgartenschen Aesthetik hervorzutreten, die Wolfische Philosophie hatte in dieser Hinsicht wenig Ausbeute gegeben, die Kantische war für diesen Zweck noch wenig verarbeitet worden, und Schillers tiefsinnige ästhetische Aufsätze waren größtentheils unverstanden geblieben, oder gar rasch verspottet und abgewiesen worden.

§. 203.

Wenn aber die Noth am größten ist, so ist — zwar nicht immer die wahre Hülfe am nächsten, doch gewiß immer eine kleine Anzahl von Menschen, welche Kraft und Kühnheit genug haben, helfen zu wollen. So auch damals. Es begann noch in den letzten Jahren des abgeschie-

denen Säculums eine philosophisch ästhetische Revolution, durch die sich das litterarische Deutschland gewissermaßen in drei Theile zerlegte: in die Alten, welche sich bereits zur Ruhe gesetzt hatten, und das worauf sie ruhten für das einzig Wahre und Rechte hielten, in die Neuen, die den alten Thron umstürzten, und ein neues Evangelium verkündigten, und in die, welche die damalige Revulution nur für einen nothwendigen Durchgang hielten, sonst aber meinten, man solle sich weniger mit Worten als mit Werken bekämpfen. Sie vermahnten oftmals, nicht jegliche Kraft an die Theorie und Polemik zu wenden, damit nicht über dem Kampfe, der Sieg verloren gehe. Noch könnte man auch eine vierte ungemein große Parthei annehmen, die leider gar nicht recht in das Reine bringen konnte, wovon denn eigentlich die Rede sei, und eben deshalb nicht begriff, wie man sich so streiten könne über Dinge, die doch wenigstens nicht sonderlich in das praktische Leben gehörten. Es waren die ästhetischen Latitudinarier oder Indiffirentisten, an welchen Deutschland leider immer einen betrübten Ueberfluß gehabt hat, während man sie in Frankreich fast gar nicht kennt, wo die Poesie, wenigsten das Theater, als schlechthin interessant sein sollend betrachtet wird.

§. 204.

Eine genaue, ruhig besonnene Darstellung jenes philosophisch ästhetischen Kampfes, eine klare

Schilderung aller der Männer und Jünglinge, die auf irgend eine Weise an demselben Theil nahmen, eine freundlich gerechte Auseinandersetzung dessen, was in dem ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts von den Deutschen Dichtern geleistet wurde, besitzen wir noch nicht, obgleich in mancher Hinsicht schon Einzelnes dafür geleistet worden ist. Gegenwärtigem Werke kann eine solche Schilderung nicht zugehören, da sich dasselbe nur dem achtzehnten Jahrhundert gewidmet hat. Ich glaube indessen diese Schrift nicht besser schließen zu können, als wenn ich hier mit kurzen Worten andeute, wie eine Geschichte der Deutschen Poesie während des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts, nach meiner Ansicht könnte ausgeführt werden.

§. 205.

Wir bemerken zuerst als Verkünder der neueren Zeit: Fichte's Wissenschaftslehre und Schillers Horen, zu welcher Zeitschrift die bedeutendern Schriftsteller Deutschlands mit größerer Vertraulichkeit sich zu vereinigen schienen, als es bis dahin gewöhnlich war. Dann traten auf, theils vereint, theils einzeln, folgende Schriftsteller, bei denen wir stets diejenigen Werke nennen werden, die uns als die charakteristischen, wirkungsreichsten, den meisten Kampf veranlassenden; nicht immer aber als die vortrefflichsten erscheinen. Wir werden sogar in historischer Hinsicht manches anführen müssen, was unserm

ästhetischen Gefühl keinesweges zusagt, völlig überzeugt, daß der besonnene Leser gar wohl werde zu unterscheiden wissen. — August Wilhelm Schlegel (Metrische Uebersetzung des Shakspear. Gedichte. Charakteristiken und Kritiken. Ehrenpforte. Jon. Vorlesungen über die dramatische Literatur). Friedrich Schlegel (Charakteristik Forsters und Lessings. Das Athenäum. Alarkos. Altfranzösische Ritterromane. Gothische Kunst. Vorlesungen über die neuere Geschichte). Novalis (Fragmente. Gedichte. Heinrich von Ofterdingen). Ludwig Tieck (Stete polemische Berührung mit der neueren seichten Aufklärung und der prosaischen Ansicht der Poesie, der gestiefelte Kater, die verkehrte Welt, der Prinz Zerbino, poetisches Journal u. s. w. Der blonde Ekbert, Mährchen. Genoveva. Bearbeitung der Minnelieder. Alt Englisches Theater). F. Schleiermacher (Beurtheilung Engels im Athenäum. Reden über die Religion. Uebersetzung des Platon). A. F. Bernhardi (Bambocciaden. Kritiken. Kynosarges. Philosophische Sprachlehre). J. G. Seume (Gedichte. Popular-philosophische Schriften. Reisebeschreibungen). J. D. Falk (Satyrische Schriften. Regeneration seit 1802. Prometheus. Vermischte Aufsätze, das Leben und die Kunst betreffend. Neuere satyrische Schriften. Elysium und Tartarus). Friedrich Rochlitz (Musikalische Zeitung. Glycine. Denkmale glücklicher Stunden). Gustav Schilling (Guido von Sohnsdom und

ähnliche Romane). Karl Spazier (Musikalische Aufsätze. Herausgabe der Zeitung für die elegante Welt). August Mahlmann (Novellen. Herodes vor Bethlehem. Maske. Gedichte. Nach Spaziers Tode, Redakteur der Z. f. d. e. W.) K. L. v. Woltmann (Geschichte der Reformation, Geschichte und Politik, Zeitschrift. Johann von Müller. Der westphälische Frieden). G. Merkel (Frauenzimmerbriefe. Der Freimüthige). Sophie Brentano (Gedichte. Amanda und Eduard. Bunte Reihe kleiner Schriften). Friedrich Hölderlin (Hyperion). Karoline Pichler (Gleichnisse). K. L. M. Müller (Novellen, Gedichte, Uebersetzungen). Clemens Brentano. (Godwi. Die lustigen Musikanten. Ponce de Leon. Des Knaben Wunderhorn). August Klingemann (Romano. Memnon. Ueber die Jungfrau von Orleans. Mehrere Recensionen in der Zeitung für die elegante Welt. Theater). Collin (Regulus. Coriolanus). Franz Horn. (Guiscardo. Luna. Henrico. Geschichte der deutschen Poesie. Octavio von Burgos. Nero. Tiberius. Otto. Kampf und Sieg *) Latona). Zacharias Werner (Söhne

---

*) Otto, welcher im Jahr 1810 erschien, hat erst einen öffentlichen Beurtheiler gefunden, welcher zwar das gesammte Wesen desselben nicht bezeichnete, jedoch Einzelnes recht wohl erkannte. Ueber den Roman: Kampf und Sieg, (2 Theile, 1811) habe ich bis jetzt (December 1811) noch keine öffentliche Stimme vernommen.

des Thales. Kreuz an der Ostsee. Weihe der Kraft). F. von Schütz (Lacrimas. Niobe. Der Graf von Gleichen). Friedrich Laun. (Mehrere Romane und Erzählungen, unter denen wir das „Schloß Riesenstein" und die Beiträge zum „Gespensterbuch" für die bedeutendsten halten). August Apel (Bedeutende Beiträge zur allgemeinen Literaturzeitung und musikalischen Zeitung. Polyidos. Gespensterbuch. Cicaden). Graf von Benzel Sternau (Das goldene Kalb. Pygmäen-Briefe. Jason). Th. Hell (Dramen, Erzählungen, Gedichte). Adam Müller (Vermittelnde Kritik. Elemente der Staatskunst). Julius v. Voß. (Romane. Die Griechheit. Künstlers Erdenwallen. Versuche, den Harlequin wieder auf die Bühne zu bringen. Polemik. Politische Schriften). Christoph Weißer (Sinngedichte. Epigrammatische Anthologie). Friedrich Baron de la Motte Fouqué

Mit Entschiedenheit darf ich sagen, das er das Höchste und Beste giebt, was ich bisher in der romantischen Poesie zu leisten im Stande war, und ich fordere hiedurch unsere besseren und strengen Kritiker freundlich auf, mir ihr Urtheil über denselben nicht vorzuenthalten. Wohl weiß ich, daß unsere meisten Kritiker nur die Schriften beurtheilen, die sich allenfalls auch im Halbschlummer ganz bequem recensiren lassen; doch nicht minder weiß ich, daß auch noch gar manche geistvolle, gründlich tiefe Kunstkenner unter uns leben, deren Urtheil ich sehr hochachte. Diese sind es, die ich hiedurch besonders auf jene beiden Romane aufmerksam machen möchte.

(Dramatische Spiele. Alwin, ein Roman unter dem Namen Pellegrin. Der Held des Nordens, in drei Schauspielen. Vaterländische Schauspiele, enthaltend: Waldemar und die Ritter und die Bauern. Eginhard und Emma. Die Jahrszeiten, enthaltend Undine *). Heinrich von Kleist (Die Familie Schroffenstein. Käthchen von Heilbronn. Erzählungen. Der zerbrochene Krug). Ludwig Achim von Arnim (Des Knaben Wunderhorn. Die Gräfin Dolores. Halle und Jerusalem). Oehlenschläger (Aladin, oder die Wunderlampe. Hakon Jarl). Carl Giesebrecht. (Armida. Mnemosyne. Dramatische Studien. Ein noch ungedrucktes Trauerspiel „Conrad v. Hohenstaufen"). Caroline Baronin de la Motte Fouqué (Roderich. Die Frau des Falkenstein. Erzählungen. Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung). Louise Brachmann (Gedichte. Novellen). Friedrich Kind (Gedichte. Malven.

*) Es ist hier nicht der Ort, diesen Dichter ausführlich zu beurtheilen. Nur das eine Wort stehe hier über ihn, daß er fast der Einzige unter den Deutschen Schriftstellern ist, der den ganzen großen herrlichen Geist des Mittelalters klar erkennt und darzustellen vermag. Es ist eine heilige Pflicht, jeden würdigen Deutschen aufmerksam zu machen auf den reinen und tiefen, frommen und kräftigen Geist dieses Dichters, der, wenn er auch nichts weiter geschrieben hätte, als das tiefsinnige zarte Mährchen „Undine," schon um deswillen der innigsten Liebe und eines reichen, vollblühenden Dichterkranzes werth wäre.

Tulpen, von denen der zweite Theil seine trefflichste Novelle „die Todtenglocke" enthält). Otto Heinrich, Graf von Loeben (Guido. Gedichte. Arkadien). St. Schütz (Der Dichter Myrthengrün. Gedichte. Gedanken und Einfälle über Leben und Kunst. Novellen). Görres (Ueber die Deutschen Volksbücher. Recensionen). Ernst Wagener (Willibalds Ansichten des Lebens. Reisen aus der Fremde in die Heimath). von der Hagen (Neue Ausgabe der Nibelungen und des Heldenbuchs). Docen (Sendschreiben über den Titurel. Bedeutende Verdienste um altdeutsche Literatur). Jakob Grimm (Sehr geistreicher Kenner der altdeutschen Literatur). Büsching (Herausgeber mehrerer Volkslieder. Bearbeiter des altdeutschen Gedichts „Der arme Heinrich"). Wolfart (Guntha. Die Katakomben). G. W. Fink (Volkslieder mit Musik, zwar wenige nur, doch unter den wenigen einige voll des wahrhaftesten Gefühls und angenehmer Fröhlichkeit). Hans Karl Dippold (Geschichte Karls des Großen. Gedichte). Gramberg (Kränze. Poetisches Taschenbuch. Sophonisbe, Trspl.) Karoline v. Woltmann (Blätter der Liebe. Heloise). Karl Streckfuß. (Novellen. Gedichte). Treizschke (Gedichte. Operetten. Bemühungen um Gozzi). A. G. Eberhard (Novellen).

§. 206.

Es kann vielleicht manche Leser befremden,

daß

daß hier auch manche Namen genannt worden sind, die nur eine geringe Bedeutung in sich tragen, mitunter so gar nur die Mittelmäßigkeit und Verfehltheit bezeichnen. Historische Beziehung machte die Erwähnung auch dieser nothwendig, denn selbst die Mittelmäßigkeit, und die Bedeutungslosigkeit kann eine betrübte Bedeutung erhalten, wenn sie auch nur — man verstatte das Wort — einem kleinen Streifchen von Zeit, so wie einem Theile des Publikums die Farbe leihet. Manche schrieben ihren Namen nur auf eine rasche Welle der Zeit, doch die Welle wird Eis, und Viele halten dann das Eis für Marmor.

Wenn wir indessen die gesammte Reihe der angeführten Namen genau durchgehen, so werden wir freilich überhaupt, zu manchem traurigen Gefühle Gelegenheit finden; doch wird, so Gott will, auch der Trost nicht ausbleiben. Einige der angeführten Dichter tragen ihn in der That auf die erfreulichste Weise in sich, und strömen ihn reichlich aus.

Jenes traurige Gefühl indessen, findet leider gar manchen Grund, z. B. die anspruchvolle Selbstgefälligkeit, das liebäugelnde Imponirenwollen des lauten Hochmuths, den egoistischen Sektengeist, der doch nicht einmal die Kraft hat, eine Sekte zu bilden, viel weniger eine Schule. Wir bemerken ferner. Zu viele Kraft geht verlo-

ren in der steten Hinneigung zur analysirenden Kritik, welche bei den meisten neuesten Dichtern über die producirende Kraft die Oberhand gewonnen hat. Man verschwendet das Talent, welches, mit Religion und Fleiß vereinigt, selbstständige Dichterwerke zu schafen im Stande wäre, für den bloßen Streit um Poesie.

§. 207.

Manche wollen besser schreiben als gut, und schreiben darum schlecht, manche haben sogar ihre ganze eigene Natur verloren, und gehen gefesselt nur in vorgezeichneten Bahnen. Manchen scheint der Inhalt des Gedichts fast nur ein lästiger Hausrath, und sie streben nur nach der Form, oft sogar lediglich nach der Form der Form. Zwei Drittheile der neuesten Gedichte, erscheinen uns wie trübe und doch dünne Luft, ganz besonders sind die meisten Sonette in diesem Geiste gedichtet, der kein Geist ist.

Man prunkt mit dem Heiligsten, man schleppt gleichsam das heilige Feuer der Vesta auf den geschwätzigen Krämermarkt, man läßt die Poesie verflüchtigen und verrauchen, wie Vitriol und Naphta, und die purpurrothe Fahn' der Deutschheit zum Fenster hinaus flattern.

Manches Talent geht unter im Streben nach charakterloser Allgemeinheit, welche man mit trauriger Vornehmheit „Griechheit" zu nennen wagt. Mit Freiheit gegebene erfreuliche Begränzung,

und bedeutungsvolle Tiefe, die sonst den Deutschen so eigen war, erblicken wir nur selten.

Auch der edle Stolz, ohne den kein Mann leben, kein Dichter dichten kann, ist bei einem großen Theil der Deutschen Schriftsteller verloren gegangen, nnd an dessen Stelle kam auf der einen Seite egoistischer Hochmuth, auf der andern kleinlaute Verzagtheit, wodurch die Fantasie gelähmt und das Gemüth erkältet worden ist.

Selbst die Freundschaft ist unter den Dichtern seltener geworden, und eitle Selbstsüchtelei ahndet nicht, daß jene wahrhaftige Tochter der Wissenschaft, auch die ewige Lebensluft habe für die Schöpfungen der Poesie. Nie aber ist eine Zeit gewesen, in der es den besseren Dichtern so heilige Pflicht hätte sein müssen, sich zu vereinigen in Wort und That, zu einem freien, edlen Dichterbund.

§. 208.

Was uns indessen Trost gewähren kann, sind einzelne große und herrliche Dichterheroen, deren ganzen Werth auseinander zu setzen, dem Werke selbst, welches sich mit der Geschichte des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunders beschäftigen wird, überlassen bleiben muß. Ferner müssen wir anerkennen, daß bei aller Verkehrtheit und Mittelmäßigkeit einiger Einzelnen, dennoch die Gesammtmasse von Geist und Talent der heutigen Schriftsteller größer sei als zu irgend einer andern Zeit. Das Publikum, theilweise nüchtern,

erkältet und erschöpft, theilweise aber gebildeter als jemals, verlangt nach dem Bedeutenden und Trefflichen, und dieser Umstand läßt kein Entschlummern der geistigen Kräfte der Schriftsteller fürchten, sondern hat veranlaßt und wird noch veranlassen ein höheres Aufgebot der Talente und des Fleißes. Nicht mehr wie sonst kann in unserer Literatur mit gewöhnlicher Scheidemünze gezahlt werden, und so ist denn manches reine gediegene Gold zu Tage gefördert worden und noch gar vieles wird zu Tage gefördert werden. Auch die alte trauliche Liebe der Dichter untereinander, und des Publikums für seine Dichter, wird wiederkehren, und der Weltgeist, der in dem gegenwärtigen Jahrhunderte, fast möchten wir sagen, mächtiger die Flügel regt als je, und vernehmlicher zu uns spricht als je, er, der schon so manchen Irrthum zertrümmerte, er wird die Deutschen wieder hinführen, zu dem was da bleibende Wahrheit und ewiges Leben in sich hat, und Freude die Fülle: Zur Liebe für die Religion und Poesie, zur Liebe die um so inniger sein wird, da alles andere, wonach sie sonst strebte, ihr keine Befriedigung geben konnte. Mit dieser fröhlichen Hoffnung, mit dieser beruhigenden Aussicht will ich dieses Werk freundlich schließen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz, 1781-1837

Die schöne Literatur Deutschlands während des 18. Jahrhunderts

Bd.: 1. (1812).

Berlin 1812

P.o.germ. 651 a-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111544-2